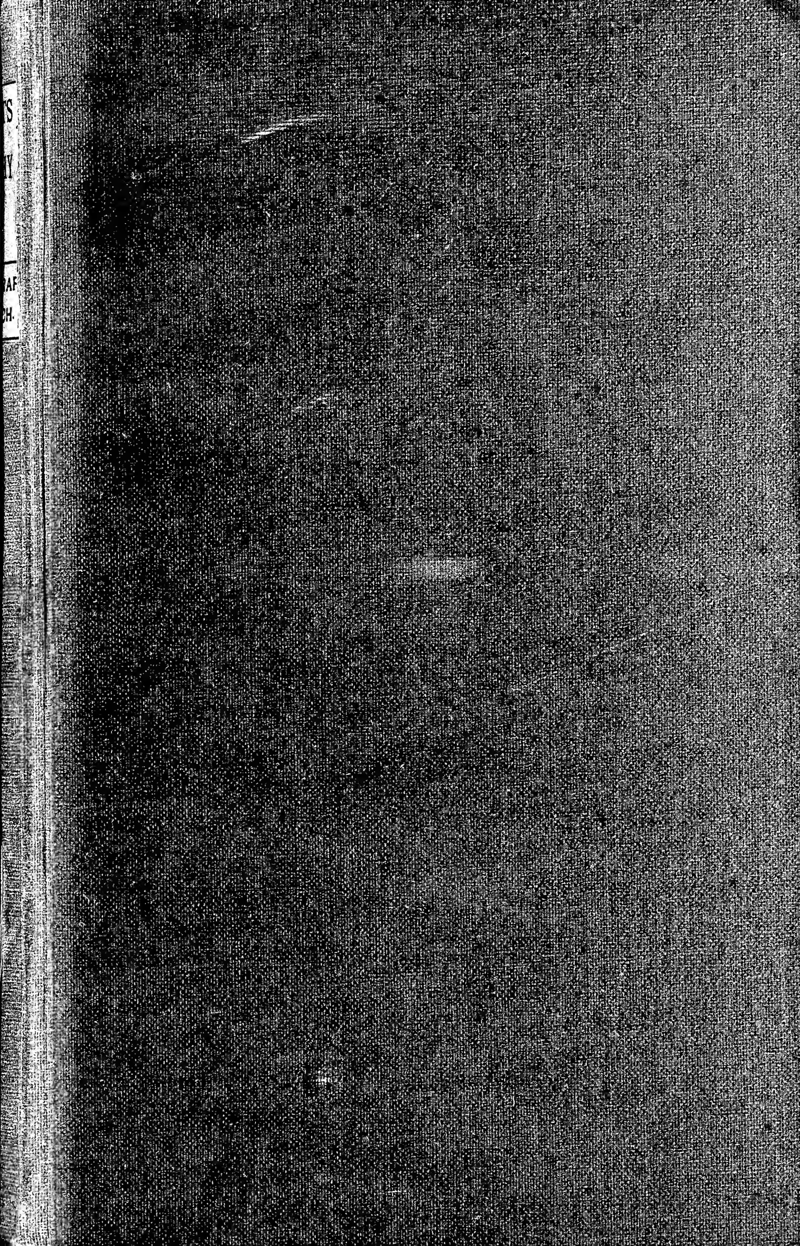
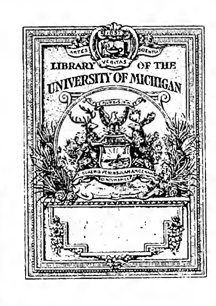




FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

PARSONS LIBRARY.

Contents

1. Abegg,J.F. Vorträge,auf Veranlassung d. Hinscheidens,Dr.J.F.Abegg. 1840

2. Falckenheiner,W. Festrede,bei d.Freier v.Schiller's 100jährigen Geburtstag...1

3. Feldhoff,A. Begrabnissfeier d.am 8.Jan. 1844 in Suaersfort entschlafenen u. am 11.Jan.in Wupperfeld...

4. Gmelin,L.,eine Skizze. 1853

5. Hausrath,A. Rede am Grabe des.....Lud. Winter 30.März 1838.

6. Kraussold. Erinnerung an Jean Paul 1863

7. Mohl,R.v. Alktenstücke betreffend d.Die Dienst-Austritt des R.v.Mohl. 1846

8. Petitti di Roreto,Conte. Delle Assoc.do anali fra varj statj. Memoria. 1842

Poth,F. Lobschrift auf Joh.v.Müller 1811

10. Stein,u.seine Bedeutung 1850

11. Thibaut,A.F.J. Worte gesprochen bei der Beerdigung d.Thibaut 1840

12. Tiedemann. Einige Worte am Grabe J.H.V Voss. 1826

13. Trott, F.W.H. Rede an dem Grabe Schregers gehalten am 11.Oct.1825

Vorträge,

auf Veranlassung des Hinscheidens

des weiland

Großherzoglich Badischen Kirchenraths, ersten Pfarrers bei der Gemeinde zum heil. Geist und ordentl. Professors der Theologie, Ritters des Ordens vom Zähringer Löwen,

Dr. Joh. Friedr. Abegg,

in der Sct. Peters- und der Heil. Geist-Kirche zu Heidelberg gehalten.

Heidelberg 1840.
bei J. C. B. Mohr.

Preis 12 Kr. Zum Beßten der Armen.

Einige Worte

gesprochen in der Sct. Peterskirche am 19. December 1840
vom

Dekan und Stadtpfarrer Dr. Dreuttel.

Im Namen des Herrn, der uns das Leben giebt und den Tod sendet, wie es ihm wohlgefällt. Amen.

Hochgeschätzte Trauerversammlung!

So eben kommen wir von einem Grabe, wohin wir einen ehrwürdigen Todten begleiteten, und weilen nun noch einige Augenblicke an dieser Gott geheiligten Stätte, um ein Paar Worte zu vernehmen, — nicht des Lobes und Preises, sondern der liebevollen, dankbaren Erinnerung an den Dahingeschiedenen.

Den Auftrag, solche Worte in unser Aller Namen zu reden, habe ich, sein vieljähriger Amtsgenosse an derselben Gemeine, übernommen, und ich entledige mich desselben so, wie es mir theils der bescheidene, anspruchslose Sinn des Vollendeten, theils die Rücksicht auf die Ungunst der gegenwärtigen Jahreszeit und Witterung, zu gebieten scheint.

Es sind aber, was jetzt unser Inneres bewegt, nicht schmerzliche Empfindungen, die in Klagen und Thränen ausbrechen; denn dazu ist kein Grund vorhanden, wie nahe uns auch immerhin der Verlust berühren mag, den

wir allzumal, mehr oder weniger, durch den Tod dieses Mannes erlitten haben. Nein, wir fühlen uns vielmehr angeregt zu einer mit Wehmuth gemischten Freude, angeregt zum herzlichsten Dank gegen Gott, den Herrn unsers Lebens, dafür, daß er den frommen Dulder der Last die er noch in den letzten Tagen auf ihn legte, enthoben, daß er die Schmerzen desselben gelöset durch ein sanftes, ruhiges Sterben. Er ist von uns geschieden, der theure Mann, von uns geschieden, nicht allein mit vollem Bewußtseyn, sondern auch — wie es vornehmlich Knechten Christi ziemt — mit zweifellosem Vertrauen auf Gottes Verheissungen. „Ich täusche mich — sprach er zu mir bei einem der Besuche, die ich ihm in seiner Krankheit abstattete — ich täusche mich nicht über meinen Zustand. Mir liegt klar vor Augen, daß ich in Kurzem den Weg alles Fleisches gehen werde; aber darum ist mir nicht bange. Ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir meine Beilage bewahren kann bis an jenen Tag. Ja ich freue mich sogar und habe Lust, ausser dem Leibe zu wallen, und daheim zu seyn bei dem Herrn."

Diese mit fester Zuversicht gesprochenen Worte lassen uns, Andächtige, einen Blick thun in die Geistesrichtung, in das Leben und Wirken des Mannes. Wir wollen hierüber einige Züge festzustellen suchen, und zwar — da es uns zu Ausführlicherem an Zeit gebricht — nur solche, welche sich zunächst beziehen auf das Eigenthümliche in der Erscheinung seiner Persönlichkeit.

Ueber ein halbes Jahrhundert wirkte der Selige in verschiedenen Stellungen, als oberer Kirchenbeamter, als Prediger und Seelsorger, als Gymnasial- und Univer-

sitätslehrer, mit anerkannter Auszeichnung. Die längste Zeit seiner Amtsthätigkeit verlebte er hier an unsern beiden evangelischen Gemeinen. Und überall, wo er auftrat, beurkundete er eine innere Tüchtigkeit, eine Reinheit der Gesinnung, eine Milde und Freundlichkeit, wodurch ihm die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam, gewonnen werden mußten. Vorzüglich gesegnet war seine Arbeit an der Kirche, als Diener des Wortes Gottes. Erinnern wir uns nur seiner beredten Vorträge von der Kanzel, nur des Eindrucks, den dieselben jedesmal hervorbrachten. Denn waren sie gleich mitunter für einen Theil seiner Zuhörer vielleicht zu hoch oder zu tief, so hatten sie doch immer unbeschreiblich viel Anziehendes, und erweckten christliches Bewußtseyn auch bei denen, die ihn nicht durchgängig verstanden.

Dieser Erfolg der genannten Vorträge hatte seine Quelle in dem eigenen Innern des reichbegabten Mannes. Er sprach allezeit aus dem Herzen, aus der Fülle seiner Ueberzeugung. Darum mußten denn auch seine Worte überall Anklang finden, überall wieder zu Herzen gehen. Keineswegs gehörte er zu den einseitigen, starren, abgeschlossenen Anhängern und Vertheidigern des symbolisch beglaubigten kirchlichen Lehrbegriffs, aber er war ein vom Geiste Christi erleuchteter Lehrer, der das Fundament des Christenthums, die Schrift, heilig achtete, der mit eben so großer Freiheit als Entschiedenheit festhielt an dem Einen, was Noth thut, am Glauben, an der Liebe und an der Hoffnung.

Und eben diese Drei erkannte er zugleich als die Leitsterne seines eigenen Lebens. Sie leuchteten ihm bei allen Zweifeln, in die er selbst verstrickt war, bei allem Wech-

sel, allen Wirren der theologischen Ansichten unserer Zeit, leuchteten ihm in ungetrübter Klarheit, bei den vielen herben Erfahrungen, die er zu machen hatte, in den vielen dunkeln Gängen, durch welche ihn die ewige Liebe zur Vollendung führte. Immer, in heitern wie in trüben Tagen, war das Auge seines Geistes nach Oben gerichtet, und man erkannte auf den ersten Blick, an der höhern, durchgängig harmonischen Stimmung seines innern und äussern Menschen, die Gotteskraft, die das Evangelium von Christo allenthalben bewährt, wo man es an sich kommen läßt, wo man sich ihm mit ganzer Seele unterwirft. In der Demuth seines Herzens vermaß er sich freilich nie, zu glauben, daß er es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sey, allein er durfte doch mit dem Apostel sprechen: ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nämlich das vorgesetzte Ziel, das Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes, in Christo Jesu. Und wir, die wir seinen Wandel in Liebe und Treue, in Wahrheit und Gerechtigkeit, in Frömmigkeit und Gottesfurcht, geschauet haben, wir mögen jedenfalls allesammt auf ihn zurückblicken, als auf ein Vorbild, das uns zur Nacheiferung zu erwecken und zu stärken geeignet ist.

Wohl haben wir nun, m. Fr., dem Entschlafenen den letzten öffentlichen Beweis unserer Liebe und Verehrung gegeben, indem wir ihn in großer Zahl an den stillen Ort brachten, wo alle Laute des Schmerzes verstummen, alle Thränen getrocknet werden von unsern Augen, an den Ort, der nach unsrer Christenhoffnung die Pforte ist, durch die wir in eine höhere Lebensordnung

eintreten. Indessen werden wir ihm auch ein dankbares Andenken für die Zukunft bewahren. Du besonders, liebe Gemeine, an der er so lange gewirket, wirst eingedenk bleiben deines frommen Hirten und Lehrers, wirst nicht vergessen das Wort des Lebens, das er unter dir verkündigte, das Beispiel, worin er dir so mächtig vorleuchtete, gleichwie auch wir, seine Collegen, nicht vergessen werden das friedliche und freundliche Verhältniß, das einhellige Zusammenwirken, das zwischen ihm und uns, zum Segen der Gemeine, statt gefunden. Leicht sey ihm, dem Entschlafenen, die Erde, die er seines Theils ebenfalls nicht drückte, und Gott, der gnadenreiche Erbarmer, gebe ihm, um Christi willen, den Lohn, der jedem seiner treuen Arbeiter am Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, verheißen ist. Amen.

Rede,

bei der Beerdigung,

in der Sct. Peterskirche gehalten vom Universitätsprediger

Professor Dr. Rothe.

Andächtige, hochgeehrte Trauerversammlung!

Auch die Universität kann nicht schweigen an dem Grabe des Verewigten, der ihr eine so lange Reihe von Jahren hindurch eine edle Zierde war. Sie hat mir den ehrenden Auftrag ertheilt, ihren Nachruf auszusprechen. Ich folge ihm mit dem Gefühl des dankbaren, ewig dankbaren Schülers und dem Schmerz der Freundschaft, deren der Selige in seinen spätesten Lebensjahren den jüngeren Amtsgenossen würdigte.

Die Universität steht hier mit tiefem Schmerz, aber zugleich mit einem unbeschreiblich trostreichen Gefühl der Erhebung. Sie weiß, was sie verloren hat; denn sie wußte immer, was sie an dem Entschlafenen besaß. Sie hat in ihm immer nicht bloß den gleich sehr ausgezeichneten und treuen Lehrer der Wissenschaft verehrt, sondern auch einen Gottesmann im vollen Sinne des Worts, eine hellleuchtende Erscheinung christlicher Frömmigkeit; und grade diese seine, wir dürfen mit Grund sagen seltene Frömmigkeit hat sie als ein köstliches Kleinod geachtet, grade auch für sich als wissenschaftliche Anstalt. Heute zumal, wo sein Bild in der Beleuchtung des Todes vor ihrem Auge steht, heute treten ihr alle übrigen Vorzüge des Gelehrten und des Priesters der Wissenschaft so verblichen zurück gegen diesen Einen, daß sie nur dieses zu

gedenken vermag. Zudem hier, in der Mitte einer christlichen Gemeinde, hat sie das bestimmte Bedürfniß, es öffentlich auszusprechen, daß an dem Seligen auch ihr eben das das Größte und Herrlichste ist, wodurch er der Gemeinde, der er angehörte, so werth und ehrwürdig und so zum Segen geworden ist. Und so weiß sie denn an seinem Grabe keinen würdigeren Kranz niederzulegen als ein Zeugniß davon, daß sie ihn verstanden hat grade in dem, worin er sein eigentliches Leben gelebt hat, durch die, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen gehaltene, Vergegenwärtigung seiner Frömmigkeit. Ich werde dabei nicht den Lobredner machen, wohl eingedenk, daß die aufrichtigste Demuth grade einer der lieblichsten Edelsteine in dem Kranze der Tugenden des Verklärten war; es genügt auch, die nackte, ungeschminkte Wahrheit zu geben. Auch werde ich nicht einen Heiligen machen aus dem Manne, der von der menschlichen Schwachheit ein so lebendiges Bewußtseyn hatte, und davon, daß wir alle des Ruhms ermangeln, den wir vor Gott haben sollten, noch bei ihm ein eignes Verdienst hervorheben, der nur aus Gnaden um Christi willen selig werden wollte. Aber ich darf auch das Werk der Gnade des Herrn nicht verschweigen; sondern das soll freudig gerühmt werden zum Preise Gottes, wo es so herrlich entgegenstrahlt. Und wenn an dieser Gott geweihten Stätte nur was zur Erbauung dient geredet werden darf, so darf ich Euch getrost das Bild der Frömmigkeit des seligen Mannes Gottes vorhalten; denn es ist wahrlich erbaulich.

Wohl ist es ein großes Zeugniß für einen Menschen, wenn dieß von ihm gesagt wird; aber hier kann es mit Wahrheit gesagt werden. Das müssen Viele von uns aus

eigener Erfahrung wissen. Haben wir uns ihm nahen können, ohne von ihm erbaut zu werden? Und wodurch erbaute uns seine Nähe so? Vor allem dadurch, daß ihr unmittelbarer Eindruck auf uns ein Zeugniß von der Wahrheit der Frömmigkeit selbst, und zwar bestimmt der christlichen, gab, ein überführendes Zeugniß davon, daß diese kein Wahn und Traum sei, sondern vollstes, unvergänglichstes Wesen und Wirklichkeit. So empfanden wir nicht nur, wenn er an heiliger Stätte oder im engern häuslichen Kreise den beredten Mund aufthat und die Fülle des Herzens überfließen ließ von dem kündlich großen Geheimniß der Gottseligkeit; nein, seine ganze Erscheinung überhaupt gab uns diesen Eindruck. Man durfte nur auf seinem freundlich ehrwürdigen Antlitz den tiefen, stillen Frieden Gottes ausgegossen sehen, dem man es bald abfühlte, wie er höher sei als alle Vernunft, oder in das Licht aus der unsichtbaren Welt hineinschauen, das so freudig aus seinem Auge leuchtete, und den belebenden Athem empfinden, der von der bis in sein hohes Alter unverwelklich frisch bleibenden Jugend seines inwendigen Menschen herwehte. Man durfte nur an sich selbst die reinigende Kraft seiner Erscheinung erfahren, nur inne werden, wie um ihn her immer ein Heiligthum war. Mir selbst ist er — und könnte ich einem sterblichen Menschen größeres nachrühmen? — einer der ersten gewesen, deren Anschauung mir die Wesenhaftigkeit und Wirklichkeit der christlichen Frömmigkeit mit überwältigender Gewißheit versiegelt hat. Das werde ich Dir nie vergessen, väterlicher Freund, und das will ich auch hier nicht verschweigen! Und dessen bin ich überhaupt gewiß, daß ihm gegenüber auch der Leichtsinnigste nicht vermocht hätte, der Frömmigkeit zu spotten.

Worauf nun beruhte dieser mächtige Eindruck? Auf der Wahrheit seiner eignen christlichen Frömmigkeit, darauf, daß Christus in ihm wirklich eine Gestalt gewonnen hatte, darauf, daß die christliche Frömmigkeit seinen ganzen Menschen durchdrungen hatte, in ihm wirklich zu einer andern Natur geworden war. Nirgends erschien er selbst mit seiner Frömmigkeit im Widerspruche, nein, seine Frömmigkeit war er selbst. Daher war so gar nichts Gemachtes an ihr; daher ihre völlige Freiheit von aller Manier, ihre völlige, reine Farblosigkeit, ihre Unbefangenheit, bei der sie für alles Edle, Große und Schöne ein offnes Auge und einen empfänglichen Sinn sich bewahrte; daher ihre hohe Lauterkeit, bei der ein Gedanke an die Möglichkeit, daß er mit ihr zugleich etwas für sich selbst suche, uns gar nicht ankommen konnte. Ja dieses klare, ungefärbte Licht der Frömmigkeit, ich bekenne es, so rein habe ich es bei keinem andern Christen je gefunden. Aus dieser Ganzheit seines Christenthums erklärt es sich, wie in ihm die Gegensätze der menschlichen Eigenthümlichkeiten auf so überraschende Weise vereinigt sein konnten: Ehrfurcht gebietende Hoheit und durchgängige Würde und dabei doch wieder die höchste Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit, so daß man in ihm ganz eigentlich mit Augen sehen konnte, wie Hoheit der Seele und unbefangne Kindeseinfalt Eins und dasselbe sind; — kühner Flug des Geistes und Ueberschwänglichkeit des Gefühls und der religiösen Anschauung und doch dabei der nüchternste, klarste, schärfste, umsichtigste Verstand in allen Angelegenheiten des wirklichen Lebens; — heitre Zwanglosigkeit und dabei doch ein so feiner, sichrer Takt für das Richtige und Angemessene, dem man zuversichtlich vertrauen durfte; heiliger sittlicher Ernst,

und doch auch wieder die liebevollste, schonendste und duldsamste Milde wo es die Beurtheilung anderer galt; — Männlichkeit, Entschiedenheit, Festigkeit und Sicherheit eines kräftigen, höchst ausgesprochenen Charakters und dabei jene uns allen so wohlbekannte äüßerste Bescheidenheit, jene rührende Zartheit der Rücksichtsnahme auf andere; — Zartheit seines ganzen eigenthümlichen Wesens — denn er war eine zarte, feingebaute Natur, — und leises Zartgefühl, und dabei doch so gar keine bemerkbare Verletzbarkeit und Empfindlichkeit; — dieses lebendige Gefühl der göttlichen Gnade, dieses tiefe Durchdrungensein davon, daß er durch sie allein sei was er sei, und doch so gar kein Schatten von geistlicher Ueberhebung über andre; -- diese aufrichtige, liebliche Demuth und dabei doch auch wieder diese unbefangene freudig dankbare Hinnahme der Erweisungen verehrungsvoller Liebe. Er brauchte diese Gegensätze nicht erst in sich zu schlichten; in seiner reinen Seele klang alles harmonisch wieder, und die Gegensätze lösten sich von selbst. War doch sein Wesen Andacht und Liebe geworden; beides ganz, und darum beides im schönsten Einklange.

Dieß die Wahrheit seiner christlichen Frömmigkeit; aber auch von ihrer Liebenswürdigkeit darf ich nicht schweigen. Zwar eine wahre und ganze Frömmigkeit ist schon an sich immer auch eine liebenswürdige; denn jede harmonische, in sich vollendete Erscheinung trägt den Zauber der Schönheit. Allein die Frömmigkeit unsers Dahingeschiedenen hatte noch ihre ganz eigenthümliche Lieblichkeit. Sie hatte etwas so gar Freudiges, Anmuthvolles und Wohlthuendes an sich; sie war so gar frei von allem Strengen, Scharfen, Schroffen, Herben; sie hatte so

ganz die Milde der reifen Frömmigkeit. Zwar war auch er durch viele Trübsale, durch scharf und tief in seine Seele einschneidende Schmerzen in das Reich Gottes immer tiefer eingeführt worden, und sein Herz hatte viel geblutet in einem langen Pilgerleben; aber die Wunden hatten in ihm keine entstellenden Narben zurückgelassen, und unter den Kämpfen hatte sich keine Härte an seinem Wesen angesetzt. Selbst die sich häufenden Jahre konnten die frische Anmuth seiner Erscheinung nicht abbleichen. Mit zartem Takt verengte er nach Verhältniß des Dahinschwindens der Lebensrüstigkeit mehr und mehr den Schauplatz, auf dem er sich bewegte, und feierte einen friedlichen Feierabend, umgeben von der innigsten Verehrung und Liebe eines engeren Kreises, an dessen Freuden er fort und fort den liebevollsten Antheil nahm, ohne sie je da, wo er sie nicht mehr theilen konnte, zu stören. Wem wäre um ihn nicht wohl gewesen? Die Ehrfurcht gebietende Würde seines Wesens störte dieses Wohlgefühl nicht. Sie hatte nichts Einschüchterndes und Beengendes, vielmehr etwas unbedingt Vertrauen erweckendes; denn überall blickte bei ihm durch den unbeweglichen Ernst die Liebe, die freundliche, mit der Schwachheit mitfühlende Milde hindurch. Seine Nähe machte wohl immer einen beschämenden, demüthigenden Eindruck, aber immer zugleich einen ermuthigenden, freudig erhebenden. Man konnte ihn nicht fürchten; denn man mußte ihn verehren. Ja man mußte ihn verehren; und ihm gegenüber wurde man inne, daß Verehrung kein leeres, conventionelles Wort ist; ihm gegenüber lernte man, was Verehrung ist, und wie süß und selig sie ist. Ich halte es nicht zurück, ja, für keinen Menschen noch habe ich eine tiefere, reinere, zuversicht-

lichere Verehrung im Herzen getragen als für Dich, Du theurer Entschlafener!

Können wir also wohl, andächtige Freunde, in einer anderen Stimmung von der sterblichen Hülle unsers Verewigten scheiden und von seinem Grabe aus auf sein langes Leben hinblicken als in der Stimmung schöner Erhebung? Der Rückblick auf ein solches Leben macht einen reinen, befriedigenden, versöhnenden, innerlichst wohlthuenden Eindruck. Hier kann niemand mehr fragen, wie es so oft geschieht unter dem Dunkel und den Verwirrungen so manchen Menschenlebens, wozu wir doch leben. Hier leuchtet uns die reine Verklärung des menschlichen Daseins in's Auge. Hier ruft man nur anbetend aus: Herr, was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich sein so annimmst? Hier hat der Tod seine Schrecken abgelegt. Hier sehen wir es mit unsern Augen, wie die für die Ewigkeit reife Frucht eines irdischen Daseyns abfällt. Nur das können wir sagen: er hat vollendet. Hier können wir nicht mit peinlicher Furcht und Bangigkeit trauern. Hier darf man, — ja gewiß man darf es, — die Weinenden trösten. O gewiß, es ist eine unaussprechlich selige Sache um den Tod eines Menschen, von dem man mit unbedingter Zuversicht weiß, daß er zu seines Herrn Freude eingegangen ist! Eine unaussprechlich selige, und doch nur sehr seltene Sache! Hier können wir uns nicht wirklich getrennt fühlen von dem Heimgegangenen. Wer einen solchen Mann verstanden hat, dem kann er nicht entrissen werden. Wer einen solchen Mann geliebt hat, der kann von seiner Liebe niemals geschieden werden. Nein, grade erst jetzt wird er es recht inne, welch eine köstliche Liebe es

ist, mit der man solche Seelen liebt, und daß hier unzerreißbare Bande, Bande für die Ewigkeit geknüpft sind. Hier erscheint das Leben nicht als durch den Tod abgebrochen. Das Gedächtniß des Gerechten lebt fort im Segen. Er wird unter uns fortleben und fortwirken; dazu bedarf es gar keines besondren Zuthuns. Wie wir bei seinem Leben an ihm hinaufgesehen haben, so werden wir es auch jetzt an seinem durch den Tod noch verklärteren Bilde.

Wohlan denn, so erheben wir unsre Herzen zu dem, der allein hoch ist! Ja, Du unser Gott, Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi! wir danken Dir von Herzens Grund, daß Du den Entschlafenen uns geschenkt und so lange uns geschenkt hast. Wir erkennen es, und jetzt lebhafter als je, wie sehr Du uns segnest in solchen Männern. Laß das Geschlecht dieser Gerechten unter uns nicht aussterben. Laß den Segen des Heimgegangenen reichlich zurückkehren auf die, welche ihm hier die nächsten und theuersten waren, und die ihn mit treuer und zarter, sich selbst vergessender Liebe auf Händen getragen haben bis Du ihn in dieses Grab gebettet hast. Richte die trauernde Gattin und die weinenden Kinder und alle liebenden Angehörigen in der Nähe und in der Ferne auf durch Deine himmlischen Tröstungen; erhebe sie durch die Empfindung der beglückenden Gemeinschaft, die sie auch jetzt noch mit dem geliebten Todten verknüpft. Unter uns aber, auf unsrer Hochschule und in der Kirche unsers Vaterlandes, laß sein Gedächtniß im Segen fortleben und die Saat fröhlich fortgedeihen, die er durch Deine Gnade auf Hoffnung freudig gesäet hat. Amen.

Predigt

gehalten

am Tage nach der Beerdigung in der Kirche zum H. Geist

vom

Professor **Dittenberger.**

Gesang der Gemeinde, No. 541.

Tiefe Trauer eint uns hier,
Wo uns Freude sonst umfangen,
Unseres Freundes denken wir,
Der den Weg vorangegangen;
Sein entschlummertes Gebein
Segnen wir mit Thränen ein.

Was er Gutes hier gethan,
Was uns liebevoll verbunden,
Blicken wir voll Rührung an,
Es ist nicht mit ihm verschwunden;
Denn, wie schnell das Leben eilt,
Gutes bleibt und Liebe weilt.

Christen schreckt nicht Grab und Tod,
Nicht der Schmerz der Trennungsklage;
Todesnacht bringt Morgenroth
Von dem ew'gen Freudentage.
Des Erlösers Tempel steht,
Wo kein Sturm der Erde weht.

Flucht an eines Engels Hand,
Rettung vor den Ungewittern,
Weg in's ew'ge Vaterland, —
Kann der Christ vor dir erzittern?
Seines Glaubens Freudigkeit
Harrt des Tags, der ihn befreit.

Hebr. 13, 7.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Meine andächtigen lieben Freunde und Zuhörer! In der heiligen Adventzeit und im Angesichte des freudenreichen Christfestes hat uns alle ein tiefer, inniger Schmerz ereilet mit dem Verluste unseres theuren Hirten und Lehrers, dessen sterbliche Hülle wir gestern zu Grabe geleitet haben. Er ist dahin, — so ging die Trauerbotschaft in diesen Tagen von Haus zu Haus in unserer Gemeinde und entlockte den Augen Vieler Thränen der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit. Wie viel, wie unersetzlich viel haben wir verloren mit dem theuren Gottesmanne? Dieser Gedanke drängt sich uns besonders hier auf an dieser Stelle, in diesem Hause, in der Mitte der Gemeinde, welcher der Entschlafene so viele Jahre lang seine ganze Kraft und Liebe widmete. Und der Schmerz über seinen Hingang, — wo könnte er so allgemein und in dieser Allgemeinheit so tief seyn, als bei denen, mit welchen Er so lange durch die heiligen Bande des kirchlichen Lebens auf's innigste verbunden war?

Aber jeder auch der bitterste Schmerz trägt, wenn er ein wahrhaft christlicher ist, eine läuternde und verklärende

Kraft in sich und gewiß, wenn wir Seiner gedenken, dem heute unsere Wehmuth und unsere Trauer gilt, so gibt der Gedanke an sein Wesen schon unserem Schmerze diese segenbringende Kraft. Darum lasset mich in dieser Stunde, da zum ersten Mal nach seinem Tode die Glocken, so ihm zu Grab geläutet, uns zur Kirche riefen, euren Empfindungen entsprechend und dem Bedürfnisse des eigenen Herzens folgend, beim Bilde des Dahingeschiedenen verweilen, damit Er auch im Tode noch, wie er so oft im Leben gethan, uns kräftige zu einem wahrhaft christlichen Sinne und Wandel.

Dazu fordert auch der Text uns auf, welcher ermahnet: gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Wir sollen also, das macht die heilige Schrift uns zur Pflicht, der heimgegangenen christlichen Lehrer gedenken, sollen bei ihrem Bilde, wie es sich bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens vollendet hat, anschauend verweilen und ihrem Glauben nachfolgen.

Das lasset uns auf den theuren Entschlafenen und auf unser Verhältniß zu ihm anwenden und wir werden erfahren, daß das Gedächtniß an ihn uns zur Nachfolge im Glauben kräftigen kann und kräftigen soll.

Wohlan denn, trauernde Gemeinde, diesen Gedanken, den das apostolische Wort uns nahelegt, wollen wir nachgehen, indem wir unter dem Beistande Gottes in dieser Stunde wehmüthiger Erinnerung versuchen, die Frage zu beantworten:

Wozu soll das Andenken an den verklärten theuren Hirten und Lehrer seine Gemeinde jetzt und immerdar stärken?

Die Antwort gibt uns der Text auf's einfachste und sie lautet:

Ihm nachzufolgen im Glauben!

Du Gott der Gnade und des Trostes, der du Ihn uns geschenkt und sein Werk an dieser Gemeinde reichlich gesegnet hast, segne auch diese Seinem Gedächtnisse geweihete Betrachtung an unseren Herzen! Amen!

Des Christen Glaube, meine Freunde, muß, wenn er der rechte ist, ein fester, freudiger, das Leben verklärender, in Liebe thätiger seyn. So will ihn der Herr selbst, an den wir glauben, so fordern ihn seine Apostel, so haben sie ihn im Herzen getragen, im Leben bewähret, im Tode besiegelt, und so allein kann er ein der Nachfolge würdiger seyn. Nehmet ein's von diesen vier Stücken weg, die Festigkeit oder Freudigkeit, die verklärende Macht oder die liebevolle Thätigkeit des Glaubens, — und ihr nehmet ihm einen wesentlichen Theil seines Wesens und zerstöret somit dies Wesen selbst. Aber freilich fehlet nur zu häufig in der Erscheinung beim Einzelnen das eine oder das andere dieser vier Stücke, oder das eine tritt auf Kosten des anderen zu sehr hervor, und das andere durch das eine zu sehr in den Hintergrund. Desto schöner, anziehender und erquickender leuchten jedoch gerade deßhalb die Erscheinungen des christlichen Lebens dem Auge unseres Geistes entgegen, in welchen jene vier Stücke, wie es seyn soll, gleichmäßig sich durchdringen

und harmonisch vereinet sind. So war es in dem Leben des unvergeßlichen Mannes, den wir betrauern und dessen Glauben wir nachfolgen sollen; Festigkeit und Freudigkeit, Verklärungskraft und Liebesthätigkeit waren in seinem Glauben auf bewunderungswürdige Weise verbunden und das gerade gab seinem Wesen die eigenthümliche Harmonie, Würde und Hoheit.

Lasset uns das näher im Einzelnen in's Auge fassen, um zu erkennen, was das heiße: ihm nachfolgen im Glauben.

I.

Es gibt, meine Lieben, eine doppelte und verschiedene Festigkeit des Glaubens. Ich möchte die eine die starre, die andere die lebendige Glaubensfestigkeit nennen. Ja es gibt eine Starrheit des Glaubens, in welcher der unerschöpfliche Glaubensinhalt in Worte und Formeln gebannt und an diesen festgehalten wird mit unerbittlicher Strenge, statt an dem unendlichen Reichthume, der mit jenen Worten ausgedrückt und in diesen Formeln angedeutet werden soll. — Diese Festigkeit des Glaubens, so auf Menschenwort pochet und nach Formeln richtet, kannte der Entschlafene nicht, wohlwissend, daß auch hier der Buchstabe tödet und nur der Geist lebendig macht.

Aber es gibt auch eine lebendige Festigkeit des Glaubens, ein bei aller Macht des Zweifels und der Welt unerschütterliches Ruhen der Seele in Gott, ein stetiges und unauflösliches Verknüpftseyn mit dem Erlöser, und das versteht die heilige Schrift in unserm Textworte unter Glauben, indem sie zur Nachfolge darin auffordert. — Das war die Glaubensfestigkeit des Vollendeten. Unerschütterlich fest war er verbunden mit seinem Gott im in-

nersten Leben der Seele, mit dem lebendigen Gott, in welchem wir leben, weben und sind; unauflöslich fest war er verknüpft mit seinem Heiland, in dem er die Fülle der Gottheit schaute leibhaftig, der ihm das Licht der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben war; ruhig wandelte er seine Bahn, dessen sich bewußt mit der innersten Gewißheit des Geistes, daß nur in Christo die von Sünde, Welt und Tod erlösende Macht zu erfassen und Versöhnung und Friede mit Gott und Leben und Seligkeit zu finden sey.

Das hielt Er fest in einem langen schweren Leben, schwer durch die Ereignisse der Zeit, — schwer durch die Prüfungen seines eigenen Daseyns. Ja für wahr, es war die Zeit, in der Er wirkte und von seinem Glauben der Gemeinde Zeugniß geben mußte, eine schwere Zeit, eine Zeit gefährlicher Prüfung für solchen Glauben. Er mußte sehen, wie der Gott, dem er sich lebendig verbunden wußte, ihm entrissen werden sollte, und seines Alles durchdringenden Lebens beraubt durch die vom Ewigen sich trennende Forschung des menschlichen Geistes; — er mußte erfahren, wie der Heiland, dessen Leben ihm allein den Namen eines wahren, ewigen Lebens zu verdienen werth war, des Ebenbildes vom Vater entkleidet wurde durch Menschenhand; — er mußte schauen wie mit dem Sturze menschlicher Hoheit auch das Ihm über Alles Heilige und Höchste herabgewürdiget und mit Füßen getreten wurde; — in solcher Zeit war und blieb sein Glaube unerschütterlich fest.

Und auch die Prüfungen des eigenen Lebens konnten diesen Glauben nimmer wankend machen. Die Liebe seines Gottes leuchtete ihm selbst durch die bittersten Trüb-

sale, welche über seine Seele kamen; in der Hand, die da verwundete und schlug, erkannte er und hielt er fest die Vaterhand, die allzeit segnet, allzeit heilet. Den Kleinmuth kannte er nicht und die Verzagtheit kam nicht in die Nähe seines Herzens; denn daß, was Gott thut, wohl gethan sey, war ihm gewiß im Glauben; darum verzagte er nicht, sondern stellte Alles dem anheim, der sein Fels war und seine Burg und sein Hort, auf den er bauete.

In dieser seiner Glaubensfestigkeit hat er Kraft gegeben und Trost gespendet den Schwachen und Trostbedürftigen in dieser ihm so theuren Gemeinde. Wie viele hat er befestiget, wie manchmal der Wankenden Kniee gestärket, wie oft ist er der Stab gewesen, auf den sich die Sinkenden gestützet, an dem sich die Gefallenen wieder aufgerichtet haben?

So laßt uns denn, Geliebte, Ihm nachfolgen in dieser Glaubensfestigkeit und namentlich Ihr, denen die Weisheit der Menschen, den Glauben, der eine Weisheit aus Gott ist, wankend gemacht und erschüttert hat, erhebet euch im Hinblick auf den auch eurem Herzen theuren Lehrer zu neuer Glaubenskraft, folgt seinem Glauben nach!

II.

Wo, meine Lieben, diese lebensvolle Glaubensfestigkeit sich findet, da ist auch Freudigkeit zu Hause allezeit.

Freuden hat und kennet auch die Welt, die nicht im Glauben steht, aber Freudigkeit hat sie keine, Freudigkeit wohnt nicht in den Seelen ihrer Kinder; dieweil ihnen der Glaube fehlt und ihre Freuden nicht die wahren, bleibenden, ewigen sind, sondern eitel und nichtig in sich,

kaum werth den Namen der Freude zu tragen und leider nur zu oft solche, die in sich selbst den Stachel der Sünde und somit Freudlosigkeit und Unfriede im Gefolge haben. Freudigkeit, — jene friedliche Stille des Herzens, da die Wogen innerer Stürme durch die Stimme dessen, der dem Meere gebot, geebnet sind; Freudigkeit, — jenes wonnevolle Aufjauchzen der Seele über den Reichthum himmlischer Güter und göttlicher Gnade; Freudigkeit, — jener selige Vorschmack völliger Gemeinschaft mit Gott in ewiger Herrlichkeit; — diese Freudigkeit wohnt nur im glaubensvollen und glaubensfesten Gemüthe, ja sie ist der Glaube selbst in seiner unmittelbaren Einwirkung auf den ganzen inneren Zustand des Menschen.

Und nun kehret mit mir zurück zum Bilde des Betrauerten. Schauet Ihm noch einmal in's klare, heitere Auge. Könnet ihr darin erblicken die Spuren der Stürme und Wetter, die über seinem Haupte dahinfuhren? vermögt ihr darin zu lesen die Geschichte der Schmerzen und Trübsale, die ihn durch's Leben begleiteten? Nimmermehr meine Freunde! Aber das schauen wir in seinen Augen, daß sein Glaube ein freudiger war, freudig in Gott, freudig in seinem Erlöser. Daß der Mensch außer diesen keine wahre, bleibende, ewige Freudigkeit haben könne, war ihm gewiß, daß er auf sich allein gestellt im Schmerze über die Vergänglichkeit alles Irdischen und in der Verzweiflung über die Sünde vergehen müßte, das wußte er wohl; aber daß auch das Herz, welches den lebendigen Gott gefunden und des Erlösers Kraft in sich aufgenommen, einer unvergänglichen Freude theilhaftig werde, das hatte Er an sich selber erfahren und darum war der hei-

tere Glanz wahrer Freudigkeit über sein ganzes Wesen verbreitet.

Lasset mich nur Eines anführen als Beweis für das Gesagte, da die Kürze der Zeit verbietet, auf Mehreres hinzuweisen.

Erinnert euch an die Augenblicke, da Er hier stand, das Wort Gottes euch verkündigend, selbst in den Tagen des Greisenalters noch mit jugendlicher Kraft; wie Er in lieblichen Worten die höchsten und tiefsten Gedanken mit den großen Bildern der heiligen Schrift euch vor die Seele führte. Was war's, das da so ungemein anzog, so gewaltig zum Herzen sprach und einen so herrlichen, unvergeßlichen Eindruck hinterließ? — Es war die Freudigkeit seines unerschütterlichen Glaubens, die aus seinen Augen leuchtete, die den sonst stillen Mann wunderbar beredt machte und ihn mit prophetischer Macht, wie mit evangelischer Milde predigen lehrte zur Ehre seines Gottes.

Seht solche Freudigkeit und folget seinem Glauben nach! An euch besonders richtet sich diese Mahnung, die ihr den Christenglauben für eine düstre Schranke haltet, welche die Freuden des Lebens von uns und uns von ihnen abschließen soll; die ihr den Glauben als eine Fessel ansehet, wodurch die freie und frohe Bewegung des Geistes gehemmet und gebunden würde. O lernet von Ihm, er wußte fröhlich zu seyn mit den Fröhlichen, er verstand es, die erlaubten Freuden des Lebens unbefangen zu genießen und dergestalt weise zu benutzen, daß ihrer zeitlichen Bedeutung ein ewiger Werth beigelegt wurde.

III.

Darin schon zeigt sich des Glaubens verklärende Macht. Ja der Glaube verkläret das Leben, das uns

umgibt in allen seinen Erscheinungen, er verkläret das eigene Wesen nach allen seinen Seiten und Theilen; denn wer nicht glaubt, dem kann das Leben in seinen tausend Formen und Gestalten nicht klar, vielweniger durch das Ewige, das in dieser Mannigfaltigkeit als die Einheit des Ganzen erscheint, verkläret seyn. Oder was ist dem Glaubenslosen das Leben? Was anders, als ein Spiel des blinden Zufalls? Was anders, als ein unentwirrbar Dunkel? Was anders, als ein unauflösbar Räthsel?

Nicht also bei dem, der sich dem Gott, welcher der ordnende Geist in all' diesen scheinbaren Verwickelungen ist, im Glauben lebendig verbunden weiß. Da wandelt sich der in sich halt- und wesenlose Gedanke des Zufalls in die Gewißheit einer allweisen Führung, da erhellet sich das Dunkel durch das Licht der ewigen Liebe, und das Wort ist gefunden zur Lösung des Räthsels, — Gott ist der Name, in dem sich dem gläubigen Gemüthe das Leben und die ganze Welt verkläret.

Fürwahr, Freunde, wer nur einmal so dieses Daseyn geschauet hat, — er gäbe lieber das Leben selber hin, als daß er sich rauben ließe solche verklärende Kraft des Glaubens. Dadurch wird unser Daseyn erst groß und reich und schön, daß wir wissen, der lebendige Gott, welcher die Welt geschaffen hat, ist verbunden in seiner allgegenwärtigen Wirksamkeit mit seinem Werke, daß wir verfolgen können die heiligen Spuren seiner Gegenwart und uns ergötzen an seinen reichen Offenbarungen.

So schaute unser seliger Freund das Leben an und war darum weit entfernt von jener beschränkten Weise, wobei der unerschöpfliche Reichthum göttlicher Kundgebung nur auf Einzelnes eingeschränkt und die große Fülle mäch-

tiger und von der Wirksamkeit göttlichen Lebens Zeugniß gebender Erscheinungen nicht nur nicht verstanden, sondern sogar verworfen wird.

Er stieg frühe schon und mit tief eindringendem Blicke hinauf in die Geschichte und das Leben der alten Welt und fand dort mit Entzücken an tausend Erscheinungen, wie auch da sich Gott nicht unbezeugt gelassen an den Völkern, und gerade, weil Christus ihm der Mittelpunkt und die Fülle aller Offenbarung war, der Christus, welcher von sich sagte: ehe Abraham war, war ich, — der Christus, welcher verheißen: ich bleibe bei Euch bis an der Welt Ende; deßhalb war ihm gewiß, daß, wo in den ältesten Zeiten, wie in den neuesten, wahrhaft Großes, Schönes, Gutes und Edles sich zeige und kundgebe im menschlichen Leben, dieses nimmer getrennt sey von dem Leben und Wesen des lebendigen Gottes!

Nur Ein's wußte er außer Gott, nur Ein's kannte er, darin Gottes Walten und Wirken fehlte, — ich meine die Sünde, das Reich des Bösen. Das war aber auch das Einzige, was ihm schrecklich und furchtbar war und was Er darum so gerne mit der unendlich tiefen Benennung der heiligen Schrift, mit dem unheimlichen Namen Finsterniß bezeichnete. Sie zu entfernen aus sich und wo er konnte um sich her sie zu entfernen, das war die große Aufgabe seines Lebens, da scheute er keine Mühe, kein Ringen, keinen Kampf, und sein Glaube war die verklärende Kraft, in welcher er siegte.

Und in welchem Grade, meine Theuren, ist Ihm dies gelungen? Stehet sein Wesen nicht vor euren Blicken als eine edle Lichtnatur? War nicht, wo er hin kam, einfache Klarheit und wohlthuende Wärme in seinem Ge-

folge? Und übte er nicht, was die Natur des Lichtes mit sich bringt, da wo ihm Unreinheit, Unlauterkeit, Unwahrheit und Unredlichkeit, also Finsterniß entgegentrat, schon durch seine Erscheinung eine wahrhaft vernichtende Gewalt aus?

Wohlan denn, Glieder dieser Gemeinde, lasset uns solchem Glauben, der die Welt um uns und in ihr uns selbst verkläret, nachfolgen! O! vernehmt diesen Ruf, Ihr, denen der Vollendete im Dienste der Kirche zeigte, wie groß in euch die Finsterniß sey, weil das Auge in euch nicht licht, sondern finster ist, vernehmt es, Ihr, die er strafen mußte mit ernstem Worte im Namen der Gemeinde, und die ihr selbst in dieser Strafe den liebevollen Seelsorger nicht verkennen konntet, — vernehmt es und folget seinem Glauben nach!

IV.

Dieses, die Erfahrung, die wir so oft gemacht und bei der wir uns so manchmal innig erbauet haben, die Erfahrung, daß der Vollendete selbst in dem Theil unseres Amtes, den wir das Strafamt nennen, mit tiefer Liebe wirkte, führt uns dem letzten Theil unserer Betrachtung zu, da wir den Glauben noch als den in Liebe thätigen uns vor die Seele führen wollen.

Es gibt eine Thätigkeit, und leider ist sie oft zu finden, die von der Liebe wenig weiß, eine Thätigkeit, die nur auf sich bezogen ist, das Ihre sucht, den eignen Vortheil, das eigene Ansehen, die eigene Ehre will, kurz eine Thätigkeit, deren innerste Triebfeder die Selbstsucht ist. Es giebt aber auch einen Glauben, und leider begegnen wir ihm nicht selten in unsern Tagen, der auf die Liebe wenig

gibt, der das Bekenntniß mit dem Munde zu hoch und das Bekenntniß durch die That zu gering anschlägt. Beide Erscheinungen, die jener Thätigkeit, wie dieses Glaubens, sind oft nahe mit einander verwandt und verbunden, aber beide weit entfernt von dem, was die heilige Schrift unter dem wahren Glauben und unter der rechten That des Christen versteht.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm. In Christo gilt nur der Glaube, der in der Liebe thätig ist. Der Glaube ohne Werke ist todt an ihm selber, gleichwie der Leib ohne Geist todt ist. Seht da, Freunde, das lehret die heilige Schrift vom Glauben und ihr werdet erkennen, daß nach ihr die Liebe das innerste Leben des Glaubens ist. Und fürwahr, wie könnte es anders seyn, ist ja doch der Gott, den wir im Glauben umfassen, die Liebe selber, und der Heiland, an den wir glauben, der, welcher sich selbst entäußert, Knechtsgestalt annimmt, umhergeht auf Erden und wohl thut allenthalben, der leidet, blutet, stirbt aus Liebe zu uns. So muß ja unser Glaube, wenn wir wirklich einen lebendigen haben, d. h. mit dem Gegenstande, den wir im Glauben umfassen, also mit Gott und Christo verbunden sind, nothwendig der in Liebe thätige seyn. Wo solcher Glaube wohnt, da müssen die Fesseln der Selbstsucht gesprengt und das Herz geöffnet werden und statt dem eigensinnigen Halten an uns selber, Selbstentäußerung und Selbstverläugnung die Seele unserer Thaten werden. Dann wird jedermann erkennen, daß wir Christi Jünger sind!

Und war das nicht das Siegel der Jüngerschaft, welches unserm theuren Hirten und Lehrer aufgedrückt war? Ihr kennet wohl unter den Jüngern des Herrn

einen, der vorzugsweise der Jünger der Liebe genannt wird, weil er, wie kein anderer, in Wort und That ein Apostel der Liebe war. Ist euch nie der Gedanke gekommen, daß unser verklärter Freund gerade mit diesem Jünger am meisten Aehnlichkeit, daß er so zu sagen eine Johanneische Natur gehabt habe?

O! gebet Zeugniß in dieser Stunde, Ihr, die Ihr dies empfunden und erfahren habt. Ich sehe Viele unter Euch, die er erbaut hat zu Gliedern der Gemeinde, die er geführet hat durch die Stunden heiliger Weihe zum feierlichen Bekenntnisse des Glaubens in der Gemeinde, die er im Herzen trug als seine Kinder, an denen er arbeitete früh und spat, selbst in den Tagen der Krankheit noch rastlos wirkend; o, gewiß! Ihr habt's lebendig geschauet und erkannt, daß sein Glaube der in Liebe thätige war!

Und ihr Armen unserer Gemeinde, ihr, die ihr eure Zuflucht zu ihm nahmt, wenn die Noth des Lebens euren Glauben euch rauben wollte, denen er mittheilte von dem Seinen, so daß die linke nicht wußte, was die rechte Hand that, denen er mehr gab als irdische Gaben, das was in der Armuth so wohl thut, einen freundlichen Blick, einen wohlwollenden Rath, einen lindernden Trost, ein liebevoll stärkendes Wort, das euch über die Noth des Lebens erhob, — ja auch ihr habt reichlich erfahren, welches die Thaten des Glaubens sind!

Jetzt schaue zurück, Gemeinde des Herrn, auf die angestellte Betrachtung, und ihr werdet mit mir bekennen von dem Lehrer, an den wir der apostolischen Ermahnung

zufolge in dieser Stunde gedacht haben: sein Glaube war fest und freudig, verklärend das Leben, und thätig in Liebe. Zu solchem Glauben soll das Andenken an ihn uns jetzt und immerdar stärken!

In dieses Glaubens Kraft wirkte er vier und fünfzig Jahre lang im geistlichen Amte, acht und dreißig Jahre in unserer Stadt und sieben und zwanzig Jahre an dieser ihm so theuren Gemeinde. Großes hat Er gethan und dafür preisen wir Gott, der in ihm mächtig war, und dem auch Er allezeit in der Demuth seines Herzens allein die Ehre gab.

Aber auch Ihm dem Unvergeßlichen dürfen wir hier noch unseren Dank nachrufen in's Grab und über das Grab hinaus in's Land des ewigen Friedens. O! gewiß Viele von uns hätten gerne noch einmal ihm die Hand gedrückt, gerne noch einmal ihm gedankt mit Herz und Mund für Alles, was Er ihnen war, für Alles, was Er an ihnen gethan durch Lehre, Beispiel, Trost, Vermahnung und Stärkung. Lasset mich diesen Dank in eurem Namen aussprechen und den innigsten Dank des eigenen Herzens damit verbinden; den Dank der Lehrer und Vorsteher dieser unserer Gemeinde, mit denen er gearbeitet in Liebe und Treue zum Heile der Kirche, ein erhebendes Vorbild ächt christlichen Gemeinsinnes; den Dank der Eltern dieser Gemeinde, die Er eingesegnet zum heil. Bund der Ehe, deren Kinder Er weihte und führte durch heiliges Wort und lauteres Exempel mittelst der Taufe und Confirmation zu dem lebendigen Gott und zu seinem lieben Sohne unserem Herrn; den Dank der Schwachen, Kranken und Armen, die er gestärkt und gestützt, die er geistig und leiblich gespeiset und getränket hat; den Dank unserer

ganzen ihn so innig liebenden Gemeinde, die er erbaute zum ewigen Leben!

Der Gott, der da verheißt in seinem Worte: die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich, — der Gott, der Kronen hat für treue Seelen, vergelte ihm, was Er an uns gethan!

Geliebte, ihr könntet meinen, daß ich des Tags vergessen hätte, an dem wir heut' uns hier versammelt haben. Es ist Advent, ein Rüsttag auf die heilige Zeit, der wir entgegen gehn. Doch saget selber, wie könnten wir uns besser rüsten auf die heil'gen Tage, welche kommen, als wenn wir anziehen jenen festen und freudigen, verklärungskräftigen und liedethätigen Glauben, von dem wir gepredigt haben.

So rüstete sich der Selige auf die Ankünft seines Herrn; das heitere Licht des Christfests leuchtete auf sein Sterbelager, und der Herr, welcher einst seinen Jüngern verheißen: ich will wieder kommen und euch zu mir nehmen, — kam und trug ihn auf den Armen der ewigen Liebe aus dem Lande der Schmerzen hinauf in die Gemeinschaft der Seligen, die ihm vorangegangen, zum Throne des Vaters! Dort, wenn wir nachfolgen im Glauben, dort werden wir ihn wiederfinden!

O! darum Freunde, Brüder, Christen um eures eigenen Heils, um eurer Seelen Seligkeit willen, hört auf den Ruf der Schrift, gedenket eures Lehrers, sein Ende schauet an und folget seinem Glauben nach! Amen!

Schlußgesang.

Laßt uns oft den ernsten Blick
In die Nacht der Gräber senken!
Laßt uns liebevoll zurück
An geliebte Todte denken,
Daß wir in Bereitschaft steh'n,
Muthig ihnen nachzugeh'n!

Festrede,

bei der Feier

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

von

Schiller's

hundertjährigem Geburtstag

im Hanusch'schen Saale gehalten

von

Dr. Wilhelm Falckenheiner.

(Auf vielfachen Wunsch dem Druck übergeben).

Preis 2½ Sgr.

Cassel, 1859.

Druck von Döll und Schäffer.
(L. Döll.)

Verehrte Anwesende!

Sie Alle kennen, Sie Alle ehren die zauberische Macht der *ersten Liebe*. Mag auch für Einzelne unter Ihnen „des Lebens Mai, der nur einmal blüht und nicht wieder“, „der ersten Liebe gold'ne Zeit“ längst entschwunden sein — der Paradiesvogel seliger Erinnerung trägt Sie auf seinen bunten Schwingen in das schöne Wunderland jener Tage und wiegt Ihr Herz in wonnigen Gefühlen und singt Ihnen einen theuern, lieben Namen. Wohl hat dieser Namen für die Einzelnen unter Ihnen verschiedenen Klang, aber durch all' seine melodischen Variationen zieht *ein* geweihter Grundton hindurch; all' die verschiedenen Namenszüge sind mit *einem* gemeinsamen Namenszuge gar wunderbar und geheimnißvoll verschlungen; für all' die mannigfachen Empfindungen, die jetzt jene heilige Erinnerung in Ihren Herzen auf- und abwogen läßt, gibt es *einen* Dolmetscher, all' jene lichten Gestalten werden umwallt von *einem* aus goldnem Morgenduft gewebten Schleier, — und dieser eine Grundton, dieser eine Namenszug, dieser eine Dolmetscher, dieser eine Zauberschleier Ihrer ersten Liebe heißt: *Schiller*. Ja unser Schiller ist mehr als das, er war selbst Ihre erste Liebe. Welch' edler deutscher Jüngling hätte nicht für Thekla, welch' sinnige deutsche Jungfrau hätte nicht beim Brausen des Eichwalds und dem Zuge der Wolken für Max geschwärmt, ehe das Herz sein Ideal hienieden verkörpert fand, — und nachdem dieser große Wurf gelungen, da waren es eben jene geweihten Gestalten des Dichters, die Ihnen den Gegenstand ihrer ersten Liebe mit verklärten Zügen wiederspiegelten. Darum klingen auch die lieben Töne seiner Muse zu uns herüber wie das geheimnißvolle Geläute jener versunkenen Wunderstadt, und wir vernehmen fort und fort in ihnen die

Glocken der trauten Heimath, und wir träumen uns dabei zurück an jene unvergeßliche Stätte, wo zuerst aus liebem Munde im Waldesgrün oder daheim im Familienkreise jene Harmonien uns begrüßten, und wir sehen immer noch so lebhaft Farbe und Form des zauberischen Bandes aus der väterlichen Büchersammlung vor Augen, der uns jene Idealwelt zuerst erschloß. Mag es nun auch draußen in der rauhen Wirklichkeit noch so winterlich stürmen, wir haben uns im Innersten unseres Herzens ein Schillerplätzchen gerettet, wo ewiger Frühling herrscht, wo es immer blüht und ewig frische Quellen rauschen, wo trotz der Flucht der Zeiten unser Dichter in ewiger Jugend fortlebt. Darum bringen Sie denn auch heute zu der 100jährigen Jubelfeier seines Geburtstages mehr mit, als ich Ihnen ohnehin würde geben können; so verschieden auch sonst Ihr Denken und Empfinden, so verschieden Kopf und Herz ist, Sie Alle ohne Ausnahme haben, um in dem kühnen Bilde unseres Dichters zu reden, seinen raschen Puls. Die Begeisterung, die sonst die Wirkung der Festrede sein soll, darf ich bei Ihnen schon voraussetzen und ich kann mich deßhalb damit begnügen, Ihrer ersten Liebe, jener feurigen **Schillerliebe**, die Sie Alle im Herzen tragen, die ernste, heilige Weihe zu geben und Ihren Blick von der lieblichen und anmuthigen Seite des Dichters, wie er sie im „Geheimniß“ und der „Erwartung“ herauskehrt, zu seiner erhabenen Würde, zu seiner ernsten Hoheit hinzulenken. Und darum werde ich aus dem gewaltigen geistigen Horizonte, der sich uns bei dem Namen Schiller heute eröffnet, nur einen Ausschnitt, nemlich seinen **prophetischen Beruf** Ihnen vorführen, wobei es wohl kaum der Bemerkung bedarf, daß wir den Namen „Prophet“ nicht in seinem ursprünglichen beschränkten Wortsinne als Weissager, sondern in jener umfassenden Bedeutung, wie sie uns unsere heilige Prophetie zur Anschauung bringt, verstanden wissen wollen.

Wohl sind wir bei dieser Fassung unseres Thema's auf die Angriffe Derer gefaßt, die von heiligem Eifer getrieben, in der Anwendung jenes Namens auf Schiller eine Entweihung des religiösen Prophetenthums finden. Freilich, wer in mechanischer Anschauungsweise befangen, die heiligen Propheten nur als willenlose Maschinen des heiligen Geistes ansieht und keinen Sinn hat

für jenes geheimnißvolle, wunderbare Ineinanderweben des göttlichen und menschlichen Geistes, das allein die lebendige Auffassung jener geweihten Personen im frommen und doch so freien Sinn des von dort auf uns herabschauenden *) Herder möglich macht, wer es läugnet, daß „Gottesoffenbarung und Poesie", wie auch Vilmar zugibt, „in ihren Wurzeln und letzten Wesen eins seien," — mit dem ist auf diesem Punkte die Verständigung gar schwierig. Und leider hat gerade in neuester Zeit auf dem Glaubensgebiete eine Richtung sich verbreitet, die es so recht absichtlich zu verschmähen scheint, die besonderen christlichen Glaubenswahrheiten an die allgemeinen, im Gewissen der Menschen ruhenden religiösen Grundlagen anzuknüpfen, ja die sich (so berühren sich auch hier die Extreme) nicht scheut, das Wort „Religion" als einem verwaschenen, überwundenen Standpunkt angehörig zu bezeichnen. Wir halten nicht viel von dem Spiegelbild solcher in der Luft schwebenden Rechtgläubigkeit und meinen vielmehr, daß der Baum wahrer Frömmigkeit, gleich den Bäumen des Waldes seine Nahrung nicht blos durch seine Krone aus dem Thau des Himmels, sondern auch durch die Wurzel aus der Tiefe ziehe, d. h. aus dem Grunde der menschlichen Persönlichkeit. Und wir meinen ferner, es geschähe unserer Kirche ein schlechter Dienst damit, wenn ihr ausschließlich das Bereich der Erbauung überwiesen wird. Die Kunst kann die Religion nicht ersetzen, aber sie kann wohl mit ihr selbander gehen. Außer dem trockenen Brode, welches diese uns bietet, kann das süße Manna aus jener Hand uns auch die „Angst des Irdischen" überwinden helfen Und auf dem Boden solcher psychologischen Anschauung erscheint die Analogie zwischen der heiligen Prophetie und dem prophetischen Berufe Schiller's vollständig gerechtfertigt.

Zum Wesen des Propheten gehört zunächst ein divinatorischer Blick in die Zukunft, der heilige Instinkt einer feinen Witterung für die Dinge, welche gleichsam in der Luft liegen, ein helles Auge, das die von allen gewaltigen Personen und Ereignissen auch zeitlich vorausgeworfenen Schatten zu erkennen im Stande ist. Nicht umsonst heißen die Propheten in diesem Sinne:

*) In der Nähe des Redners stand das transparente Bild Herder's.

Seher, Schauer. Und solche prophetische Kraft, wie sie die heidnische Vorzeit unseres Volkes an einer Velleda, als dem Sinnbild germanischer Weiblichkeit bewunderte, spricht die Neuzeit mit Recht dem männlichen Genius Schiller's zu. Tönte nicht vor dem Ausbruch der Revolution aus den Räubern vernehmlich genug dem Zuschauer eine Unheil verkündende Stimme entgegen, ähnlich dem düsteren Krähenrufe, welcher dem römischen Landmanne Sturm und Regen prophezeite? Glaubt man nicht im Geiste die rothe Jakobinermütze auf Karl Moor's Haupte zu sehen, wenn er den Degen auf den Tisch werfend, eine Republik in Aussicht stellt, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollten, und dabei ausruft: „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus.“ Und in welch' ungleich schärfern Umrissen zeichnet sich nun gar erst das prophetische Bild der Revolution in Fiesco, wo wir sogar die einzelnen Phasen von staatlichen Ordnungen, welche die Geschichte damals durchlief, zum Voraus erkennen! Wer ahnt nicht im Grafen von Lavagna, der da meint, es sei schimpflich eine volle Börse zu leeren, aber eine Krone zu stehlen, sei maaßlos groß, den Ehrgeiz Napoleons. Beide schwingen sich unter der Maske der Freiheit hinauf zu jener schrecklich erhabenen Höhe, von wo sie den geharnischten Riesen Gesetz tief unten am Gängelbande lenken können, beiden wirft sich die ermattete Republik mit dem Rufe „Heil dem Herrscher“ zu Füßen und beide enden mit ihren weiten Plänen im noch weiteren Ocean. Und das eiserne Zeitalter, welches dieser Napoleon auch über Schiller's engeres Vaterland noch heraufführen sollte, wie treffend ist's im Wallenstein zum Voraus entworfen, jenem kühnen dramatischen Griff, den nur Schiller's prophetischer Genius eingeben konnte! Erscheint uns doch die meisterhafte Figur des in den Sternen lesenden Seni gleichsam nur als die plastische Verkörperung jenes das ganze Stück beherrschenden Zuges! Nur zu bald fanden die Trommeln und Pfeifen, fand der kriegerische Klang des Wallensteinschen Lagers seinen furchtbaren Widerhall in dem stillen Ilmthale und näher und näher hörten bei dem Verse: „Es geht ein finst'rer Geist durch dieses Haus“ die Zuschauer jenen unheimlichen düstern

Schatten vorüberrauschen, der wie ein Kriegsgott durch die Welt schritt! Daß durch ihn die blinde Stärke den vorgeblichen Principienstreit wie einen gemeinen Faustkampf entscheiden und das Volk, erschreckt von der Freiheit, die in ihren ersten Versuchen sich stets als Feindin ankündigt, einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen würde, hatte Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung bereits prophezeit. Doch eins lassen Sie uns nicht vergessen; ein Anderes ist der prophetische Scharfblick eines Talleyrand, ein Anderes der unseres Dichters. Was seinen prophetischen Instinkt erst zum wahren Prophetenberufe adelt, ist, daß der Dichter niemals seine innere Welt von dem klar geahnten Gange der äußeren Ereignisse und von den Aussichten abhängig machte, daß er die Zeichen der Zeit trefflich zu deuten verstand, ohne daraus je äußeren Vortheil zu ziehen, daß er niemals mit dem großen Strome der Leidenschaften und vorübergehenden Interessen schwamm. Der Dichter sei ein Sohn der Zeit, aber nicht ihr Sklave, er gebe der Mitwelt die Richtung zum Guten, eine wohlthätige Gottheit reiße ihn von der Mutter Brust, trage ihn hinauf in den reinen Aether seiner dämonischen Natur, und wenn er dann Mann geworden ist, kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen, — so verstand ein Schiller seinen prophetischen Beruf. Da mochte ihn dann auf der hohen Warte, von welcher er in die Ferne ausschaute, oft ein Gefühl der Vereinsamung beschleichen, und das war eben die tragische Seite seiner Prophetie, wie sie Schiller in dem berühmten Monolog der Jungfrau von Orleans (Akt IV, Sc. 1) und vor Allem in der Kassandra in so herzergreifender Weise gezeichnet hat. Es ist Schiller's prophetischer Genius, es ist sein ureignes Selbst, das mit den erschütternden Worten der troischen Seherin klagt:

Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm! o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, Deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

Ein weiterer charakteristischer Zug des Propheten ist die Begeisterung, der Enthusiasmus. Wenn es den Priestern des Alterthums oblag, über dem äußern Opferfeuer zu wachen, so hatten die Propheten eine innere Geistesflamme zu hüten. Freilich könnten Sie mir erwidern, solch' eine Flamme muß in jedem Dichter glühen, — und doch ist nicht jeder Dichter darum schon ein Prophet. Aber darin zeigt sich doch ein wesentlicher Unterschied, ob die Strahlen jenes inneren Feuers von dem Dichter in einem glühenden geistigen Brennpunkte gesammelt worden oder ob vielmehr jenes innere Feuer mit einer mehr gleichmäßigen, natürlichen Wärme durch die Dichterseele verbreitet ist. Nur der erste Zustand ist die eigentliche Begeisterung, in deren Namen es schon liegt, daß die Natur in dem Geiste, in einer einheitlichen Idee aufgehe, während bei der umgekehrten, nicht minder dichterischen Art der Geist mehr in der Natur aufgeht. Dort wird die Natur in straffer männlicher Weise mehr zum Geiste koncentrirt, hier wird in weicher, weiblicher Weise der Geist in Natur aufgelöst; im Spiegel jener Fluth erblicken wir immer das Bild des über den Wassern schwebenden dichtenden und denkenden Geistes, im Spiegel der letzteren erblicken wir das schöne Bild der bunten Natur. Während der größte deutsche Dichter des letztern Schlages, Göthe, seine Weise so treffend in dem Liede charakterisirt: „Ich ging im Walde so für mich hin, Und nichts zu suchen das war mein Sinn" — dienen ächter Geistespoesie die Bilder aus der Natur nur zur farbigen Hülle für ernste Gottesgedanken. Das war Prophetenart, und erkennen wir nicht in dem „Talente der Begeisterung" das sich unser Schiller mit Recht zuschreibt, einen Hauch ihres Geistes? Für den, welcher es liebt, den Genius eines Dichters nicht wie die getrocknete Pflanze eines Herbariums, sondern auf dem Boden seines Wachsthums zu betrachten, ist es gar bedeutsam, daß Schillers Muse unter Fichten groß geworden ist. Düstere Fichtenwälder umkränzten seinen idyllischen Aufenthalt in Bauerbach, Fichten beschatteten den Schillerpavillon in Loschwitz, jenen hohen Dichterhorst, in dem Don Carlos entstand, die Fichten des romantischen Schwarzathals schauten ernst herab auf Schillers „ewig sinnendes Haupt" während des doppelten Liebesfrühlings von Volkstädt, die Fichten des „Forstes" winkten ihm

herüber in sein Jenaer Gartenhaus. Und gemahnt uns nicht seine Muse selbst wie eine ragende Fichte, so ernst, so himmelstrebend, so gesammelt in sich, während die Göthe'sche Muse mehr der hellen, freundlichen, in's Breite gehenden, weithin schattenden Buche gleicht. Ja, was die Fichte in der Natur, — ein Bild des stolzen Ich — was der Fichte im Bereiche der Philosophie, das ist Schiller im Bereiche der Kunst. Und neben der Geburtsstätte ist auch die Geburtsstunde der meisten Poesien Schiller's charakteristisch. Wenn der geistreiche Kritiker St. Beuve mit Recht besonders betont, daß Lamartine in früher Morgenstunde, V. Hugo in glühender Mittagshitze zu dichten pflege, so hat es mich immer wunderbar ergriffen, daß Schiller's Geistespoesie, gleich einer im Dunkel ihren Duft ausströmenden Nachtviole, in stillen Nächten, wo die Natur dem Dichterauge verschlossen war und keine Außenwelt zerstreute, ihre Pracht entfaltete, daß sie wie eine einsame Nachtigall aus stiller heiliger Frühlingsnacht zu uns herüberklingt. Unwillkürlich wurden wir dadurch an jenen heiligen Hirten von Thekoa, den Propheten Amos erinnert, der bei nächtlicher Weile auf den einsamen Triften seine erhabenen Visionen empfing. Wohl könnten Sie mir einwenden, daß nicht die Begeisterung überhaupt, sondern nur die ächte, heilige Begeisterung den Propheten mache. Darauf will ich nicht erwidern, daß jeder Enthusiasmus — auch da wo er als Schwärmerei, als Fanatismus auftritt, auch da wo er mit falschen Elementen zersetzt ist — immer doch von der göttlichen Macht einer Idee getragen wird, ich glaube unserm Schiller in höherem Sinne das Talent heiliger Begeisterung zusprechen zu können. Der Kern, der Herzschlag seiner Poesie war stets das Gewissen, der hehre Wächter derselben das Sittengesetz. Wie hoch auch dieser Genius über der spießbürgerlichen, moralischen Kleinkrämerei stand, die von jedem Gedicht einen besonderen sittlichen Zweck, die Moral der Geschichte verlangt, so stellt er, ebenso erhaben über alle Frivolität, doch ausdrücklich die Mission der Kunst in den Dienst der Sittlichkeit, wenn er es für ihre Aufgabe erklärt, durch Herstellung des Gleichgewichts zwischen Denken und Empfinden, Formtrieb und Stofftrieb in der harmonischen Seelenstimmung jenen seligen Frieden hervorzuzaubern, in dessen reiner Athmosphäre die Blume

der Sittlichkeit sich frei entwickeln kann. Der Mensch in seinem physischen Zustand, sagt Schiller, erleidet die Macht der Natur, er entledigt sich dieser Macht im ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie im moralischen. Galt ihm doch seine Schaubühne stets als „moralische Anstalt.“ Mag es sein, daß Schiller die sittliche Kraft der Kunst auf Kosten des Glaubens überschätzte, — ein Umstand, der einerseits in den damaligen trostlosen, zwischen süßlichem Pietismus und trockenem Rationalismus getheilten Glaubenszuständen und in des Dichters Schwärmerei für das von ihm nur aus zweiter Hand gekannte Hellas immerhin Entschuldigung findet, — aber unbedingt bestreiten wir das Recht jenes Vorwurfs den Romantikern, die ihn am ersten und am lautesten gegen Schiller erhoben haben. Gerade gegenüber jener falschen Genialität, die das Talent als Freibrief für die Verhöhnung des Sittengesetzes betrachtet und den Charakter als plumpen Bären à la Atta Troll zu verspotten liebt, lernt man so recht die erhabene Größe Schillers würdigen, die sich schon äußerlich in dem selbst von einem Göthe bewunderten Stolzen und Großartigen des Ganges und der Haltung kund gab. Der Strom der Welt und der Kunst hat nur dazu gedient, seine religiösen und sittlichen Grundsätze zu läutern, nimmermehr aber ihn trotz dem „Mißbrauch rasender Thoren“ zur Verläugnung derselben vermocht. Der große Riß zwischen Glauben und Wissen ist auch unserem Schiller nicht erspart worden. Der Glauben, den Schiller als Prophet in seinen drei inhaltsschweren Worten verkündet, ist nicht mehr der kindliche Glauben, der damals an jenem herrlichen Ostermorgen auf lichter Höhe das Knabenherz erfüllte. Aber Schiller hat es ebensowohl verschmäht, jenen Riß in der Weise der Romantiker zu übertünchen und in Hahn'scher Weise von Babylon nach Jerusalem zu pilgern, als in der Manier des berüchtigten Göthe'schen Epigrammes jenen Riß hinwegspotten zu wollen. Wenn er bei Herausgabe der Räuber die Erwartung ausspricht, daß man wenigstens den rechtschaffenen Mann in ihm hochschätzen möge, so hat er damit prophetisch jenen ernsten Zug ausgesprochen, der sich ähnlich wie durch die Tonwelt unseres kürzlich entschlafenen Meisters Spohr, so auch durch Schiller's Ringen als Dichter und Denker hindurchzieht, und der ihn durch die

wogenden Zweifel seiner philosophischen Briefe glücklich hindurch zu dem begeisterten Rufe führt: Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt! Und bewährt er sich nicht als einen ächten Jünger unseres Glaubens durch die Anerkennung, daß unsere Zustände nur durch Einkehr „in des Herzens heilig stille Räume" geheilt werden können. Und ist nicht die Sehnsucht nach dem Ausgang „aus dieses Thales Gründen" ein ächt religiöser Zug? Erkennt er nicht ganz im Geiste unseres Glaubens „der Einfalt des kindlichen Gemüths" die Krone zu? Diese sittlich-religiöse Idee ist der Polarstern seines Schaffens und adelt jeden Gegenstand, den seine Kunst berührt, durch ihr heiliges Gepräge. Unsere materialistische Zeitströmung, die nur mit Stoffen rechnet, hat warlich keine Ursache auf Schillers idealen Standpunkt geringschätzig herabzusehen. Die bahnbrechende und den Weg bereitende Mission Schiller's, welche in seinem prophetischen Berufe liegt, ist noch lange nicht erfüllt, und ich überlasse Ihnen getrost selbst das Urtheil darüber, ob nicht unserem Geschlecht das Betonen des sittlichen Freiheitsprincips im Sinne Schiller's mehr Noth thut als das Hervorheben der auf dunklen Naturmächten ruhenden Autorität im Sinne Göthe's. Mag auch dem Gelehrtenstande schon durch den Gegensatz der naturwüchsige Göthe zur Erfrischung mehr behagen, — die Masse der Nation findet mit sicherem Instinkt ihre Ergänzung an Schiller's wunderbar ergreifender, prächtiger Geistersprache, und „darum hängt ihr Herz so warm" an ihrem Lieblingsdichter, und trotz aller Parteiverwirrung, schwankt doch, um im Wallenstein'schen Styl zu reden, sein Charakterbild nicht in den Gemüthern.

Und weiter zeigt sich darin eine Aehnlichkeit zwischen Schillers Genius und dem Geist der alten Propheten, daß auf beiden Seiten jene idealistische Anschauung sich mit ächt realistischem Sinne paart. Das ist aber das Wesen des wahren prophetischen Geistes, daß er den Blick für die Außenwelt nur beim Unwesentlichen verschließt, um ihn desto mehr für das Wesentliche zu schärfen; war doch der Prophet Jeremia der praktischste Staatsmann seiner Zeit und bekannt ist der derb realistische Spott, den Jesajah über die falschen Götzen ausgoß. So finden wir denn auch bei dem idealistisch angelegten Schiller einen ächt praktischen Schwaben-

verstand, „des Schwärmens Ernst gepaart mit des Weltmanns Blick“, wodurch man aber noch lange nicht berechtigt ist, ihn nach der neuesten Mode zum Realisten zu stempeln. So etwas konnte nur jener Grau in Grau malenden Weltanschauung begegnen, die sich in lauter identischen Gleichungen, als da sind: Form = Inhalt, Gott = Welt, Ideales = Reales zu bewegen liebt. Nur dann würde ich kein Bedenken tragen, unsern Dichter einen Realisten zu nennen, wenn man das Wort in der mittelalterlichen Schulbedeutung faßte, d. h. darunter diejenige Anschauung verstände, welche der Idee als solcher Realität zuschreibt und in den Ideen den Kern des Lebens sucht; das ist's ja aber gerade, was wir in der Gegenwart Idealismus zu nennen pflegen. Man braucht doch warlich nur flüchtig, die Kennedy aus Maria Stuart mit der nurse aus Shakespeare's Romeo und Julie zu vergleichen, um zu wissen, auf welcher Seite Schiller steht. Als solchen Idealisten hat sich aber in aller Form Schiller selbst charakterisirt, wenn er, ein geistiger Cortez, uns den Rath gibt, die Schiffe zu verbrennen, die uns in die platte Wirklichkeit zurückführen könnten:

Brechet muthig alle Brücken ab,
Zittert nicht die Heimath zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen, zum gewissen Grab.

Und zeichnet er sich nicht selbst, wenn er uns belehrt, daß der Idealist nichts vermag, als insofern er einen Schwung nimmt und exaltirt oder begeistert ist, daß er dann aber auch den Charakter einer wunderbaren Hoheit und Größe beweist, während der Realist eine gleichmäßige Stimmung zeigt, die dem ganzen Leben mehr Zusammenhang gibt, oder wenn er uns andeutet, daß für den Idealisten die Menschenwürde, für den Realisten dagegen Menschenglück in erster Linie stehe? Aber zugleich lehrt uns der Dichter, daß die Natur bei der Einseitigkeit beider Weltanschauungen nur durch eine Inconsequenz gegen das System zu befriedigen ist; und diese glückliche Inconsequenz, diese natürliche Reaktion finden wir eben bei Schiller. Diese heilsame Mischung hat ihn davor bewahrt, zum deutschen Rousseau zu werden, jenem phantastischen Genius der Einsamkeit, der auf der stillen Insel

des Genfersees sein charakteristisches Monument hat. Es ist auf Anlaß eines bescheidenen Schiller'schen Selbstbekenntnisses bis zur Ermüdung wiederholt worden, daß uns in den Räubern luftige Phantasmagorien statt leibhaftiger Menschen vorgeführt wurden, — aber das ist, soviel wir wissen, noch nicht hervorgehoben, daß jene bizarre Mischung von Engel und Teufel à la Karl Moor, jenes Durchbrechen des Gesetzes unter der Anmaßung der göttlichen Vorsehung, in manchem Helden des deutschen Ritterthums (man denke nur an Götz von Berlichingen und seinen Zug gegen Cöln) eine sehr reale Gestalt gewonnen hat. Und zeugen nicht auch die treffenden Naturschilderungen in den Balladen von einem ächt realistischem Sinne? Glaubt man nicht in seinem Tell, in dem uns ächte Bergesluft anweht, die melodischen Weisen des Flühvogels zu hören, und die Gluth der Alpenrosen, den zarten Schmelz der Genzianen auf den von Schillers Augen nie geschauten Halden vor sich zu sehen? Mag es auch bei unserm Dichter nicht zu jener harmonischen Versöhnung von Idealismus und Realismus gekommen seien, wie sie uns das in der modernen Kunst geradezu einzige Beispiel Shakespeare's darstellt, von dem Schiller sagt, daß er hinter seiner Welt steht wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, — immerhin hat er uns gezeigt, wie man dem Realismus recht wohl gerecht werden kann, ohne den unverwüstlichen Glauben an das Ideal aufzugeben. Schon frühe als er, damals noch ein junger Mediciner, seine Studien über den Zusammenhang der thierischen Natur mit der menschlichen machte, hatte unser Dichter gelernt, der Natur zu geben, was der Natur ist, um dann aber auch desto entschiedener jenes ideale Reich des „schönen Scheines" zu wahren, das sich an dem plumpen Realisten noch immer wie einst an dem Jüngling von Sais zu rächen weiß. Es liegt ein tiefer Sinn in den Sagen von den Sirenen und von der Lurley.

Endlich noch eins, verehrte Anwesende! Die Propheten waren ächte, wahre Patrioten und das war auch unser Schiller. Gleich ihnen hat er sich nicht vornehm auf sich selbst zurückgezogen, sein Herz schlug warm für das Wohl und Wehe seines Vaterlandes. Deß zum Zeugniß haben wir als heiliges Vermächtniß, sein Schwanenlied, den Tell. Gern überlassen wir ästthetischen

Splitterrichtern das zweifelhafte Verdienst, an einem Meisterwerke zu mäkeln, das einzelne Mängel, abgesehen von seinen anderen glänzenden Vorzügen, schon durch seinen patriotischen Gehalt reichlich aufwiegt. Die Freiheit, welche Schiller in seiner Sturm- und Drangperiode, gleich jenem aristophanischen Wolkengukuksheim, in die Luft bauen wollte, hat nun ihren heimathlichen Boden gefunden, — in dem wunderbar schönen Schweizerlande und bei einem Volke, das Fleisch von unserem Fleische ist. Da suchen wir vergebens die revolutionäre Stimmung der Räuber, die pathetischen Deklamationen des Marquis Posa, — durchglüht von dem reinsten Patriotismus hat sich das Gold von den Schlacken geläutert. Und darum mahnt der Dichter so recht aus dem Schatze der eigensten Herzenserfahrung:

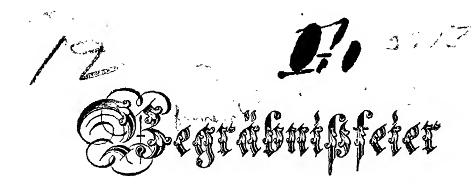
An's Vaterland an's theure schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

So hatte Schiller die besonnene Ruhe, den auf das Nahe gerichteten Sinn des wahren Patrioten gewonnen, ohne darum den ins Weite schweifenden, freien Blick des Kosmopoliten aufzugeben. Möchten wir auch in dieser Beziehung „seines Geistes heute einen Hauch verspüren"! Wie ein ernster Mahnruf so klingt bei den drohenden Zeichen der Zeit aus Attinghausens Munde die Aufforderung zu uns herüber, uns fest zusammenzuschließen unter einem gewaltigen Wetter- und Sturmdache. Mögen wir heute von dem Genius unseres großen Dichters und Propheten uns warnen lassen! Aus der griechischen Welt, in die er sich aus der rauhen Wirklichkeit geflüchtet hatte, kehrte er zurück zu seinem deutschen Vaterlande, um seinen prophetischen Beruf auch als ächter Patriot zu üben. Inmittelst ist er durch den Tod in eine Geisterwelt übergegangen, von der er früher in der Griechenwelt nur ein mattes Abbild gefunden hatte. Von dort kehrt sein Geist in der stolzen Kraftfülle, in der er zu der Region aufstieg, fort und fort zurück zu seinem Volke, um es zu reinigen, zu läutern, zu erheben. So thut er heute. Der Zauber seines Namens hat es nach lan-

gen trüben Tagen zum ersten Male wieder vermocht, den Zwist der deutschen Stämme zum Schweigen zu bringen und nach dumpfer Muthlosigkeit unsre Nation mit fester Gotteszuversicht, mit stolzem Selbstbewußtsein mit Glauben an sich selbst zu erfüllen. In Schillers Genius ist Germania zum Gefühle ihrer Kraft wieder erstarkt. Mit stolzer Begeisterung erhebt sich in diesen Tagen das ganze Volk wie ein Mann, und soweit die deutsche Zunge klingt, stimmt es ein in den Triumphgesang unseres nationalen Genius:

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.

Wie hoch gehoben fühlen wir uns durch solche patriotischen Harmonien, wie stolz sind wir da auf den deutschen Namen! Mag auch in ihnen des Dichters prophetischer Blick, sein prophetischer Schwung, seine prophetische Herzensgluth, der Schimmer seiner prophetischen Gedankenblitze nicht auf uns übergehen, — eins können und wollen wir doch Alle von ihm lernen, seinen freudigen Prophetenmuth!



Begräbnißfeier

des

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

am 8. Januar 1844 in Lauersfort entschlafenen

und

am 11. Januar in Wupperfeld beerdigten

Herrn August Feldhoff,

weiland Pfarrer der evang.-luth. Gemeinde

zu

Wupperfeld.

Zum Vortheil der Armen.

Barmen,
gedruckt bei J. F. Steinhaus.

Standrede

bei der

Beerdigung des Herrn Pastor A. Feldhoff

von

M. J. F. E. Sander,
Pfarrer der evang.-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld.

Alles Fleisch sey stille vor dem Herrn — das rufe ich wie meinem eigenen Herzen, so der ganzen Trauerversammlung zu hier an dem Sarge des theuern Hirten dieser Gemeinde, des Herrn August Feldhoff, der so frühe, im drei und vierzigsten Jahr seines Alters, und ohngeachtet lange vorhergehender Besorgnisse doch so unerwartet seiner Gattin, seinen Kindern, seiner Mutter, seinen Schwestern und den andern ihn so liebenden Verwandten, dieser Gemeinde hier und allen seinen Freunden, wollen nicht sagen entrissen, aber doch ihnen genommen ist.

Sey stille alles Fleisch vor dem Herrn, — rufen wir unserm Herzen zu, und ermahnen es damit zuvörderst, unter die Hand des Herrn, unter seinen Rathschluß sich zu beugen, nicht wider Ihn zu murren, auch Ihm nicht darein zu reden, daß es Ihm gefallen hat, mit dem theuren Manne, unserm geliebten Bruder, so hinwegzueilen, den wir so gern hier noch gehalten hätten, für dessen längeres Weilen und Wohnen unter uns viele Gebete aus dem Kreise der Familie und Freunde, aus der Mitte der Gemeinde zu Ihm emporgestiegen sind.

Sey stille vor dem Herrn, das heißt auch weiter, wie die nähere Betrachtung dieses Wortes des Propheten zeigt, —

erkenne Ihn, den Herrn, nicht bloß wie Er nach seiner unumschränkten Macht gibt oder nimmt, sondern auch wie Er in Seiner Herrlichkeit an den Seinen sich erweiset, wie Er sich aufmacht aus Seinem Heiligthum, und erscheinet in seinem priesterlichen Schmuck, die Namen der Seinen auf seinem Herzen tragend.

Wohl müssen wir mit jener trauernden, ihres Mannes und ihrer Kinder beraubten Mutter klagen: der Allmächtige hat uns sehr betrübt, und noch stärker mag es in manchen Herzen heißen: der Herr hat uns zerschlagen, Er hat uns zerrissen; vielleicht auch solche Seufzer haben sich vernehmen lassen: Er hat Finsterniß auf meinen Weg gestellt, Er hat meine Krone vom Haupte gerissen. — Aber zu jenen Klagen wird auch das Wort der Zuversicht und des Glaubens hinzutreten: Er wird uns verbinden und wieder heilen. — Wir würden unsrer Empfindung doch nicht Recht geben können, wenn sie behaupten wollte, daß wir heute, an diesem Sarge hier mit der Klage dastünden: Sein Weg ist in tiefen Wassern, Seinen Fuß siehet man nicht. — Nein, nein, so wollen wir nicht sagen, sondern vielmehr: es strahlt hier um den Entschlafenen ein helles Licht aus der seligen Ewigkeit; wir sehen den Herrn in seinem heiligen Schmuck, wie Er sich aufgemacht, an den Seinen das Wort zu erfüllen: Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo Ich bin. — Wir hören Ihn seinem Knechte zurufen, daß er nun ausruhe in dem himmlischen Sabbathe von seinem Tagewerke; das Wort des Herrn klingt herüber zu uns, welches dem Heimgegangenen jetzt entgegentönt: Ich will dich nun trösten, wie Einen seine Mutter tröstet, will abwischen alle deine Thränen und dich schauen lassen die Herrlichkeit, nach der dein Herz so verlangte.

O wie wohl wird es thun, nach der Arbeit und Mühe zu ruhen, nach dem Kampfe jetzt ewige Siegesfeste mit allen denen zu feiern, die auch gekommen sind aus großer Trübsal, ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes und nun geführet werden zu dem lebendigen Wasserbrunnen. — Was

für ein Staunen wird es sein, nun zu schauen, wie die Leiden dieser Zeit, welche der Apostel kurz und leicht nennt, eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit gewürkt haben, wie der Herr der Herrlichkeit mit königlicher Freigebigkeit den Gnadenlohn für das kurze Tagewerk hienieden austheilet! Was für ein Jubel, dort oben die wieder zu finden in der Klarheit, die man hienieden noch in dem dunkeln Pilgerkleide sahe, und dann alle Heiligen, alle Erlöseten; was aber wird es seyn, den Herrn selbst zu sehen!

Vergegenwärtigen wir uns dieses Alles, dann können wir nicht anders als sagen, daß der schöne Glanz von Zion seine Strahlen auch über diesen Sarg, über diese Trauerversammlung und ganze Gemeinde verbreitet. — Ich wenigstens, — wenn es anders dem Redenden erlaubt ist, hier auch von seinen besondern Empfindungen und Erfahrungen zu reden, — muß bezeugen, daß vor den andern Empfindungen und Stimmungen, da die Trauerbotschaft zuerst das Herz auf's gewaltigste erschütterte, dann in bittern Schmerz und tiefe Wehmuth versenkte, das Gefühl sich hervordrängte und geltend machte, wie wunderbar und herrlich doch der Herr in dem Heimgange der Seinen sich erweise, und was für ein schönes Erbe ihnen geworden, wenn sie nun daheim gekommen sind.

Zuerst freilich, das kann ich nicht läugnen, wollte mich die Kunde vom Tode des geliebten Bruders gar niederwerfen; fast sträuben wollte ich mich dagegen, als könne und dürfe es nicht so seyn. Und dann kam ein tiefer Schmerz, eine unbeschreibliche Wehmuth. Also für immer ist uns hienieden dieß Auge erloschen, das uns Allen so oft zur Stärkung unsers Glaubens von himmlischer Freude strahlte; verstummt ist der Mund, der so lieblich, so beredt Gottes große Thaten, sein heiliges Evangelium verkündigte! — Also nicht mehr wandelt er unter uns der theure Mann, der eben so ernst und nachdrücklich ohne Ansehen der Person die Wahrheit Jedermann bezeugte, als brüderlich, freundlich sich herablassend zu den Herzen reden konnte, der eben so kindlich und demüthig als erhaben im kühnen Flug des Geistes von den großen himmlischen Geheimnissen, von

dem Reichsplan Gottes, von der ewigen Erlösung Zeugniß geben konnte!

O was für einen Riß hat dieser Todesfall gemacht, was für große Verluste, wohin wir nur blicken! Sehen wir die Gattin an, im innigsten Liebesbande mit dem Entschlafenen verbunden, die Kinder, denen er ein zärtlicher und treuer Vater war, die Mutter und ganze Familie, denen der so liebende und geliebte Sohn, Bruder und Freund nun fehlt; — sehen wir die Gemeinde an, der er fünfzehn Jahre lang im großen Segen Prediger, Hirte und Lehrer war, denken wir an den Bruderkreis, dem die Lauterkeit, die Bruderliebe und der Wandel in Demuth eben so erquicklich als erbaulich war, — so begegnen wir überall großen, schmerzlichen Verlusten. — Wollte man da mit seinen Empfindungen stehen bleiben, oder nur zu lange sich verweilen, so möchte etwas von der Traurigkeit der Welt in das Herz sich einschleichen, oder doch mit zu großem Ungestüm die Frage sich hören lassen: Ach, Herr, warum das! — Warum hast du uns so Hartes eingeschenkt! — Aber ich bin gewiß, daß Alle, die den Entschlafenen näher kannten, dem zustimmen werden, daß solche Klage durchaus nicht nach seinem Sinne wäre, und daß wir sein Andenken am besten ehren, wenn wir durch's Wort und den Geist des Herrn auf die lichten Höhen des Glaubens uns hinaufheben lassen, wo die Klage in einen Reigen sich verwandelt, wo man selig preiset die erduldet haben, und mit ihnen der Herrlichkeit sich freuet, die ihnen nun geworden ist. — Wir haben ja, wer von uns dem Heimgegangenen näher stand, so manchmal in schweren Leiden ihn gesehen, in den ernsten Stunden, da er sich selbst, schon vor Jahren, an den Pforten der Ewigkeit glaubte: wir haben die Zeugnisse seines Herzens, die Bekenntnisse seines Mundes vernommen, wie er so getrost, so kindlich und freudig auch dem ernsten Augenblicke des Scheidens entgegensehen und mit David uns zurufen konnte, daß ihm ein Bund bei Gott gesetzt sey, der ewig, und daß alles wohl geordnet und gehalten wird. Ein ganz besondrer Friede, ja ein Vorschmack himmlischer Herrlichkeit muß ihm in den letzten Wochen seiner Krankheit, wie seine

Briefe bezeugen, zu Theil worden seyn. — Und eben die Erinnerung an diese köstlichen Zeugnisse, die Vergegenwärtigung dieser Weihestunden macht es, daß das Herz nicht allein stille, sondern daß es einem an dieser Stätte hier so feierlich und himmlisch um's Herz wird. Es wird einem heimathlich ums Herz, wenn man die Lieben in tiefem Frieden hinüberziehen siehet; des Himmels Pforten thun sich dann weit auf, und die Herrlichkeit des Herrn umleuchtet einen.

Wohl trauern wir: aber es ist nicht die Trauer, die hinabziehet, sondern eine Feier, die hinaufhebt gen Himmel, wenn man die Siegesbotschaften von Oben gehört, wenn man von neuem von dem Triumph etwas vernommen, den der auferstandene Siegesfürst fort und fort in Jedem seiner Kinder feiert, das er über Tod und Hölle hinauf führt.

Ja, wir trauern, — aber nicht wie die, die keine Hoffnung haben. — Wohl wissen wir, daß unser Verlust groß, ja, in vieler Hinsicht für uns, so lange wir hier pilgern, ein unersetzlicher ist; aber diese Trauer schließt die himmlische Freude nicht aus, und das Bekenntniß von unserm Verluste verträgt sich wohl mit dem andern, daß wir dennoch durch denselben nicht ärmer worden: denn den wir verloren haben, der ist, so wir anders im Glauben leben, ewig der Unsre. — Weil wir den kennen, der uns Alles wiederbringt, haben wir einen ewigen Trost, können unserm Schmerz recht in's Angesicht sehen, und bedürfen nicht einer Verhüllung der Wahrheit, die Größe unsers Verlustes zu verringern. —

Wer unter uns schwerere Leidenswege geführt ist, der weiß es, wie der Herr es wohl so anzuordnen weiß, daß wir diesen und jenen Verlust schmerzlich fühlen, so lange wir hier leben, damit wir uns hier nie zu heimisch fühlen. Wenn Jemand von uns genommen wird, in dessen Herz man sein Herz ausschütten konnte, der uns ganz verstand, in den wir uns in einer Reihe von Jahren ganz hineingelebt hatten, und er in uns, so gehet uns eine ganze Welt unter von Erquickungen, von Freude, von Tröstungen. Und nicht bloß im engen Familien- und Freundeskreise fühlt man das: wer

wollte es verkennen, daß es für eine ganze Gemeinde, die fünfzehn Jahr wie diese in inniger Liebe mit ihrem Seelsorger verbunden war, ein in vieler Hinsicht unersetzlicher Verlust ist, wenn er abgerufen wird! — Ich zweifle nicht, daß der Herr dieser Gemeinde an der Stelle des Dahingeschiedenen wieder einen treuen Hirten und Lehrer schenken wird: die Erfahrungen aber, die Viele in dieser Reihe von Jahren in Leid und Freud an den Kranken- und Sterbebetten der Ihren gemacht, wenn sie Worte unvergeßlichen Trostes hörten, — die werden sie nicht noch einmal machen. — Doch soll uns das nicht befremden, wenn es immer einsamer um uns wird, wenn der Eine und Andere hinziehet: es gehört zu unsrer tiefern Begründung, zu unsrer Vollbereitung. Das Herz wird dadurch mehr und mehr von aller Kreatur los, und lernt haben als hätte es nicht, sich freuen als freuete es sich nicht, und trauren als trauerte es nicht. Wir verstehen das Wort besser, daß wir hier keine bleibende Stadt haben. Aber die zukünftige suchen wir, und jemehr der Unsern uns dorthin voranziehen, desto mehr ziehet es uns auch hinan und hinauf, desto mehr eilen wir im Geist zu der Stunde, wo auch wir, heimgekommen zu dem Herrn, uns freuen werden mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, wenn wir Ihn dann sehen, den wir lieben und noch nicht sehen, und um Ihn herum alle seine Heiligen. — Wir freuen uns schon im voraus ihrer Herrlichkeit und gönnen dieselben ihnen von Herzen, den großen Vorkämpfern im Reiche des Lichtes, den Patriarchen und Propheten, den Aposteln und Märtyrern: aber wen wir vor Allen nächst dem Herrn aufsuchen, wohin unser Herz zuerst eilen wird, das sind unsre Lieben, mit denen wir hier zusammen wohnten, mit denen wir jubelten, mit denen wir weinten, unsere Leidens- und Kampfgenossen. Da werden wir ihnen auch den Dank bezahlen, daß sie wie durch ihr Leben uns erbauten, so durch ihr Sterben uns stärkten und trösteten und mit allen Heiligen uns hinwiesen auf den, der den Seinen zuruft: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Amen.

Grabrede,

gesprochen von dem

Collegen des Verstorbenen,

Pfarrer Henser,

nach der Einsenkung.

So haben denn diese Hände dem theuern Amtsgenossen den letzten schweren Dienst der Liebe gethan: was soll ich nun sagen? Wollte ich dem natürlichen Zuge meines Herzens, wollte ich dem mächtigen Strome der Empfindungen folgen, welche die Herzen dieser Tausende bewegen, die mich umringen, o dann müßte ich den Mund zu den wehmüthigsten Klagen öffnen, über die Vereitlung unsrer freudigsten Hoffnungen trauren. Was war es doch für ein süßer Trost, der uns vor zwei Monden, als der Entschlafene für eine kurze Zeit Abschied von uns nahm, und als wir sein Angesicht ach! zum letztenmal sahen, erfüllte! Wir sahen tief bekümmert seine wankende Gesundheit, die sinkende Kraft, das Kämpfen der bedrängten Brust, aber wir hofften. Was konnte doch die ländliche Stille, die zurückgezogene Ruhe und eine sorgsame Schonung, was konnte doch die treue Pflege geliebter Geschwisterhände, was konnte doch der Herr thun, dessen Dienste alle seine Kräfte geheiligt waren, der ihn zu einem so ausgezeichneten Rüstzeug erkoren, der so oft in seiner Schwachheit mächtig gewesen war! Und diese Sterne der Hoffnung leuchteten uns in ihrem ersten Aufgang so verheißungsreich, wir erquickten uns an den freundlichen

Strahlen, die sie in das Dunkel unserer Befürchtungen warfen. Da, als schon der Tag seiner Rückkunft bestimmt war und unsre Arme sich ihm öffneten, da traf uns die Nachricht von dem neuen Krankheitssturm, der ihn ergriffen, der ihn widerstandlos niedergeworfen hatte. Noch richteten sich unsere Hoffnungen an unsern Gebeten auf; der den Sturm sendet, sagten wir uns selbst, der sendet auch die Ruhe und das Licht nach dem Sturm, wir haben einen Gott, der da hilft, den Herrn Herrn, der auch vom Tode errettet. — Und nun? Herr, du bist ein verborgener Gott und doch der Gott Israels und ihr Heiland. Ja, er ist uns wiedergegeben, aber dazu, daß wir mit dieser kalten Winterscholle das Herz zudecken, das sich mit so warmem Verlangen nach uns sehnte. Sein Verlangen ist erfüllt; er ist wieder eingetreten in die Mitte der Gemeinde, aber dazu, daß er unter den Seinigen schlummere. Den wir als einen zu dem Werke seines Amtes Erkräftigten wieder zu sehn hofften, den nehmen wir als einen zum ewigen Sabbath Eingeführten in Empfang. Der Herr gibt immer überschwenglich über all unser Bitten und Verstehen, er hat ihm, statt irdischer Herstellung, die Genesung zum ewigen Leben gegeben

und uns die Freude, daß wir seine Ruhestätte unter uns haben. Dem Volk Israel war es eine Klage, daß niemand das Grab Mosis gewußt (5. Mos. 34, 6.); wir haben die Freude, daß, wenn jemand, wie einst Josia, uns fragt: was ist das für ein Grabmal, das ich sehe, wir antworten können, wie jene Leute in der Stadt: es ist das Grab des Mannes Gottes. (2. Kön. 23, 17.) Wir können fortan zu diesem Grabe hinwandern, und was wollen wir dann thun? Wir wollen dann an das Wort des Herrn denken, womit er Joh. 11, 11. die Kunde beantwortete, die ihm seine Jünger von der Krankheit Lazari brachten. Lazarus unser Freund schläft, wollen auch wir sagen, und mit diesen Worten wird uns immer von neuem beides erscheinen, das reinste Bild seines innern Wesens und damit zugleich die reichste Quelle der Tröstung.

Ich suche nemlich ein Wort, worin sich das Innerste der Seele unsers theuren Entschlafenen am treuesten abspiegle;

ein Wort, das uns den tiefsten Kern seines Wesens, die Triebkraft seines Gemüthes aufschließe. Jesus gibt es mir in den Mund, er spricht: unser Freund schläft. Welch eine Grabeskammer, über welche Jesus, der König des Himmels und der Erde, die segnende Hand ausstreckt und spricht: mein Freund, unser Freund schläft! Gibt es ein höheres Ehrenzeichen, das man auf ein Grab pflanzen kann, als das Zeugniß: das Herz, das hier modert, brannte, so lange es schlug, in Einer Liebe und diese Liebe war Er! O meine Brüder, meine Amtsgenossen, die Sie dieses Grab umringen, wer von uns hat nicht die Frage Jesu Christi: hast du mich lieb? in allen Tiefen der Seele vernommen? Er läßt sie immer seinem Auftrage: weide meine Schaafe, weide meine Lämmer, vorhergehn; aber wenn Er nun in diesem feierlichen Augenblick uns, diesen Entschlafenen umringend, einen jeden unter uns frägt: Simon Johanna, hast du mich lieber, denn mich dieser hatte? o dann gebe Gott, daß wir alle bis an unser Ende wie Simon Johanna sprechen können: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe, und daß dieses Bekenntniß auch noch in unsern brechenden Herzen stehen möge, darauf sei auch in dieser Stunde mein und Ihr stilles Flehen gerichtet, darauf lassen wir uns im Geist einander an diesem offenen Grabe die Hände reichen!

Der, der hier schläft, wußte, was Drang der Liebe Jesu Christi ist: sie war der Herzschlag seines Lebens. Sie athmete in den Forschungen seiner stillen Stunden; sie webte in der großen Selbstverleugnung, mit welcher er der Ehre des göttlichen Wortes alles unterwarf, Erkenntniß und Entschluß; sie war das Gold, das in der Gluth mancher heißen Anfechtung und innerer Kämpfe siebenfach geläutert ward; sie wehte ihn von dem Kreuze dessen, der für ihn gestorben, mit lebenskräftigem Odem unter den Leiden seiner Kränklichkeit an; sie gab seinen Ermahnungen an euch, seine Confirmanden, seinen Bitten an dich, geliebte Gemeinde, diesen wehmüthigen, andringenden Ernst, und durch alle seine Bestrafungen klang ihr milder Ton hindurch; sie leitete ihn von der Kanzel in die Bet-

kammer, wo die Sorge um euch das Anliegen seiner Seele vor dem Herrn ward; kurz, sie war das Licht, der Trost, das höchste Glück seiner Seele, das eigentliche Element seines Daseins; ihre Ermattung war der Schmerz seines Lebens, und wenn ihre heilige Empfindung hell und mächtig in ihm war, dann war sie der Jubel seines Innern, das Lied im Hause seiner Wallfahrt. Wie konnte er so wahrhaft zu seinem Herrn sprechen: Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe, wie können wir des Gegenzeugnisses von dem, der alle Dinge weiß, so gewiß sein: unser Freund schläft.

Ist es so, und diese ganze Menschenmenge, wie verschieden ihre Sinnesart auch ist, ruft mir entgegen: ja, es ist so, soll uns das nicht trösten? Unser Freund schläft. So schreibt die Hand des Herrn an die Sterbekammern seiner Jünger. Sie schlafen. Wo wäre ein Schlaf, auf den kein Erwachen folgte, kein neues Morgenlicht aufginge? Unser Freund schläft, er ist in das nächtliche Schlummerthal des Todes gesunken; einmal schon umflorte das Dunkel des Todes sein Angesicht, die Umstehenden alle harreten seiner Auflösung, die weinende Tochter ward an das Sterbebett des scheidenden Vaters geführt: da leuchtete, wie durch ein Wunder des Allmächtigen, schrieb man uns, ach! auf wenige Tage, das Licht seiner brechenden Augen von neuem auf — dann nahete mit leisem, sanftem Fußtritt der Engel der Erlösung. Und wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöset, so werden sie sein, wie die Träumenden. Dann wird ihr Mund voll Lachens sein und ihre Zunge voll Rühmens. Dann werden sie sagen: der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. (Ps. 126.) Die Scheidewand ist niedergefallen, die zwischen ihrer Seele und dem Anschauen Gottes stand. Herr, sie werden schauen Dein Antlitz in Gerechtigkeit, sie werden satt werden, wenn sie erwachen nach Deinem Bilde. (Ps. 17, 15.)

O glücklich, theure Gemeinde, wer in dem Boden der Gnade wurzelt, die in Christo Jesu ist! Auf ihm stand der

Verewigte, aus ihm hat er die ewige Jugend gewonnen, die jetzt sein Theil und Erbe ist. Wiewohl er gestorben, redet er noch. Er redet noch aus diesem offnen Grabe zu dir, er redet noch durch den seligen Frieden seines Herzens in seinem Herrn, durch die unverwelkliche Hoffnung, deren Schätze er in sich trug, durch die Reinigung von seinen Sünden, die er in dem Opfer seines großen Hohenpriesters gefunden, durch das geistliche Leben, zu welchem er hindurchgedrungen, durch seine freudige Sehnsucht bei Christo zu sein, durch den himmlischen Sinn, der seines Bürgerrechts dort oben gewiß war. Nimm an seinem Grabe den letzten Segen seiner Liebe, seiner Gebete, seines gottseligen Wandels hin! Die du heute noch seine Gemeinde heißest, die er noch vor dem Throne des Erzhirten seine Gemeinde nennt, und die er mit einem: sieh hie bin ich, und die, die du mir gegeben, im himmlischen Verklärungslicht um sich zu sehn so oft gebetet, nimm den letzten Segen deines entschlafenen Seelsorgers hin, und sorge auch du mit dem allerernstlichsten Anliegen, daß du in den Bund der Kinder Gottes kommest, die, Jesum an der Spitze und ihres Seligwerdens gewiß, so oft noch vor ihnen her ein müder Pilger zum frohlockenden Erben wird, sich ansehn und trösten: unser Freund schläft.

Bedürfen wir weitern Trost? Hier liegt er: Herr, du bist die lebendige Quelle und in deinem Licht sehn wir das Licht. Herr, der Schlag Deiner Hand ist empfindlich. Unsre Trauer kennst du, aber was ist sie gegen den Schmerz, der die Angehörigen ergriffen! Das Herz der leidtragenden Wittwe erbebt, den Kindern ist der Stern der väterlichen Liebe erloschen, dem mütterlichen Herzen hast Du eine Freude des wankenden Alters genommen, und in dem Geschwisterkreise die Klage Davids geweckt: es ist uns leid um dich, mein Bruder, wir haben große Freude und Wonne an dir gehabt. Aber sie sind nicht traurig gleich denen, die keine Hoffnung haben, du bist ihre Hoffnung, ihr Schild, ihre Stärke. Bleibe es ihnen, sei es ihnen täglich

von neuem in der Verbannung dieses armen Lebens, sei es uns allen.

Bleibe stets uns gegenwärtig,
Gehe mit uns ein und aus,
Mache uns die Wohnung fertig
Droben in des Vaters Haus,
Und nimm gnadenvoll am Ende
Unsern Geist in Deine Hände. Amen.

Leichenpredigt

gehalten über

Ebräer 13, 7.

vom

Superintendenten A. W. Hülsmann,

Pfarrer an der evang.-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi mache unsere Seele stille, daß wir uns demüthigen unter die Hand des Herrn; sie erquicke unser Herz voll Trauer mit dem ewigen Troste und richte uns auf durch die Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird.

Andächtige Trauerversammlung!

Als die unerwartete Kunde von dem Tode des theuern Mannes, dessen irdische Hülle wir zur Ruhestätte gebracht haben, zu seiner Gemeinde gelangte: da wurden Alle, die den Verewigten kannten und schätzten, da wurde ohne Zweifel die ganze Gemeinde von tiefer Trauer erfüllt, da erscholl die Klage über den Verlust des rechtschaffenen, treuen und frommen Predigers aus dem Munde von Tausenden. Nein, diesen herben, schmerzlichen Verlust hatte man nicht erwartet, hatte ihn wenigstens noch nicht so nahe geglaubt. Waren doch noch wenige Tage vorher erfreuliche Nachrichten von seiner fortschreitenden Besserung eingegangen; hatte er doch selbst noch vor Kurzem sehnlichst gewünscht, zu seiner Familie und zu seiner Gemeinde zurückzukehren, und die Geschäfte des ihm so theuern Amtes

wiederum zu beginnen. War es doch nur den Bitten und Vorstellungen der Liebe gelungen, ihn zum längerem Verweilen an dem Orte, wo er sich erholen und neue Kräfte zu seinem Amte sammeln wollte, zu bewegen. Hofften wir doch alle, daß es ihm durch die Gnade Gottes bald vergönnt werden würde, wiederum mit dem Eifer und der Lebendigkeit, mit der Treue und Innigkeit, die ihm im hohen Maße verliehen waren, in seiner Gemeinde das Zeugniß von Christo auszusprechen und ihr das Wort des Herrn zu verkündigen. Aber des Herrn Wege waren nicht unsere Wege. Die Nachricht von einer bedenklichen Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes drang zu uns und erfüllte uns mit banger Besorgniß; und kaum waren in etwa günstigere und beruhigendere Mittheilungen zu uns gelangt, so erschreckte uns die Kunde von seinem schnellen Tode und erfüllte uns mit Trauer und Schmerz. Statt seiner ist nur seine Leiche zu der Gemeinde zurückgekehrt; nicht ihn selbst, sondern nur seinen Sarg haben wir wiedergesehen, und statt des Empfangs der herzlichen Liebe, den seine Freunde, den seine Gemeinde ihm bei seiner Rückkehr bereiten wollte, ist es ihr nur vergönnt gewesen, seiner Hülle das Geleit zum Grabe zu geben, und durch ihre Trauer und durch ihren Schmerz es zu offenbaren, wie lieb und theuer ihr der Heimgegangene war. Diese Klage über seinen Verlust erneuert sich jetzt und wird sich noch oft erneuern, denn es ist in der That ein großer und schmerzlicher Verlust. Viel hat die Familie, viel hat die Gemeinde, viel hat die Kreis-Synode, viel haben wir, die Brüder des Heimgegangenen, an ihm verloren. Er war nicht bloß ein reichbegabter, sondern auch ein treuer und redlicher Diener des Herrn; ihn schmückten nicht bloß umfassende, gründliche Einsichten und Kenntnisse, namentlich des göttlichen Wortes und der Heilswahrheiten, sondern auch ein wahrhaft frommer Sinn, eine ächte Herzensdemuth, eine innige Liebe zu seinem Amte, ein lebendiger Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Wie er seinem häuslichen Kreise, seiner Gattin und seinen Kindern mit ganzem Herzen angehörte und mit inniger Liebe zugethan war, so hing er auch mit ganzem Herzen an seiner

Gemeinde und an seinem Amte, und fand in seiner amtlichen Wirksamkeit seine Freude und sein Glück; so war es ihm Herzens- und Gewissenssache, dieses Amt zur Ehre seines Herrn und Meisters, zum Heil der ihm anvertrauten Seelen zu verwalten; so war er, ungeachtet seiner körperlichen Schwäche und Kränklichkeit, unermüdet darauf bedacht, dieses Amt treulich und redlich auszurichten, und durch That und Wort die Gemeinde zu erbauen. Gerecht ist darum unser Schmerz, gerecht unsere Klage, gerecht unsere tiefe Trauer. Wir trauern mit der hochbetagten Mutter, der ihr einziger, geliebter Sohn, mit der Gattinn, der ihr treuer Gefährte und Beschützer, mit den Kindern, denen ihr liebender Vater entrissen ist, mit dem Kollegen, der einen redlichen, treuen Gehülfen, mit der Gemeinde, die einen würdigen und rechtschaffenen Prediger und Seelsorger verloren hat. Wir trauern über unsern eigenen Verlust, um den geliebten Bruder, um unsern treuen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, der uns durch seine Einsichten so oft nützlich geworden, durch seine Liebe uns so oft erfreut, durch seinen Eifer und durch seine Tüchtigkeit in seinem Amte uns so oft ermuntert hat.

Aber, dem Herrn sei Dank! unsere Trauer ist nicht ohne Trost, unsere Klage ist nicht ohne Hoffnung. Was wir an dem Grabe der Frommen im Glauben sprechen: „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben,“ das sprechen wir auch jetzt beim Leichenbegängniß unseres heimgegangenen Bruders. In dem Herrn ist er gestorben; der treue Herr und Heiland, dem er gedient, hat ihn zu sich gerufen. Im Glauben an ihn, der sein einziger Trost im Leben und Sterben war, in dem er Vergebung der Sünde, Friede und Heil, Gerechtigkeit und Stärke gesucht und gefunden hatte, ist er hinüber gegangen. Erlöset ist er von den Banden der zerbrechlichen Hülle, erlöset von aller Noth und Sorge des Lebens, und eingegangen zu der Ruhe und Freude seines Herrn. Preisen wir aber selig, die erduldet haben, so preisen wir auch ihn heute in der Zuversicht auf die Gnade des Herrn selig, demüthigen uns unter die gewaltige Hand Gottes, und rühmen des Herrn Treue, die ihm

einen seligen Heimgang gewährt, ihn von allem Uebel erlöset und ihm ausgeholfen hat zu seinem himmlischen Reiche. In dieser Zuversicht wollen wir denn zu einer Betrachtung uns sammeln, und dabei die Worte zu Grunde legen:

Ebräer 13, 7.:

„**Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.**"

Aus den vorgelesenen Worten erkennen wir, daß schon die neugestifteten Gemeinden den Tod geliebter Lehrer zu beklagen gehabt hatten. Vielleicht waren solche unter ihnen, die unter schweren Kämpfen und Anfechtungen ihren Glauben bewahrt, die, einer feindlichen Welt gegenüber, von demselben Zeugniß abgelegt, und als Blutzeugen ihr Leben im Bekenntniß ihres Glaubens geopfert hatten. Dieser Lehrer sollen die Christen gedenken; ihr Gedächtniß soll im Segen bleiben, ihr Glaube und ihr Ende soll betrachtet werden, und zur Nachfolge ermuntern und stärken.

Gedenket an eure Lehrer, dieses Wort der Ermahnung gelte heute auch uns, gelte insbesondere auch dieser Gemeinde und werde ihr eine Aufforderung, das Gedächtniß des treuen Lehrers, der jetzt von ihr geschieden, im Segen zu bewahren. Es ist aber ein Dreifaches, was bei diesem Gedächtniß der Lehrer, wenn es ein gesegnetes sein soll, in Betracht kommen muß: Ihre Verkündigung des göttlichen Wortes, ihr Glaube und das daraus entspringende Glaubensleben, und dann ihr Ende.

I.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, spricht der Apostel, und bezeichnet damit das wichtigste Geschäft des evangelischen Lehramts. Es ist vorzugsweise ein Amt des Wortes, des Zeugnisses von dem Rathe Gottes zu unserer Seligkeit in Christo Jesu unserm Heilande. Dazu hat der Herr seine Apostel gesandt, daß sie sein Evangelium verkündigen sollten; dazu sendet er noch immer seiner

Gemeinde Hirten und Lehrer, daß sie ihn predigen sollen, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung; daß sie Haushalter seien über Gottes Geheimnisse, und die Schätze der Weisheit und Erkenntniß, die in Christo Jesu verborgen liegen, der Gemeinde treulich austheilen. Verkündigen sollen sie das Wort, das der Herr durch seine Propheten und Apostel geredet, und das er selbst als das Wort ewiger Wahrheit, als ein Wort des Lebens durch Zeichen und Wunder bestätigt hat; das Wort, dessen Hauptinhalt und Mittelpunkt der Herr selbst ist, das uns sein heiliges Leben, sein göttliches Wirken, sein verdienstliches Leiden und seinen Tod darstellt; das Wort, welches uns des Menschen Fall, Elend und Schuld, der Sünde Strafe und Verderben, aber auch Gottes unendliches Erbarmen und den Rath seiner Liebe, die Gründung und Vollendung einer ewigen Erlösung offenbart; das Wort, das den Sünder zur Buße ruft, das dem Ungerechten und Unbußfertigen Gottes Zorn und Verdammniß droht, aber dem Reuigen, Bußfertigen und Gläubigen Vergebung und Gnade, Leben und Seligkeit verheißt; das Wort, das alles enthält, was zu unserer Seligkeit erforderlich ist, das nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; das Wort, das unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege sein soll, daß die herrlichsten Wahrheiten, die allerköstlichsten Verheißungen, die theuersten Hoffnungen enthält. Ja, dies Wort ist der theure Schatz, den die Lehrer zu bewahren und aus dem sie ihrer Gemeinde die heilsame Lehre zur Seligkeit mitzutheilen haben.

Wohl ist dieses Wort eine große dankenswerthe Gabe des Herrn. In welcher Finsterniß würden wir noch sitzen, wenn nicht das Licht dieses Wortes uns erleuchtete? Unter welchem Fluch und Verderben der Sünde müßten wir seufzen und unterliegen, wenn nicht in diesem Worte uns eine Erlösung verkündigt und angeboten würde? Auf welchen verderblichen Wegen würden wir noch, wie Schaafe, die keinen Hirten haben, umherirren, wenn uns nicht in diesem Worte der Hirt und

Bischof unserer Seelen geoffenbaret würde, der uns auf die Bahn des Lebens leitet? Wie arm an Trost und Hoffnung wären wir in Anfechtung, Noth und Tod, wenn nicht dieses Wort uns Frieden verkündigte und gewährte? Glücklich darum die Gemeinde, der dieses Wort rein und lauter verkündigt wird, die einsichtsvolle, gläubige, redliche und eifrige Prediger besitzt, welche ihr nichts von dem vorenthalten, was zur Seligkeit erforderlich ist.

Und das ist das Zeugniß, welches wir dem heimgegangenen Lehrer dieser Gemeinde mit voller Ueberzeugung geben dürfen. Ihm war das Wort Gottes überaus ehrwürdig und heilig, und die fortgesetzte Beschäftigung mit demselben, das unermüdete und gründliche Forschen in demselben, nicht bloß Amtspflicht, sondern Herzensbedürfniß. War irgend Jemand überzeugt, daß in diesem Worte die Schätze aller Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen, daß dasselbe einen tiefen, geheimnißvollen Sinn habe, daß es eine unerschöpfliche Quelle alles Wissens sei, so war es der entschlafene Bruder. Mit der größten Freudigkeit und Entschiedenheit hat er sich von Anfang an zu dem Worte Gottes bekannt, und es oft bezeugt, daß er nichts anders wissen wolle, als allein Christum den Gekreuzigten. Und wovon sein Herz voll war, davon ging sein Mund über. Was er als ewige Wahrheit erkannt hatte, davon legte er freimüthiges und entschiedenes Zeugniß ab. So lange er das Zeugenamt geführt, war es der reiche Inhalt des göttlichen Wortes, den er seiner Gemeinde bot, war es die Gnade Gottes in Christo, die er ihr verkündigte, war es die Botschaft von dem Heiland der Sünder, die er ihr mittheilte. Und mit welchem Eifer und mit welcher Wärme und Innigkeit, mit welcher Kraft, die bei seiner oft großen körperlichen Schwäche in Erstaunen setzte, hat er diese Botschaft verkündigt; wie habt ihr oft, wenn er nach den Tagen der Krankheit wiederum an dieser Stätte erschien, euch gewundert über die Wärme und Innigkeit seines Vortrags. Und darin ist er nicht müde geworden; er hat gewirkt und gezeugt, so lange er konnte; er ist ein wahr-

haft evangelischer Zeuge, ein treuer Prediger der Gerechtigkeit geblieben bis an sein Ende.

Darum gedenke, o Gemeine, gedenke des treuen Lehrers, der dir das Wort Gottes gesagt hat. Zwar ist sein Mund für diese Erde verstummt, zwar wird er niemals wieder an dieser Stätte zu dir reden, aber das Wort, das er hier so oft mit Kraft verkündigt hat, ist ewig gültig, und das Zeugniß, das er hier von seinem Herrn abgelegt hat, besteht fortwährend in seiner Gotteskraft. Und hat es sich in seinem Leben an vielen Herzen also bewährt, hat es manche Seele dieser Gemeinde erweckt und erbaut, hast du, Gemeinde des Herrn, ihn hier oft im Segen die großen Thaten Gottes verkündigen hören, wie solltest du nicht den treuen Prediger in dankbarem Andenken bewahren, wie sollte nicht sein Gedächtniß im Segen bei dir bleiben? Und wodurch beweisest du diesen Dank? Dadurch, daß du des Herrn Gnade preisest, der dir fünfzehn Jahre auch durch den Heimgegangenen sein Lebenswort predigen ließ; dadurch, daß du eingedenk bleibest der Lehren und Ermahnungen, die er als Botschafter an Christi Statt dir zugerufen hat; dadurch, daß du das Wort des Herrn bewahrest in einem feinen, guten Herzen und Frucht bringest in Geduld; dadurch, daß du dich mit Heilsbegierde sammelst um die Diener des göttlichen Worts, die noch jetzt aus der Fülle eines gläubigen Herzens dasselbe dir verkündigen; dadurch, daß du das evangelische Lehramt nach seiner hohen Wichtigkeit fortwährend unter dir erkennst und als eine Anordnung der göttlichen Gnade dankbar ehrest. Und ihr, die ihr durch ihn besondern Segen empfangen, die ihr durch sein Zeugniß vom Tode zum Leben erweckt, im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung gefördert seid; ihr, die ihr in den Wahrheiten des Christenthums unterwiesen und zum Bekenntniß des Glaubens eingesegnet; ihr, die er in Trübsal und Noth aufgerichtet, die er auf dem Krankenlager ermahnt und getröstet: ihr Alle, die er als Seelsorger und Hirte erinnert und aufgefordert hat: o gedenket des treuen Lehrers, der euch das Wort Gottes gesagt hat, bewahret sein Zeugniß, wachset in der Gnade und Erkenntniß Jesu

Christi, die er euch verkündigt, damit er dort euch unter denen erblicke, von denen er sagen darf: Ihr seid ja meine Ehre und meine Freude.

II.

Aber folget auch seinem Glauben nach. Denn der Glaube und das aus dem Glauben entspringende Leben soll das Zweite sein, worauf das Andenken, das dem treuen Diener Christi gebührt, gerichtet ist. Aus diesem Glauben stammt das Zeugniß, das er ausspricht, aus diesem Glauben entspringt die Innigkeit, Wärme und Kraft, mit welcher es verkündigt wird. Der treue Diener Christi verkündigt die Gnade Gottes in Christo, die er an seinem eigenen Herzen erfahren; er bittet und ermahnt: Lasset euch versöhnen mit Gott, indem er selbst im Glauben an Christum einen freudigen Zugang zu Gottes Gnade, und die Kindschaft gefunden hat; er predigt von den Gerechten, daß sie es gut haben, selbst erfüllt von dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Von ihm heißt es: Ich glaube, darum rede ich; von ihm gilt's: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Von ihm wird das Bekenntniß abgelegt: Ich halte mich nicht dafür, daß ich unter euch etwas anderes wüßte, ohne allein Christum, den Gekreuzigten, göttliche Kraft und Weisheit denen, die an ihn glauben. Und sie zeigt sich im Leben und Wandel des evangelischen Lehrers, die Kraft, die erneuernde, umschaffende, heiligende Kraft dieses Glaubens. Sie thut sich kund in lieblichen Früchten, in frommen Gesinnungen und guten Werken. In Bescheidenheit und Demuth wandelt er unter seiner Gemeinde, kommt allen mit Freundlichkeit und Güte entgegen, denn er ist ja ein Jünger des Herrn, der sanftmüthig und von Herzen demüthig war; er sucht nicht seine Ehre, sondern die Ehre dessen, dem er dient. Mit uneigennützigem Sinne, mit lebendigem Eifer, mit gewissenhafter Treue wirkt er fort und fort, denn er hat sich ja dem zu eigen gegeben, der da wirkte, so lange es Tag war; er ist stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, er vermag alles durch den, der ihn mächtig

macht, Christum; er sucht nicht das Seine, sondern das, was des Herrn ist; aus seinen Worten und Werken strahlt sie hervor, jene Geduld, die um Christi willen alles trägt und auch im Kampf und in der Anfechtung ausharret im Gebet und in treuer Wirksamkeit; jener Gehorsam, der sich dem Willen Gottes unbedingt unterwirft, und in welchem er spricht: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst; jene brünstige Liebe, die durch keine Verkennung, keinen Undank sich ermüden läßt, sondern, um das Heil unsterblicher Seelen bekümmert, fortfährt zu wachen, zu beten, zu bitten und zu ermahnen. Und daß er selbst immerdar wachse an Christo, seinem Haupte, daß er seiner Gemeinde sich darstelle als ein Vorbild guter Werke, als ein Gefäß der göttlichen Gnade, als ein ächter Rebe an dem Weinstock Christus, als ein Werkzeug, ja als ein Tempel des heiligen Geistes, daß er durch sein Leben und seinen Wandel seine Worte bekräftige, und er dadurch ein Führer zu Christo, ein Prediger der Gnade werde, das ist sein Ringen und Kämpfen, das ist sein Gebet. Im Zeugniß des Wortes, im Glauben und im Leben stellt er sich dar als einen treuen Streiter Jesu Christi, als einen ächten Diener des Herrn.

Wie ist dir, Gemeinde des Herrn, bei dieser Schilderung? Erkennst du nicht in diesem Bilde deinen heimgegangenen Lehrer? Mußt du nicht an seinem Sarge, an seinem Grabe ihm das Zeugniß geben, daß er als ein gläubiger, rechtschaffener Prediger unter dir gewandelt und gewirkt hat? War es nicht sein Bestreben, die Lehre seines Heilandes zu zieren in allen Stücken? Trug nicht sein Wirken unter dir das Gepräge eines stillen, sanften Jüngers des Herrn, der da wußte, an wen er glaubte? Zeugte nicht die Innigkeit und Wärme, mit welcher er, selbst unter großer körperlicher Schwäche, den Namen des Herrn verkündigte, von der höhern Kraft, die ihn durch den Glauben an diesen Herrn erfüllte? Hat er es nicht redlich erfüllt, das Wort, das er bei seiner Eintrittspredigt euch zurief: Ich suche nicht das Eure, sondern Euch? Hat er es nicht in seiner fünzehnjährigen Amtsführung bewiesen, daß es ihm

nur darum zu thun war, die Ehre seines Herrn unter euch zu fördern, das Reich desselben unter euch auszubreiten, euch ein Gehülfe eurer Freude zu werden? Und wenn auch seine Theilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinde sich nicht in großer Thätigkeit nach Außen beweisen konnte, wenn er sich auch, besonders in den letzten Jahren, daran durch körperliche Schwachheit gehindert sah: — o, seine Liebe ist nie erkaltet und sein Gebet nie verstummt; auf seinem Krankenlager hat er seine Gemeinde auf seinem Herzen getragen, und wie theuer ihm der Zweck seines heiligen Amtes, wie lieb ihm die Gemeinde war, das zeigte sich in der Eile, mit der er, kaum genesen und gestärkt, zu seiner priesterlichen Thätigkeit zurückkehrte; das offenbarte sich noch zuletzt in dem großen Verlangen nach Rückkehr zu seinem Amte und zu seiner Gemeinde, das nur durch die Vorstellungen der besorgten Liebe sich einigermaßen beschwichtigen ließ. Und wie er als Hirte und Seelsorger, als Freund der Armen, als Tröster der Bedrängten, als Berather der Unberathenen, als Gehülfe der Angefochtenen unter euch gewirkt, wie er mit Liebe und warmem Eifer das Heil der Seelen unter euch gefördert, wie er sich bemüht hat, das Verlorne unter euch zu suchen, die Bekümmerten mit dem Troste des Evangeliums aufzurichten, den Gesundenen ein Gehülfe ihrer Freude und ihres Wachsthums in Christo zu werden, das ist euch selbst besser bekannt, als ich es sagen kann; das weiß der Herzenskündiger, der den Verewigten zu einem Gefäße seiner Gnade gemacht hat, und dem er allein allen Ruhm und alle Ehre zu Füßen legte.

Darum, folget seinem Glauben nach, ermahnt euch der Apostel. Hat er nicht bloß durch sein Wort, sondern auch durch seinen Wandel von Christo gezeugt, wie viel mehr muß dies Zeugniß dann bei euch gelten! Ist es für eine Gemeinde ein großer Segen, wenn sie Prediger besitzt, die durch Wort und That ihr das Heil in Christo verkündigen, so ist auch ihre Verpflichtung, dieses Heil zu ergreifen, gleichsam um so größer, so ist auch die Verantwortlichkeit derer, die dem Worte der Wahrheit nicht gehorchen, um so schwerer. An solche Diener

Jesu Christi können und sollen sich alle christlich gesinnten Gemeindeglieder anschließen, mit ihnen sollen sich alle Freunde des Reiches Gottes zum gemeinsamen Wirken verbinden. Ihrem Glauben nachzufolgen, in demselben Glauben zu stehen, in demselben Geiste der Liebe und des Eifers für alles Gute zu wirken, ihren Bestrebungen hülfreich und unterstützend entgegen zu kommen, das ist die Aufforderung und ernste Mahnung, die der Herr an alle Gemeindeglieder ergehen läßt. Wohlan denn, Gemeinde des Herrn, besitzest du diesen großen Segen; erblickst du unter deinen heimgegangenen Lehrern einen Bartels, der bis in sein hohes Alter mit Rüstigkeit und Kraft dich behütet und gepflegt hat, einen Feldhoff, der mit der innigsten Liebe dein Heil suchte und förderte; siehst du in dem Lehrer, den du noch besitzest, einen Mann des Glaubens und der Liebe: o so folge diesem Glauben nach, achte auf das Leuchten der Fußstapfen derer, die unter dir gewandelt, und dir das Wort Gottes gesagt haben. Großes hat der Herr an dir gethan, treue Glaubenszeugen dir gegeben, Denkmäler seiner Huld und Barmherzigkeit dir vor Augen gestellt. Wohlan denn, eine Gemeinde des Herrn, eine gläubige, fromme, wahrhaft christliche Gemeinde zu sein und immer mehr zu werden, für dieses große, schöne Ziel zu wirken, dem Unglauben und der Sünde zu wehren und gottseligen Sinn und Leben zu fördern, darauf gebet euch heute nicht nur eure Hände, das gelobe heute in der Stille ein Jeder, der durch den Verewigten einen Segen empfangen hat; das sei der Dank, den ihr ihm an seinem Grabe weiht; das sei der Segen, den diese Trauerfeier mit sich führe. Folget seinem Glauben nach!

III.

Und schauet sein Ende an; denn das Ende eines treuen Dieners Jesu Christi ist das dritte, worauf unser frommes Gedächtniß gerichtet sein soll. Und was ist das für ein Ende? Das Ende eines Dieners Jesu Christi, und darum ein Ende voll Ergebung, voll Friede, voll Trost und Hoffnung. Glaubt er nicht an den, der dem Tode die Macht genommen, und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat? Hat

er nicht Vergebung der Sünden und Gottes Gnade durch Christum gefunden? Weiß er nicht, daß nichts Verdammliches ist an denen, die in Christo Jesu sind, daß, wer an den Sohn Gottes glaubt nicht in das Gericht kommt, sondern vom Tode zum Leben hindurch gedrungen ist? Hat er nicht, eingedenk, daß er hier keine bleibende Stätte habe, die zukünftige gesucht, und sich auf den Heimgang durch Wachen und Beten vorbereitet? O, darum spricht er mit Simeon: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben den Heiland gesehen. Und durch seinen letzten Kampf ertönt ihm das Wort: Du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen, gehe ein zu des Herrn Freude. In die Nacht des Todes strahlt ihm das Licht der Verheißung: Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne, immer und ewiglich. Der Schmerz der Trennung von den Seinen geht über in die Wonne des Daheimseins bei dem Herrn, der da sprach: Vater, ich will, daß, wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Der Todesseufzer verwandelt sich in den Triumph: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Christum. Und was ihm dort zu Theil wird, wie der Herr dort den treuen Knecht einführt zu seiner Freude, wie dort der Vater den Diener ehrt: das kann kein Mund aussprechen und kein Herz fassen; genug — er hat seinen Lauf vollendet, er hat einen guten Kampf gekämpft, er hat Glauben gehalten; hinfort ist ihm beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

Gemeinde des Herrn! Einen treuen Diener des Herrn hast du verloren, und seine irdische Hülle zu ihrer Ruhestätte gebracht. Es ist dir nicht vergönnt gewesen, ein unmittelbarer Zeuge seines Endes zu sein. Zwar im Kreise theurer Verwandten, aber doch fern von dir, selbst fern von seinem Hause, seiner Gattinn und seinen Kindern, ist er von dem Tode hinweggenommen. Aber das, das ist unsere freudige Zuversicht: Sein Ende war das Ende eines Gerechten. Wie er im Glauben gelebt, so ist er im Glauben gestorben. Wie die Gnade

des Herrn ihn im Leben getragen, so hat ihm auch diese Gnade die Bitterkeit des Todes versüßt. Christus war sein Leben, und darum Sterben sein Gewinn. Hatte er auch vor Kurzem noch Lebenshoffnung, dennoch stand er so zu seinem Gott und Heiland, daß der Ruf seines Herrn ihn wachend fand. Und darum sprechen wir im Blick auf ihn getrost: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an, denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Darum blicken wir von seinem Grabe zum Himmel, und sehen ihn unter den treuen Zeugen, die die Palme des Friedens in ihren Händen tragen; unter den Vollendeten, die den Stuhl des Lammes umringen, die ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes und vor seinem Stuhl ihm ein ewiges „Halleluja" singen. Darum öffnen wir unsere Herzen, bei dem Schmerz über seinen Verlust, dem Trost: Er ist eingegangen zu seiner Ruhe, er hat ausgekämpft den letzten Kampf und im Herrn überwunden, er ist erlöset von der zerbrechlichen Hülle und wird bekleidet mit dem himmlischen Leibe, ähnlich dem verklärten Leibe Christi, er ist eingegangen zur Freude seines Herrn, um die Herrlichkeit zu schauen, die ihm der Vater gegeben hat.

Solcher Ende schauet an! Ja, schauet es an, und lernet die Kraft des Glaubens im Leben und Tode erkennen; lernt es beherzigen, daß es nur einen Weg gibt, die Schrecken des Todes zu besiegen und die Seligkeit zu erringen, den Weg des Glaubens und der Nachfolge Jesu Christi. Schauet es an mit Dank und Lob zu dem Herrn, der eurem theuren Lehrer ein seliges Ende gegeben und ihn nun zu seinem himmlischen Reiche erhoben hat; schauet es an mit der Zuversicht, daß er dort mit seinem Herrn und Heiland, und in Ihm mit allen den Theuern vereinigt ist, die ihm aus dieser Gemeinde vorangegangen sind; mit dem Bewußtsein, daß er dort vor dem Throne des Lammes eurer harrt, flehend zu dem ewigen Hohenpriester, daß ihr dort zu seiner Rechten gestellt werden und er von euch rühmen könne: Ihr seid meine Ehre und meine Freude.

Schauet es an, mit dem Gelübde, ihm nachzufolgen, mit

dem Flehen, daß auch euer Ende sei das Ende der Gerechten, die im Glauben an den Herrn leben und in diesem Glauben sterben.

Uns Alle aber erwecke sein Leben, sein Glaube und sein Ende, daß wir uns Christo als unserm Herrn und Meister ganz und für immer zu eigen geben und mit dem Apostel des Herrn bekennen: Jesus Christus, gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit. Amen.

Gedächtnißpredigt,

am

zweiten Sonntag nach Epiphanias,

den 14. Januar 1844,

gehalten von

Pfarrer W. Heuser.

Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! Ihr kennet diese Worte. Sie wurden einst in Bethanien gesprochen, da, als der Herr mit der Frage: wo habt ihr ihn hingelegt? zum Grabe Lazari ging. Er bezeichnete den Weg mit Seinen Thränen. Und Jesu, wird uns Joh. 11, 35. berichtet, gingen die Augen über. Siehe, rief die Begleitung, beim Anblick dieser Thränen, siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!

Auch hier ist Bethanien; auch wir gehen heute wieder zu einem Grabe, zu demselben, an dessen Rande wir vor drei Tagen sagten: Lazarus, unser Freund schläft! Theure Gemeinde, die ich auch heute noch eine leidtragende nenne, ist es nicht Drang unsres Herzens, heute noch einmal dahin zu gehn, wo wir ihn hingelegt? Diese letzten Tage hindurch haben unsre Gedanken, wie durch einen unwiderstehlichen Zug der Wehmuth getrieben, so oft bei diesem Grabe verweilt, wohlan! lasset uns jetzt allesammt die feierliche Stätte betreten! Das Land, worauf wir stehn, ist heilig, heilig über alles dadurch, daß wir, über unsre Herzen hinaus auch in das Auge Jesu blicken und sprechen können: wie hat Er ihn so lieb gehabt!

Freilich, an dem Opfer unsrer Liebe ist kein Mangel gewesen. Eure Betrübniß, da ihr von dem heftigen Krankheitsangriffe hörtet, der ihn überfallen — und er war so ferne — eure allgemeine Theilnahme an dem Schmerze seiner Angehörigen, eure, mit der wachsenden Macht der Krankheit steigende Klage, und als uns die täglichen Berichte Genesung verhießen, eure sich aufrichtende Hoffnung, eure mit so freudiger Zuversicht zurückkehrenden Gebete, eure Wehmuth endlich, da die Botschaft seines Todes in unsre Mitte trat, hatte das alles nicht eine Stimme, die laute Stimme: sehet, wir haben ihn so lieb gehabt? Und als seine Hülle in der engen Behausung des Sarges durch die nächtliche Stille uns zugeführt, unter uns ruhte, euer angelegentlicher Wunsch, die Züge seines erblaßten Angesichts noch einmal zu sehn, eure tiefe Trauer, euer stilles Weinen um seinen Sarg herum, sagten sie es nicht wiederum: siehe, wir haben ihn so lieb gehabt? Eure zahlreiche Begleitung am Tage seiner Bestattung, die Stille, die Andacht, die Feier der wogenden Menge, sie hatten dieselbe Sprache für alle: sehet, wir haben ihn so lieb gehabt, und wenn jetzt ein Fremder in diese Kirche träte und verwunderungsvoll die Ursache dieser stummen Trauergehänge und der sichtbaren Wehmuth dieser Menschen erfrüge, er würde hinaustretend, dasselbe bekennen: sehet, wie haben sie ihn so lieb gehabt!

Ich rede von uns, von unserm Gefühle, doch was rede ich soviel davon? Menschliche Liebe und Werthschätzung ist etwas, aber wenn nur diese, diese allein am Grabe stehn, ihr Haupt verhüllend, wie wenig ist es dann! Was ist alle menschliche Liebe und Werthschätzung? Was nützet sie dem, der in die Schatten des Todes gesunken? Wir pflanzen sie an den Gräbern unsrer Geliebten und es ist doch eine welkende Blume. Sie verschwindet nach wenig Jahren, sie weichet bald neuen Eindrücken, und blühet zuletzt nur in der Brust einiger Getreuen: Israel schmücket die Gräber seiner Propheten und vergisset sie dennoch. — — Das Eine aber, das da bleibet, das im Tode allein nützet, das zeitliches Sterben zum ewigen

Gewinn macht, das einen unvergänglichen Glanz über unsre Grabstätten wirft, das unsre Friedenskammern zu Hochzeitskammern macht, wo man auf die Stimme des Bräutigams wartet: kennt ihr dieses Eine? Ihr antwortet: ja, wir kennen es, es ist das unaussprechliche, das unvergleichliche Glück, wenn wir auch Jesum am Grabe erblicken, und sagen: sehet, wie hat er, wie hat der ihn so liebgehabt. O Herr, verleihe uns die Gnade, daß wir dieses Zeugnisses, das wir heute so zuversichtlich aussprechen, auch einst in unserm Tode gewiß und froh werden und segne, daß wir dieses Glück gewinnen, auch unser heutiges Zusammensein!

Maleachi 2, 5. 6.

„Denn mein Bund war mit ihm zum Leben und Frieden, und und ich gab ihm die Furcht, daß er mich fürchtete und meinen Namen scheute. Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde und ward kein Böses in seinen Lippen funden. Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig und bekehrete viele von Sünden.“

Wenn das nicht der Herr selbst und zwar von Menschen gesagt hätte, würden wir denn wohl wagen, es von Einem Menschen auf Erden zu sagen? Alles, was wir hier lesen, ist so hoch, so heilig, so rein, daß es seine volle Gültigkeit allein auf den zu haben scheint, der der Herr unsere Gerechtigkeit ist und der ewige Hohepriester, heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher denn der Himmel ist. Und doch ist es von einem sterblichen, schwachen Menschenkinde gesagt, von Levi gesagt; aber übersehet die Worte nicht, die vor unserm Texte stehen: das sollte mein Bund mit Levi sein, spricht der Herr Zebaoth. Es ist die heilige Anforderung Gottes, es ist das reine Bild, das wir von dem Berufe des Priesters in unserm Gemüthe tragen sollen, dem wir uns nur annähern können und an dem wir uns messen, richten sollen, immer mit der Klage im Herzen; wer ist tüchtig hiezu? Aber wenn wir nun doch diesen Maaßstab anlegen dürfen, wenn wir nun

doch, dieses Vorbild im Gemüthe, getrost vor eine Menschengestalt hintreten dürfen, wie sie leibhaftig unter uns gelebt und gewandelt — und wir dürfen es — sollten wir es denn nicht auch?

Geliebte Gemeinde, ich will das Gedächtniß meines theuern Collegen mit dir begehn; die Füße auch dieses Boten des Friedens, der fünfzehn Jahre bei dir aus- und eingegangen, waren lieblich auf unsern Bergen, feyere sein Gedächtniß! Ich stelle dir vor:

die Gemeinde, vor dem Bilde eines entschlafenen Lehrers.

Zuerst, wie sie vor dasselbe hintritt und sodann, wie sie von demselben hinweggeht.

I.

Volle Versammlung, und doch nur ein kleiner Theil der großen Gemeinde: ich denke mir in dir die ganze Gesammtheit und führe dich vor das Bild deines entschlafenen Lehrers. Wie will der Herr, nach seinem heutigen Worte zu dir, daß du es betrachtest? Entkleidet von aller menschlichen Schwachheit zuerst, im klaren Umriß seiner innern Persönlichkeit sodann, endlich dem Herrn allein die Ehre gebend: drei Punkte, die unser Text hervorhebt und die ich näher zu entwickeln gedenke.

Entkleidet von aller menschlichen Schwachheit, so sollst du das Bild eines treuen Dieners des Herrn betrachten. Wie spricht der Herr von Levi? In ihm sei Leben gewesen und Friede und Furcht, daß er den Herrn fürchtete und seinen Namen scheuete, Wahrheit in seinem Munde, kein Böses in seinen Lippen, sein Wandel friedsam und aufrichtig, und er habe viele von ihren Sünden bekehrt. Welche Bezeichnungen! Ist sie nicht fast eine Verklärung des Priesterbildes zu nennen, diese Sprache aus dem Munde dessen, der uns sonst immer die Mißgestalt alles Menschlichen zeigt, in dessen Namen Hiob spricht: siehe, unter seinen Heiligen ist keiner ohne Tadel und die Himmel sind nicht rein vor ihm, wie viel weniger ein Mensch, die arme

Made, und der keinen ausschließt, wenn er uns bekennen läßt: wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen, da ist nicht Einer, der Gutes thue, auch nicht Einer? Niemand ist gut, denn der einige Gott. So sprach der, der darum, weil er Eines Wesens mit dem Vater war, und nur darum sagen durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen, und in dessen Munde kein Betrug erfunden war. Wenn nun sonst niemand, verwirrt uns dann, was wir hier lesen, nicht mit dem Anschein eines Widerspruchs, und wie lösen wir ihn?

Zunächst dies. Viel Großes und Ausgezeichnetes eignet der Herzenskündiger Levi zu, aber Ein Wort finde ich in der Perlenschnur der vorgelesenen Worte nicht, das eine Wort: Gerechtigkeit, die vor mir gilt, finde ich nicht. Stände das Wort da, so würden wir, wie zwischen den Linien lesen: Leben und es war kein Makel daran, Friede und er stand in fester Himmelsbläue, Furcht des Herrn und sie war ohne Gebrechen, Wahrheit wie Sonnenlicht in allen Tiefen seines Wesens, kein Böses, wenn es auch der Feuerstrahl meiner Augen suchte — wir schrecken zurück, wenn der Herr mit uns ins Gericht geht, findet er uns so? O schweigen wir davon! Wir haben eine Gerechtigkeit, die vor Gott besteht, aber sie ruhet in den Verdiensten unseres Erlösers, sie ist nicht in uns, sie ist außer uns; die, welche uns das Evangelium, dies oft so verachtete Evangelium darbietet, als die wahrhaft unschätzbare, als die höchste Gabe, die es in Zeit und Ewigkeit gibt, die, von welcher der Apostel sagt: sie komme durch den Glauben an Jesum Christum zu allen und auf alle, die da glauben, und von welcher er in Beziehung auf sich selbst bezeugt: daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nemlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird. Darum redet auch hier das Wort Gottes in seiner übereinstimmenden Weisheit von keiner Gerechtigkeit, die der Herr an Levi selbst erfunden, ob-

gleich der Schmuck, womit er ihn bekleidet, ein köstlicher ist und die Schilderung auch nicht einen Flecken namhaft macht am Bilde seines Priesters. Warum, fragen wir, thut der Herr also? Es ist uns zum Vorbild geschehen. O Freunde, wenn der Herr seine Jünger von der Schwachheit des Fleisches entkleidet hat, wenn sie erwacht sind nach seinem Bilde, dann sollen auch wir, vor ihrem Bilde stehend, nur des Guten gedenken, das wir an ihnen erkannten. Trauriges Bestreben, an heimgegangenen Freunden, Lehrern, Eltern das hervorziehn, was gering war und schwach! Wir sollen das nicht, wir sollen der menschlichen Gebrechlichkeit, der anklebenden Sünde sollen wir vergessen; was Fehl und Mangel, was in der Richtung irrig und verfehlt, was unreif und erst in der Entwickelung begriffen war, alles das soll unsern Blicken entschwinden; der reine Gemüthskern, herausgeschält aus der Hülse, soll uns vor Augen treten, der allein. Gewiß, wir tragen den Schatz im irdenen Gefäße, das Gefäß zerbricht, nun leuchte der Schatz unverkümmert hervor!

So stehet die Gemeinde vor dem Bilde ihres entschlafenen Lehrers. Dies vorausgeschickt, wollen wir mit unbefangenem Herzen den Fingerzeigen unsers Textes weiter folgen, und uns, als zweites Geschäft, der innern Persönlichkeit des Heimgegangenen deutlich bewußt werden. Der Weg, den unser Text zu diesem Geschäfte vorschreibt, ist einfach und klar. Er führt uns zuerst in das Innere, dann auf das Aeußere, und gehört nicht beides Gesinnung und Werk zu der ganzen Erscheinung eines Menschen? Das Innere zunächst, wie es durch den Bund mit dem Herrn neugebildet wird, entfaltet uns das Wort, das hier vor uns liegt: es nennt Leben, Friede, Furcht des Herrn, und das sind die wesentlichsten Grundbestimmungen einer geheiligten Gesinnung, Wurzel, Blüthe und Frucht der Pflanze des himmlischen Vaters, wo sie zu Stande gekommen. Denn wann kann man überhaupt von einem Menschen sagen, er sei zu einem Kinde Gottes wiedergeboren, er gehöre zu den Kindern des Lichts? Sehet hier die ächten Merkmale. Deshalb, damit doch keins

in dieser, über alles wichtigen Sache sich täusche, und Gott weiß wo, das Siegel seiner Kindschaft suche, in eigenen hohen Empfindungen vielleicht, in der Zerknirschung des Herzens, die er einmal erlebt, diesen Geburtswehen des neuen Menschen, in wundersamen Einsprachen oder in geheimnißvollen Einblicken in die Tiefen der Rathschlüsse Gottes und in seine ewige Gnadenwahl, deshalb damit du die rechte Selbstprüfung anstellen könnest, gibt dir der Herr den Maaßstab in die Hand, und spricht: Mein Bund war zum Leben.

Leben also, der erste innerlichste Zug, der Kern der priesterlichen Erscheinung. Leben? Wir leben doch alle, sagt ihr, wir strebsamen, thatkräftigen, viel gereisten, viel beschäftigten Menschen, wir einander drängenden, gegen einander ringenden Menschen; aber das ist das Leben der Natur, des alten Menschen, die Thätigkeit der Leidenschaft, der sinnlichen Begier. Wehe, wenn wir kein anderes kennen, als dieses, das in gerader Richtung vom wahren Leben abführt! Es muß ein höheres, ein neues, ein geistliches Leben in uns aufgegangen sein, ein göttliches Leben, wie David es kannte, dessen Seele nach Gott dürstete, nach dem lebendigen Gott, wie Abraham es führte, da er vor Gott wandelte und fromm war; ein Leben, das nicht auf den Kirchhof hinausgetragen wird, ob es gleich ein täglich Sterben der Welt ist; ein Leben, das nur gewonnen wird, wenn man, wie der Herr sagt, das eigene Leben, das Leben des alten Natursinns verliert. Man ist aus den Bestrebungen, die sich nur um Nichtiges bewegen, zum Trachten nach den ewigen Dingen erwacht, der verborgene Mensch des Herzens athmet in einer andern Luft, als in den Nebeln dieser Welt, reget sich in einem reinern Licht, in einer andern Liebe, für andere Zwecke, die die Welt nicht kennt, sein Wandel ist im Himmel. Zweifelt ihr, daß es ein solches Leben gebe? Kennet ihr, wie selten sie auch sind, keine Herzen, die der unsichtbaren Welt sich zugewendet, die Jerusalem vor Augen haben unverrückt, die für Gott und göttliche Dinge schlagen, denen es immer mehr auf Erden wie in einer Fremde wird, und die die Welt

und den Umgang mit ihr nur als eine Bürde tragen? Sehet euch um, kennet ihr ein solches Herz nicht? habt ihr es nicht erkannt, da es sich doch Jahrelang vor euch aufschloß, ein Herz, dessen Losungswort war: hinauf, hinauf! habt ihr es nicht in der Brust erkannt, welche jetzt im Schooße der Erde ruht?

Zum Frieden, fähret unser Text fort. Friede, das ist die Blüthe dieses neuen Lebens, der heitere Friede aus dem Glauben an Christum, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, Friede, so unbeweglich wie das heilige Opfer des Sohnes Gottes, Friede Gottes, der höher als alle Vernunft, Herz und Sinne bewahrt in Jesu Christo zum ewigen Leben. Ihr könnt nicht mehr in das Auge schauen, aus welchem dieser Friede so hell und heiter strahlte, aber er ist klar und ungetrübt, er ist auch im Sturm des Todes in ihm geblieben. Diesen Frieden begleitet die Furcht des Herrn: daß er mich fürchtete und meinen Namen scheuete; jene kindliche Gottesscheu, die mit Joseph spricht, wie sollte ich so groß Uebel thun, und wider Gott sündigen? die mit David die Seele auf den Händen trägt und das empfangene Kleinod mit höchster Sorgfalt schützt, die auch die innersten Gedanken behütet und mit heiliger Wacht umstellt. Wessen Sinn ist hier gezeichnet? Ich brauche keinen Namen zu nennen.

Hat uns so das Wort Gottes in das verborgene Leben eines Dieners Christi eingeführt, so führt es uns weiter zu dem, was daraus in die Erscheinung tritt. Sehet, das Priestergewand thut es freilich nicht, aber wenn unter Eliä Mantel dieses verborgene Leben schlägt, dann lesen wir: das Wort der Wahrheit war in seinem Munde und ward kein Böses in seinen Lippen funden. Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig und bekehrte viele von Sünden. Nun sollte ich schweigen, nun solltet ihr reden und zeugen. Ihr seid eures entschlafenen Lehrers Hörer gewesen, wohlan, ich fordere euch auf, auch seine Zeugen zu sein. Ich lese noch einmal: das Wort der Wahreit war in sei-

nem Munde — weil die Wahrheit des Wortes in seinem Herzen war. Das Wort der Wahrheit war ihm, wie er in einer seiner ersten Predigten unter uns sagte, wie ein großer, erhabener Tempelbau, ein Heiligthum hinter dem andern, eine Halle immer weiter wie die andere; wer durch die Pforten dieses Tempels eingehe, entdecke unermeßliche Schätze; Sonnenstrahlen durch jedes Fenster fallend, und wo ein geheimnißvolles Dunkel lagere, da lade der heilige Schauer desselben zum Erforschen tieferer Weisheit ein; es sei kein Laubwerk, kein Nagel, kein Stift, der nicht zum Ganzen gehörig, der nicht bedeutungsvoll wäre, sinnreich und sprechend. So nahm er das Wort der Wahrheit in seinen Mund, mit welcher Beugung seiner Seele, mit welcher Ehrfurcht seines Herzens? Diesem Wort war er gefangen, gebunden: rede, Herr, dein Knecht höret, so sprach er mit dem jugendlichen Samuel. Gedenket daran, wie er, in den Schacht der Schrift hinabsteigend, die Bedeutung der einzelnen Worte und ihren tiefern Sinn auslegte und das schimmernde, edle Gestein aus der Erdkruste losbrach, die es umschloß. Erinnert euch, mit welchem Fleiße er den Zusammenschluß dieses Wortes mit den übrigen Offenbarungen Gottes in der Natur und in der Geschichte aufsuchte, und an ihrem Einklang sich erfreute. Und entging ihm dabei jemals die eine große Bestimmung der heiligen Schrift, daß sie uns unterweisen solle zur Seligkeit? Dieser Lebenspunkt schwebte ihm unverrückt vor, und je länger er unter uns lehrte, desto emsiger hob er die praktische Seite hervor, nach welcher alle Schrift von Gott eingegeben, nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werke geschickt; deß seid ihr Zeugen.

Ich lese weiter: kein Böses in seinen Lippen funden. Nein, kein Böses! Wenn er öffentliche Aergernisse angriff und den Schaden Josephs berührte, war es dann jener Eifer, den der Herr bedräuete, da seine Jünger Feuer vom Himmel auf die Samariter wollten fallen lassen, wogegen der

Herr sprach: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu erhalten; war es nicht Wehmuth der Liebe, womit er denen, die den Weinberg des Herrn verheeren, zurief: zertretet mein Erntefeld nicht! war es nicht mütterlicher Sinn der Sorge für Eure Seele, die ihr Abgewichenen, ihr Verirreten, und wenn er an den Krankenbetten der geistlich Kranken sprach, unmöglich habt verkennen können? Nein, kein Böses in seinen Lippen! Ich lese weiter: Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig, und dieses lautere Wesen seines Wandels gestattete es uns ja, in die Tiefe seines Innern, wie in den Grund eines klaren Wasserspiegels hinabzusehn, so offen und unverfälscht prägte sich in Wort und That die Bewegung seines Herzens ab. Er bekehrte Viele von Sünden, lese ich zuletzt. O das saget ihm noch in seinem Grabe Dank, ihr jugendlichen Seelen, die ihr aus der Zahl seiner Confirmanden dem Herrn gewonnen wurdet, die ihr Euch seinen herzlichen Bitten öffnetet, das zu bedenken, was zu Eurem Frieden dient, und einen Bund mit dem Herrn schlosset, der wahrhaft sei und in Ewigkeit daure! Das saget ihm Dank, die ihr unter seinen Gesprächen, durch seine Bibel- und Missionsstunden, durch seinen Wandel vor dem Herrn, durch seine Vorträge von dieser Stätte geweckt, von dem Irrthum Eures Weges überführt, aus den Verstrickungen des Unglaubens gerissen, erbaut, von Euren Sünden bekehrt und dem Herrn Eurem Gotte unterthänig geworden seid! Gedenket sein, und drücket mit seinem Andenken den Segen seiner Ermahnungen tief in Euer Inneres!

Wir haben lange vor dem Bilde unsers seligen Freundes verweilt. Wir müßten wohl hinweggehen, aber wir dürfen noch nicht, wir stehen vor diesem Bilde, um zuletzt nicht Menschen, sondern Gott allein die Ehre zu geben. Wie spricht der Herr zu uns, um uns zu sagen, wen wir preisen sollen? Mein Bund war mit ihm, mein Bund. O, was sind wir ohne den Einfluß von Oben, ohne die Gemeinschaft mit ihm? Was sind wir, wenn nicht aus dem Weinstock die Kräfte des Lebens in die Reben fließen, wenn wir

nicht als die wilden Schößlinge auf dem süßen Oelbaum gepfropft sind? Ohne mich, spricht der Herr, könnet ihr nichts thun. Der Mensch kann nichts nehmen, sagt der Täufer, es werde ihm denn vom Himmel gegeben. Danke nicht der Wolke, die den Regen in ihren Schläuchen trägt, danke nicht dem Regen, der das dürstende Erdreich befruchtet, danke dem, der beiden ruft, der Wolke und dem Regen. Ich gab ihm die Furcht, daß er mich fürchtete; was hast du, das du nicht empfangen hättest? O verherrliche nicht die Creatur, wenn du den Schmuck, den der Herr ihr angelegt, siehest; es würde keinen Thautropfen geben, worin sich der Glanz der Sonne spiegelt, wenn es keine Sonne gäbe, die Sonne der Gerechtigkeit, unter deren Flügeln das Heil. Und dieses Wort der Wahrheit, das der Herr in seinen Mund gelegt, und das die Leuchte seiner Füße war, diese helle Klarheit des Evangelii, wodurch er Viele von Sünden bekehrte, o wir thörichten Kinder, wenn wir bei der Röhre stehen blieben, durch welche das Wasser der Erquickung uns zufließt, und darüber des Brunnens vergessen, wenn wir den Wegweiser ansehn, und nicht den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist! Ich habe diese Tage zuweilen gedacht, wenn dem Verstorbenen ein Blick von Oben herab auf diese Erde vergönnt sein sollte, was würde er, wenn sein Auge auf diese allgemeine Trauer, auf die Feyer seiner Bestattung, auf den langen dunkeln Leichenzug, auf unser Reden von ihm und über ihn, auf diese schwarz behängte Kirche fiele, was würde er, der in der Demuth seines Herzens alle äußere Ehre so gern zurückwies, dazu sagen? Vielleicht würde er sich über die Anerkennung freuen, dem Amte dargebracht, das der Herr so gnadenvoll zur Verkündigung seiner Versöhnung gestiftet, aber wenn er gesehen, daß seinem Namen und nicht dem des Herrn die Ehre gebracht würde, er würde mit Betrübniß sein Auge weggewendet haben. Gemeinde des Herrn, feyere denn das Gedächtniß seines Knechtes mit einem, den Herrn preisenden Herzen!

Noch immer fällt es uns schwer, von einem theuern Bilde

hinwegzutreten, das wir, wie wir gethan, gereinigt von aller Schwachheit, nach den Zügen seines innersten Wesens und Gott allein die Ehre gebend, betrachtet; aber wir trennen uns ja nicht von demselben, wir nehmen es mit uns im Gemüthe, werdet ihr nun nicht auch gern hören, wie ich noch mit wenigen Worten wünsche, daß ihr von demselben hinweggehet?

II.

Verlasset es zunächst mit einer innerlich feyernden, erhöhten Stimmung. Wir begehen ein Todtengedächtniß. Die Sache ist heilig. Wir haben die Sterbetage des Entschlafenen nicht gesehen, nicht die Glaubensfreudigkeit, die in den letzten Wochen nichts als Psalmen in seiner Seele wach rief, nicht das Heimweh, das so lange schon ihn nach jenen Alpenhöhen zog, nicht den Frieden, der seine letzten Stunden umschwebte, nicht die selige Himmelshoffnung, die den Sterbenden auf ihren Flügeln trug, das Alles haben wir nicht gesehen, aber wir haben davon gehört: soll das ein Ton sein, der in der Luft verweht? soll der keinen bleibenden Nachklang in unsern Seelen haben? Nein, gehe hin, du Versammlung der Sterblichen — und der Ernst der eigenen Todesstunde umschatte dich über diese Augenblicke hinaus! Gedenke mit diesem tiefen Ernste des Tages, da du selbst, hülflos, in schwerem Kampfe, mit dem Tode ringend, die Lebensschuld hinter dir, die richtende Ewigkeit vor dir, da liegen wirst: kennst du deinen Retter? hast du ihn an deiner Seite? hast du den, der uns einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung gegeben? — Worte des Apostels, deren ihr euch, wie ich hoffe, noch erinnert, daß sie die letzten Worte des ersten, verewigten Lehrers dieser Gemeinde, eures Bartels waren — Kennst du deinen einzigen Helfer noch nicht, o dann zittre, aber zittre vor Sehnsucht, ihn zu gewinnen. Wie fein sind deine Hütten, Jakob, und deine Wohnungen, Israel! Meine Seele müsse sterben des Todes der Gerechten und mein Ende werden wie dieser Ende!

Lasset uns sodann hinweggehen mit einem heiligen Vorsatze, mit dem, das Wort der Wahrheit zu bewahren, das in dem Munde dieses entschlafenen Zeugen war. Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen und es bleibet dann im Segen, wenn es nachwirkt und Frucht schaffet, die da bleibet. O ihr Confirmirten, ihr Getrauten, ihr einst Erkrankten, ihr alle so vielfach Gebetenen, Ermahnten, Beschwornen von dem, der Botschafter unter euch war an Christi Statt: lasset euch versöhnen mit Gott! Werfet die Stricke eures Feindes, eures Verderbers, werfet sie alle von euch! werdet Christi Eigenthum! O hier eine Stimme: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, dort eine andere: ich muß hin und ihn sehen, ehe denn ich sterbe, wie würde das diese Kirche zum Tempel und unsre Trauer zur Freude der Engel machen! Daß das Panier, welches auch der Heimgegangene aufwarf, nicht so einsam bliebe! Sammelt Euch hier zu der kleinen Heerde, daß einst der Himmel unser großer Sammelplatz werde! Wisset ihr noch, was wir damals sangen, als mein verewigter College seine letzte Predigt, es war am Reformationstage und sein Text Apostg. 24, 14—16., von dieser Kanzel hielt? Wir sangen:

Laß mich bis an meinen Tod
Meinen Jesum recht bekennen,
Und mich in der letzten Noth
Seines Leibes Glied noch nennen.
Leb und sterb ich nur auf ihn,
Weiß ich, daß ich selig bin.

Wir werden es gleich noch einmal singen, o Herr, gib, daß es unter dem kräftigen Eindruck deiner Gnade geschehe, und daß kein's von uns hinweggehe, ohne es aus vollem Herzensgrunde, mit dem ernstlichsten Entschluß und mit heiliger Willensregung gesungen zu haben.

Lasset uns endlich hinweggehen mit lebendigem Vertrauen. Die Boten Jesu Christi kommen und scheiden. Er selbst ist nun und nimmer nicht von seinem Volke geschieden. Nein, theure Gemeinde, du bist nicht die Verlassene, fasse Muth!

Der Mund eines Predigers ist verstummt, das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Johannes, spricht der Herr, war ein brennend und scheinend Licht, und ihr wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Licht, aber der nach ihm gekommen, der vor ihm gewesen, der Herr über Alles, der ewige Erzhirt bleibt, und seine Sonne erlischt nicht! O daß sie täglich neu über uns aufgehe! daß ihr Licht auch dieses mein armes Herz mehr und mehr erfülle und es brennend mache und scheinend! daß in der kommenden, bedenklichen Zeit, daß unter allen Bewegungen, welche die Gemeinde ergreifen werden, sein Bund mit uns sei, sein Bund zum Leben und Frieden! Amen.

4

Leopold Gmelin,

eine Skizze,

für die Verwandten und Freunde zusammengestellt aus dem Nekrolog des Professors Kopp und den Charakterschilderungen und Bemerkungen einiger Männer, welche dem Verstorbenen nahe gestanden.

1853.

Leopold Gmelin

entstammte einer weitverbreiteten, angesehenen Familie Schwabens, deren Geschlechts-Tafel eine Reihe ausgezeichneter Männer aufweist: Naturforscher, Aerzte, Juristen und einen Kupferstecher. Das eigentliche wissenschaftliche Arbeitsfeld und gewissermaßen die geistige Heimat der Familie ist indessen die Chemie, für welche die Träger dieses Namens durch vier Generationen gewirkt. Gerade in unserer Zeit und besonders in der Person Leopold Gmelin's haben diese Leistungen den Höhepunkt erreicht.

Von dem 1728 als Apotheker in Tübingen verstorbenen Johann Georg Gmelin waren drei Söhne für die Chemie thätig. Johann Georg Gmelin der Jüngere, der sich als Arzt nach Petersburg begeben hatte, wurde dort Professor der Chemie und Naturgeschichte, bereiste und beschrieb Sibirien und starb 1755 als Professor in Tübingen. Philipp Friedrich Gmelin, der Bruder desselben, war Professor der Medicin, dann der Chemie und Botanik in Tübingen und machte sich durch medicinische und botanische Werke bekannt. Samuel Gottlieb Gmelin, ein Bruder Johann Georg Gmelin's des Aelteren, wurde 1766 als Professor der Botanik nach Peters-

burg berufen, und bereiste mit Pallas und Güldenstedt das östliche Rußland. Von dem Khan der Kaitaken, die am Ufer des Kaspischen Meeres hausen, gefangen, starb er 1774 in der Gefangenschaft. — Johann Friedrich Gmelin, der Sohn Philipp Friedrich Gmelin's, war bis 1771 Professor der Naturgeschichte und Botanik in Tübingen, dann Professor der Medicin in Göttingen. Ein Vetter desselben: Eberhard Gmelin, Arzt und Physikus zu Heilbronn, der 1809 starb, war einer der ersten Anhänger und Förderer des thierischen Magnetismus in Deutschland. Es ist derselbe Gmelin, dessen geistvolle Persönlichkeit Schiller während seines Aufenthaltes in Heilbronn 1793 so sehr anzog. Endlich seien hier noch von den Zeitgenossen Leopold Gmelin's seine zwei Vettern, die in der Wissenschaft rühmlich bekannten Brüder und Professoren in Tübingen: Ferdinand Gottlob, der Mediciner, und Christian, der Chemiker, erwähnt. Christian Gmelin ist der einzige akademische Lehrer dieses Namens, der jetzt noch am Leben ist.

Leopold Gmelin, der zweite Sohn des oben erwähnten Johann Friedrich Gmelin's und einer geborenen Schott, die ihrem Gatten aus Würtemberg nach Göttingen gefolgt war, ist den 2. August 1788 geboren. Schon frühe wurde er der schwäbischen Heimat nahe gebracht durch zwei Reisen, welche die Eltern in den Jahren 1790 und 1794 mit ihm und seinem älteren Bruder, dem noch lebenden Prokurator Dr. Eduard Gmelin in Tübingen, machten. Erst nach vollendetem zweiten Jahre, im Herbst 1790, lernte

er, auf der ersten dieser Reisen, sprechen. Von 1799 bis Herbst 1804 besuchte er das Lyceum zu Göttingen. Die Tugend, die ihm später in so hohem Grade eigen war, der Fleiß, zeichnete ihn hier weniger aus, als schnelle Fassungskraft und Gedächtniß. Selbst in reiferen Jahren ging diese Kraft des Gedächtnisses in's Außerordentliche, und zwar behielt er von den Dingen nicht bloß das Wesentliche, das sein schneller Geist sogleich erfaßte, sondern er hielt auch das kleine Beiwerk mit daguerreotypistischer Treue fest, und dies nicht allein in Gebieten, die seinen Studien nahe lagen, sondern in ganz anderen und gleichgültigen. Die Gestalt einer Gegend, die ihm vielleicht vor zwanzig Jahren und dann nicht wieder vor Augen gekommen, die Windungen des Thals mit seinem Bache, die Begrenzung durch Wald von dieser oder jener Holzart, ja die Namen ganz unbedeutender Dörfer, dies Alles holte er, frisch wie von gestern, aus dem Schrein seines Gedächtnisses, wenn die Rede darauf kam, zum Staunen Aller hervor. Daher waren ihm auch die Fächer, die er seit seinen Schuljahren nicht mehr kultiviren konnte, z. B. Geschichte und deutsche Grammatik, welche er gern forschend erörtern mochte, keineswegs fremd geworden; was in Augenblicken der Muße, wenn er die Kenntnisse seiner Kinder prüfen wollte, oder auf Reisen, wenn er ihnen historische Erklärungen zu geben veranlaßt war, überraschend hervortrat.

Schon im Sommer 1804, also noch nicht 16 Jahre alt, besuchte er, neben dem Lycealunterrichte, die mineralogischen Vorlesungen seines Vaters. Im Herbst desselben Jahres schüttelte er bereits den Schulstaub

von sich, um fortan der Wissenschaft zu leben. Sein Vater sandte ihn nach Tübingen zu seinem Schwager, Vetter und Freund Dr. Christian Gmelin, dem Vater des oben erwähnten Professors Christian Gmelin, um in dessen Apotheke, der altberühmten Officin des Hauses Gmelin, die nothwendigen praktischen Fertigkeiten zu erlangen, wobei ihn ein nicht geringes, schon früh hervorgetretenes Handgeschick trefflich unterstützte. Zugleich hörte er sehr eifrig Kielmeyer's Vorlesungen über Chemie.

War Leopold Gmelin schon auf dem Lyceum unter seinen Mitschülern, besonders unter den jüngeren, um seines lebendigen Geistes, seines ehrlich treuen Wesens und seiner Gemüthlichkeit willen beliebt: so fehlten ihm auch auf der Universität die Freunde keineswegs. Unter Denen, die ihm in Tübingen näher standen, und welche die Richtung seiner Studien theilten, waren, außer dem jüngeren Christian Gmelin, noch Georg Jäger, jetzt Obermedicinalrath in Stuttgart, und Justinus Kerner, der bekannte Arzt und gemüthvolle Dichter in Weinsberg, mit welchem die Jahre das Band der alten Freundschaft nur fester geschlungen haben.

Im Herbst 1805 kehrte Leopold Gmelin, nachdem sein Vater schon am ersten November des vorhergehenden Jahres gestorben war, nach Göttingen zurück, und betrieb, ohne jedoch die Freuden des akademischen Lebens zu verschmähen, mit Fleiß das Studium der Medicin in allen Zweigen, so daß er sich später auch von einem der gesuchtesten Aerzte Göttingen's zum Krankenbesuche verwenden ließ; indeß gab er der Chemie, wie immer, den Vorzug, und hörte Stro-

meyer's Vorlesungen mit großem Eifer. Daneben trieb er auch Mathematik, die Nothwendigkeit dieser Wissenschaft für den Chemiker wohl erkennend. Als er sich für dieses Fach bei Thibaut meldete, sagte dieser berühmte Lehrer: unter den vielen Zuhörern, die er bis dahin gehabt, sei er der zweite Mediciner. Von seinen übrigen Lehrern zogen ihn Blumenbach, Richter und Himly besonders an. Zu seinen näheren Freunden in der Fakultät zählten: Osiander, jetzt Professor in Göttingen, und der vor einigen Jahren in Hannover als Obermedicinalrath verstorbene Georg Spangenberg.

Reisen nach Rostock, Lübeck und Hamburg und nach dem Harze in den Jahren 1807 und 1808 vergönnten ihm, neben dem Studium, auch einen Blick in das Buch der Welt und der Natur. Nach rühmlich bestandener Prüfung begab er sich im Sommer 1809 mit seinem Bruder nach Würtemberg und von da nach der Schweiz, die er, den Hammer in der Hand, nach allen Richtungen durchstreifte.

Vom Herbst 1809 bis Ostern 1811 verweilte er wiederum in Tübingen und hörte, neben Anderen, abermals Kielmeyer und seinen Vetter Ferdinand Gmelin; dann ging er nach Wien, wo er die Krankenhäuser besuchte, und in Jacquin's Laboratorium den größten Theil der Versuche ausführte, die seiner Doktor-Dissertation: über das schwarze Pigment des Auges zu Grunde liegen. Im Frühjahr 1812 verließ er Wien und verweilte ein volles Jahr in Italien. In Neapel, wo er sich meist aufhielt und über Produkte des Vesuv Untersuchungen anstellte,

fesselte ihn das gastliche Haus eines Landsmannes und Verwandten, des Kaufmanns Ludwig Breyer; in Rom gewährte ihm der rühmlich bekannte Kupferstecher Gmelin, der einen Zweig dieser Familie, und zwar den einzigen, der sich der Kunst befleißigt, nach Italien übergepflanzt hat, einen willkommenen Anhaltspunkt. Die auf dieser Reise gemachten Forschungen gaben großentheils das Material für die mineralogisch-chemischen Untersuchungen ab, mit deren Darlegung er sich bald nach seiner Rückkehr aus Italien in Heidelberg habilitirte.

Als er im Frühjahr 1813 die Alpen überstieg, trug er sich mit dem Gedanken, mit in den Befreiungskrieg zu ziehen; Theodor Körner, der ihm von Wien her befreundet war, hatte vielleicht denselben in ihm entzündet; ein langwieriges Nervenfieber, die einzige Krankheit, die ihn in jungen Jahren befallen, so wie die Krankheit seiner Mutter, deren Pflege er sich in Baden-Baden gänzlich widmete, verhinderten ihn jedoch an der Ausführung.

Auf der Rückreise nach Göttingen hielt er sich mit der Mutter in dem schönen Heidelberg auf, und fand bei den mit dem väterlichen Hause befreundeten Professoren Wilken und Paulus, außerdem auch bei dem damaligen Universitäts-Curator von Reizenstein freundliche Aufnahme und Aufmunterung, an der dortigen Hochschule Vorlesungen in der Chemie zu halten. Da der Lehrstuhl dieser Wissenschaft durch den vor Kurzem erfolgten Tod des Professors der Chemie Succow gerade verwaist war: ging Gmelin auf den Vorschlag ein, verwandte den Rest des Sommers in

Göttingen zur Vorbereitung für die neue Laufbahn und begann, nachdem er schon den 24. Juni 1813 die *venia docendi* erlangt hatte, im Herbst seine akademische Laufbahn in Heidelberg, welche er nahe an vierzig Jahre lang mit Eifer und Erfolg fortsetzen sollte.

Der fünfundzwanzigjährige Privatdocent hatte alle Ursache, mit seinem ersten Auftreten als Universitätslehrer zufrieden zu sein, zumal wenn man die geringe Zahl der jungen Männer, welche damals in Heidelberg die medicinischen Wissenschaften betrieben, in Anschlag bringt. Auch wurde er schon nach Jahresfrist zum außerordentlichen Professor ernannt. Sein berühmtes Handbuch der Chemie, die eigentliche literarische Aufgabe seines Lebens, wurde schon damals begonnen.

Im Herbst 1814 ging er mit Christian Gmelin nach Paris, wo er seine Zeit hauptsächlich zu praktischen Arbeiten in Vauquelin's Laboratorium verwandte. Seine Rückreise fiel in den Anfang der „hundert Tage", und war deshalb nicht ohne Schwierigkeit durchzuführen.

Ganz heimisch wurde Gmelin in Heidelberg, als er im Jahr 1816 Herz und Hand Luise Maurer's, der Tochter eines würdigen Geistlichen der Nachbarschaft, der Schwester des bairischen Staats- und Reichsraths Georg von Maurer, gewann; wodurch er in die angenehmsten Verbindungen trat und ein glückliches Familienleben gründete, das mit drei Töchtern und einem Sohne gesegnet war. Das unglückliche Jahr Sechszehn ward so für ihn ein Jahr des Heils, wie er auch dreißig Jahre später in einem Gedicht an seine Gattin sagt:

Anno Sechszehn gab's viel Regen,
Anno Sechszehn war's nicht warm,
Anno Sechszehn, meinetwegen!
War das Land an Früchten arm.

Dennoch muß dies Jahr ich lieben,
Muß es immer preisen laut:
Anno Sechszehn, ganz im Trüben,
Fischt' ich glücklich mir die Braut.

Um seiner geliebten Gattin willen, welcher eine Trennung von der schönen Heimat allzuschwer geworden wäre, schlug er 1817 einen ebenso ehrenvollen als vortheilhaften Ruf nach Berlin aus, wo er den in diesem Jahre verstorbenen Klapproth ersetzen sollte. Darauf erfolgte im Oktober seine Ernennung zum ordentlichen Professor der medicinischen Fakultät, zu deren Ruhm und Glanz er in Gemeinschaft mit Nägele, Tiedemann und Chelius, die, wie er, zu jener Zeit in der Blüthe ihrer Jahre standen, nicht wenig beitrug.

Für die medicinisch-chemische Richtung durch seine Studien vorgebildet, widmete sich Gmelin mit Vorliebe Untersuchungen aus der Zoochemie, in welcher er als eine der ersten Autoritäten verehrt wird. Seit 1820 war er mit Tiedemann beschäftigt, die bei der Verdauung stattfindenden Vorgänge experimental festzustellen und bis in's Kleinste zu verfolgen. Als 1823 die pariser Akademie der Wissenschaften dasselbe Problem zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, bewarben sie sich mit ihren Untersuchungen, die gegen Ende des Jahres 1824 abgeschlossen waren, um den Preis. Im

folgenden Jahre entschied die Akademie: durch keine der eingegangenen Schriften sei sie ganz befriedigt; zweien der eingereichten Abhandlungen gewähre sie indeß eine ehrenvolle Erwähnung und *„à titre d'encouragement"* eine Anerkennung mit 1500 Franken. Unter diesen zwei Abhandlungen war die Arbeit Gmelin's und Tiedemann's. Die mit ihr in eine Linie gestellte Untersuchung von Leuret und Lassaigne genügte, wie Berzelius' unbefangenes Urtheil lautete, selbst gewöhnlichen Anforderungen nicht, und ebenso sprach der zu vollgültigem Urtheil wohlberechtigte Engländer Prout öffentlich seine Verwunderung darüber aus, wie man jene Arbeiten der beiden Franzosen mit der von Gmelin und Tiedemann nur irgendwie habe vergleichen können. Auch lehnten die beiden deutschen Forscher die Anerkennung ab, da sie — wie es in der später erfolgten Veröffentlichung ihrer Untersuchungen heißt — kein Bedürfniß fühlten, eine Aufmunterung zu literarischen Arbeiten von Seiten der französischen Akademie zu erhalten. Wie wenig gerecht und unparteiisch der Ausspruch der französischen Akademie war, mußte bald allen Sachverständigen einleuchten, als Gmelin und Tiedemann 1826 ihre Forschungen unter dem Titel: die Verdauung nach Versuchen dem Druck übergaben. Dieses mit Recht berühmte Werk verdient als das Muster einer physiologisch-chemischen Arbeit aufgestellt zu werden; es bildet nach fast dreißig Jahren, in welchen gerade die Chemie und Physiologie riesenhafte Fortschritte gemacht haben, noch immer die Grundlage aller Forschungen auf diesem Gebiete, und trug natürlich

dazu bei, den im Vaterlande schon wohlbegründeten Ruf Gmelin's über dessen Grenzen hinauszutragen und ihm die Achtung und Verehrung seiner Fachgenossen in fernen Landen zu erwerben.

Im Jahr 1820 wurde er von seinem Landesfürsten als Hofrath, 1828 als geheimer Hofrath charakterisirt; 1830/31 war er Prorektor. Als er im Jahr 1835 einen in vieler Beziehung sehr lockenden Ruf in seine Vaterstadt erhielt, lehnte er denselben wiederum aus Familienrücksichten ab, und begnügte sich mit seiner, im Verhältniß zu jenen Anerbietungen aus Berlin und Göttingen, bescheidenen Stellung in Heidelberg.

Im Jahre 1841 feierte er zu Oldenburg, wo seine älteste Tochter seit einigen Monaten verheirathet war, am ersten Oktober seine silberne Hochzeit. Sein Haar war bereits silbern geworden, aber sein Körper besaß noch jugendliche Kraft, so daß ihn ein sinniger Freund damals treffend einem blühenden Kirschbaum vergleichen mochte.

Erholungen, wie diese Reise, gönnte er sich selten mehr. Die vierte Auflage seines Handbuchs der Chemie, eine Riesenarbeit, nahm in der letzten Periode seines Lebens seine Zeit so ausschließlich in Anspruch, daß er die Sorge für seine Gesundheit mehr und mehr aus den Augen verlor. Oft gönnte er sich erst nach wochenlanger Anstrengung im Hörsaale, im Laboratorium und besonders am Schreibtische, Abends in der Dämmerung, eine kurze Stunde der Erholung, die er häufig zu einem raschen Spaziergange auf die nächsten Berge verwandte.

Im Jahr 1845 wurde ihm vom Großherzoge

Leopold das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen.

Das Jahr 1848, das der unerwarteten Ereignisse so viele brachte, sollte für das Haus Gmelin besonders verhängnißvoll sein: der verehrte Mann wurde im April von einem Schlaganfall betroffen. Zwar lähmte derselbe nur vorübergehend seine Kräfte, raubte ihm aber seine alte Frische und Sicherheit. Es war fortan, als ob eine dunkle Wolke über dem ehrwürdigen Haupte stünde, aus der jeden Augenblick der Wetterstrahl niederzucken könne. Mit unermüdlichem Fleiße arbeitete er an seinem Handbuche fort, was die seit jener Zeit erschienenen Bände zur Genüge beweisen, und besorgte noch selbst den mit vieler Mühe verknüpften Umzug in ein neues, bequemeres Laboratorium. Weder von diesem, noch von dem schönen, behaglichen Wohnhause, das er sich 1847 und 48 gebaut hatte, hatte er vielen Genuß mehr. Ein zweiter Schlaganfall traf ihn im August 1850 zu Badenweiler. Er sah sich nun genöthigt, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten, der ihm „unter Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft und seiner langjährigen, treu geleisteten Dienste" mit der Verleihung des Charakters als Geheimerrath den 15. April 1851 gewährt wurde.

Um diese Zeit erlebte er die große Freude, daß seine älteste Tochter, in Folge einer Versetzung ihres Gatten von Oldenburg nach Mannheim, der Heimat wiedergegeben ward.

Auch jetzt blieb er noch immer wissenschaftlich thätig, und vollendete mit großer Anstrengung im Monat Mai

1852 den zweiten Band der organischen Chemie. Die Kraft des Körpers und des Geistes schwand sichtbar dahin. Ein langsam schleichendes organisches Gehirnleiden machte immer größere Fortschritte, und bald war nur noch ein Schatten von Leopold Gmelin übrig. In diesem Zustande beschäftigte ihn gleichwohl die lebhafteste Sorge um die würdige Wiederbesetzung der von ihm so ruhmvoll bekleideten Professur, und als man ihm endlich die sichere Nachricht bringen konnte, daß, seinem Wunsche gemäß, Bunsen wirklich sein Nachfolger sein werde: verbreitete sich ein Glanz der Freude über sein leidendes Antlitz, als hätte man ihm die unzweifelhafte Kunde seiner bevorstehenden Genesung gebracht.

Im Frühjahr 1853 hatte die Krankheit so furchtbare Fortschritte gemacht, daß die Kinder und Schwiegerkinder, die aus Mannheim und Emmendingen ab und zu kamen, bei jedem Weggehen fürchten mußten, daß es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sei. Endlich trug der Telegraph nach beiden Orten die erschütternden Worte: „Kommt schnell! Es geht zu Ende.“ Nur den Mannheimern war es möglich, noch zur rechten Zeit einzutreffen. Gmelin's Tod erfolgte am Morgen des 13. April kurz vor zehn Uhr, nach langem, bewußtlosen Kampfe; er zählte 64½ Jahre. Um das Sterbelager standen, außer zwei theilnehmenden Freunden, die Gattin und deren Schwester, die drei Töchter, die beiden Schwiegersöhne, von denen der Eine dem Verschiedenen die Augen zudrückte, die zwei ältesten Enkel aus Mannheim und die trauernden Dienstboten, die in dem Verstorbenen einen vieljährigen,

väterlichen Herrn beweinten. Das Bett stand im Saal gerade unter der gen Himmel schwebenden Sixtinischen Madonna, so daß der eine der lieblichen Engel im Vordergrunde tröstend auf so viel nasse Augen niederzuschauen schien.

Sachkundige haben Gmelin den gelehrtesten Chemiker genannt, und zwar tritt seine hohe, wissenschaftliche Bedeutung ebensowohl in seinem Wirken für die reine Chemie zu Tage, wie in der Anwendung derselben auf andere Wissenschaften, was schon aus dem oben angeführten Werke über die Verdauung deutlich erhellt. Es ist hier nicht der Ort, Gmelin's Leistungen genauer aufzuzählen: jede derselben stand auf der Höhe ihrer Zeit und trug das Gepräge der Vollendung, so weit dies nach den der Wissenschaft zur Zeit der Untersuchung zu Gebote stehenden Hülfsmitteln erwartet werden konnte. Gmelin's größtes Verdienst, in welchem keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen ihm gleich kam, war: alles in Hinsicht auf die Chemie Erforschte zu kennen und geordnet darzulegen. Ein Werk, wie sein Handbuch der Chemie, existirt nicht wieder. Wohl haben auch andere Nationen Schriftsteller in der Chemie aufzuweisen, die großes Material systematisch zu verarbeiten wußten; aber unerreicht ist die Vollständigkeit und Treue der Auffassung, die Klarheit und Consequenz der Darstellung, wie sie Gmelin's umfassendes Werk zieren. Der außerordentlichen Gediegenheit seines Wesens entspricht es ganz, daß er hier, wie in allen seinen Schriften, jeden Schmuck

der Darstellung verschmähend, einzig und allein auf die Wahrheit ausgeht, welche dem Leser überall, rein wie der Quell aus dem Felsen, entgegenspringt. In der Bestrebung, das fast nicht zu bewältigende Feld des chemischen Wissens genau zu schildern, drängt er das Erkannte möglichst zusammen und legt es dennoch vollständig dar. Die eigenen Urtheile drückt er, bei der ihm eigenthümlichen Kürze, manchmal schroff aus, obschon sie niemals der Begründung entbehren; seine bisweilen als scharfe und schneidende Fragen erscheinenden Bedenken treffen jedesmal den Kern der Sache. Die genaueste Kenntniß seiner Wissenschaft in ihrer ganzen Breite und Tiefe, umfassende Sprachkenntniß, rastloser Fleiß, eine Zähigkeit in der Durchführung des einmal vorgesteckten Plans, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, befähigten ihn, wie keinen Andern, zu solcher Leistung. Die seltene Stärke seines Gedächtnisses, ein klares Anschauungs- und Vorstellungsvermögen gestatteten ihm, viel Material in Gedanken zu übersehen und nach großen Zügen einzutheilen; mit außerordentlicher Sorgfalt vertheilte er dann gleichmäßig in alle Unterabtheilungen jegliches ihm vorliegende Bruchstück des Materials. Gelegentlich mitgetheilte und längst wieder übersehene Beobachtungen Anderer erhielten oft erst durch Gmelin für die Wissenschaft Werth, indem er auf sie durch Aufstellung am rechten Orte aufmerksam machte, indem er sie mit anderen Beobachtungen combinirte. Während andere größere Lehrbücher der Chemie — das so nützlich gewordene von Berzelius z. B., dessen Vergleichung mit dem von Gmelin so oft sich aufdrängt — eigentlich

nur die subjektive Anschauung geben, welche der Verfasser von der Wissenschaft hatte, was er von den Beobachtungen Anderer für wichtig und wahr hielt, und welche Folgerungen ihm daraus hervorzugehen schienen, oft im Gegensatze zu dem, was die Bearbeiter der einzelnen Gegenstände selber gefunden zu haben glaubten: schlug Gmelin den Weg ein, rein objektiv alles in der Chemie überhaupt Beobachtete, auf die Autorität der einzelnen Chemiker hin, wohl geordnet zusammenzustelleu und seine eigenen Bemerkungen zwar nicht zurückzuhalten, aber das, was seine Ansicht war, stets neben dem durch Andere Behaupteten zu geben, und das Letztere nicht zu verschweigen. Nur so ließ sich erreichen, was sein Handbuch so unvergleichlich macht, daß es nämlich den Kern der einzelnen chemischen Untersuchungen mit einer solchen Treue und Vollständigkeit gibt, um in vielen Fällen für die Chemiker die Originalabhandlungen geradezu zu ersetzen: ein großes Verdienst um eine Wissenschaft, für deren Bearbeiter und Jünger die Kenntniß der Leistungen der Forscher aus allen Ländern, nicht etwa bloß der vaterländischen Fachliteratur, nothwendig ist. Während die andern Lehrbücher der Chemie Handzeichnungen gleichen, deren mehr oder weniger treue Ausführung ganz von der Anschauungsweise der Verfasser abhängt, ist Gmelin's Handbuch in jeder seiner Auflagen — von der ersten 1817 bis 1819 veröffentlichten, die noch in kleinerem Raum das Ganze der damaligen Chemie darstellen konnte, bis zu der vierten (der letzten von ihm selbst bearbeiteten), die 1843 bis 1852 in fünf inhaltschweren

Bänden die unorganische Chemie ganz, die organische leider nur zum kleineren Theile umfaßt — ein Daguerreotyp von der Wissenschaft zur Zeit, wo das Werk erschien. Während jene andern Bücher fast nur in Hinsicht auf ihre Verfasser historischen Werth behalten, und man später aus ihnen hauptsächlich lernen kann, was diese zu verschiedenen Zeiten dachten, und wie sie das damals in der Chemie Geleistete beurtheilten, ist jede Auflage von Gmelin's Werk ein Monument, welches, unabhängig von der besonderen Ansicht des Verfassers, den Zustand der Chemie zu einer bestimmten Zeit vollständig und gleichmäßig deutlich erkennen läßt. Sorgfältig ist jede ihm angehörige Interpretation unterschieden von Dem, was er nach den Beobachtungen Anderer mittheilt; Gmelin's Kritik beirrte nie die Treue des Referats. Sein Buch hat aber nicht nur, was an chemischem Wissen vorhanden ist, erschöpfend und übersichtlich hingestellt, sondern auch vielfach auf Mängel in demselben, auf Widersprüche aufmerksam gemacht, und so zu zahlreichen Untersuchungen angeregt. Vielen Ansichten und Beobachtungen, welche sich darin finden, konnte er die hohe Autorität seines eigenen Namens hinzusetzen. Sein Werk war es, was die Chemie in Deutschland im Allgemeinen gründlicher bekannt werden ließ als irgend wo anders, so daß bei uns nicht so häufig als anderwärts bereits beobachtete Thatsachen noch einmal als neuentdeckte hingestellt werden. Auch im Auslande wurde Gmelin's Werk nach Gebühr geschätzt; in England veranlaßte die Cavendish Society — eine Gesellschaft, welche den Zweck hat, die ausgezeichnetsten

chemischen Werke des Auslandes dort heimisch zu machen — das Erscheinen einer Uebersetzung.

Gmelin war Mitglied von ein und dreißig wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften. Die wichtigsten darunter sind: die königliche Akademie der Wissenschaften zu München, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien, die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die königliche Akademie zu Paris, die königliche Akademie der Medicin zu Brüssel, die k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, die chemische Gesellschaft zu London, die *Société de chimie médicale* und die *Société des sciences physico-chimiques* zu Paris.

Obwohl in Göttingen geboren und der Sprache nach eher an den Norden als an den Süden Deutschlands erinnernd, zeigte Gmelin doch in seinem ganzen Wesen nichts von dem norddeutschen Typus; Naturell, Charakter und gesammte Persönlichkeit wiesen vielmehr entschieden auf die süddeutsche Abstammung. Das Süddeutsche und, im besten Sinne des Worts, das Schwäbische trat in der prunklosen Gediegenheit, in der Gemüthlichkeit, Offenheit und Lebensfrische seines Wesens hervor. Auch die poetische Ader fehlte ihm nicht, und wurde von ihm bei allem Ernst seiner Studien mit so viel Liebe gepflegt, daß er, wo sich eine gemüthlich anregende Gelegenheit darbot, seinen Familien- und Freundeskreis mit einem sinnigen oder humoristischen Gedicht erfreuen konnte. Mit seinem Stammlande blieb Gmelin durch innere Anhänglichkeit und wiederholte

Reisen in lebendiger Verbindung. Er hatte dort einen geliebten Bruder, theure Freunde und Verwandte, und was seinem Herzen einmal nahe stand, was ihm durch Natur oder Wahl innig verbunden war, das hielt er auch mit ungeschwächter Treue durch sein ganzes Leben fest. Unter die Freunde, die er in Schwaben zählte, gehörten auch die beiden edlen, liebenswürdigen Sänger: Justinus Kerner, dessen schon oben bei anderer Gelegenheit gedacht ist, und Gustav Schwab, der ihm durch verwandtschaftliche Bande verknüpft war.

Als Grundzug in Gmelin's Wesen kann die höchste Gewissenhaftigkeit und die daraus entspringende gediegene Lauterkeit, Wahrheit und Treue des Sinnes bezeichnet werden. Er war recht eigentlich eine *anima candida,* ein Mann, dem es überall nicht um den Schein, sondern um das Wesen, nicht um Etwas, was für Wahrheit gelten konnte, sondern um die wirkliche Wahrheit zu thun war. Dieser Grundzug bestimmte seine wissenschaftliche Thätigkeit, sein Wirken als Lehrer und in's Besondere auch seinen menschlich-sittlichen Charakter. Bei seinem Forschen hatte er nur die Wissenschaft selbst im Auge, nicht irgend welche damit sich verknüpfende äußere Dinge. Frei von aller Ostentation, seine Person lieber zurückstellend als hervorhebend, suchte er nirgend einen Effekt, einen vorübergehenden Glanz, sondern nur haltbare Ergebnisse und wirkliche Förderung der Wahrheitserkenntniß. In derselben Anspruchslosigkeit und Prunklosigkeit bewegte er sich auch als Lehrer, und wenn ihm hier eine besondere Gabe der Rede nicht verliehen war, so wirkte er um so mehr durch die Gründlichkeit seiner Behandlung,

durch die höchste Gewissenhaftigkeit der eigenen Forschung und durch die väterliche Treue, mit welcher er strebende Jünglinge förderte. Die große Liebe, mit der er an fleißigen Schülern hing, wurde von diesen reichlich erwidert. Wohl Mancher wird sich noch mit Freude der heitern, im Laboratorium in seiner Nähe verbrachten Arbeitsstunden erinnern, in welchen er sich durch sein freundliches Wohlwollen und durch seinen harmlosen Humor die Herzen zu gewinnen verstand.

Im Verhältniß zu anderen Größen in der Wissenschaft war Gmelin durchaus neidlos, und erkannte jedes Verdienst nicht nur willig, sondern auch freudig und liebevoll an.

Besonders aber bethätigte sich sein gewissenhafter, treuer und lauterer Sinn in allen Lebensverhältnissen, in welchen er stand, und wiederum war es hier nicht bloß Gewissenhaftigkeit, was ihn leitete, sondern das aufrichtigste, herzlichste und wärmste Wohlwollen. Mit innigster Liebe war er den Seinigen, besonders seiner Gattin und seinen Kindern zugethan. Er war ein musterhafter Familienvater, und wie er die schönsten Freuden im Kreise der Seinigen fand, so verlieh ihm auch ein gütiger Gott, ein reines und bis zu seinem Lebensschlusse ununterbrochenes, durch keinen schmerzlichen Verlust getrübtes Familienglück zu genießen. Wer Gmelin's Gemüth in vollster Blüthe sehen wollte, mußte ihn im Kreise seiner Kinder und später seiner Enkel suchen. Seine harmonische, stets heiter gestimmte kindliche Natur ließ ihn den rechten Ton treffen, mit dem man das Herz des kleinen Volks gewinnt; er spielte mit ihnen, als ob er ihr Altersgenosse wäre; er wurde

nicht müde, sie in tausend Dingen zu berathen und zu belehren, und war hocherfreut über die geringste, von Wißbegier oder Verständniß zeugende Frage. „Ein gescheuter Junge! ein Blitzmädel!" konnte er dann in herzlichem Behagen rufen. Alles Wohl und Weh der Seinigen berührte ihn auf's Tiefste; kein Opfer war ihm um ihretwillen zu groß, und während er in Bezug auf sie Alles leistete, verlangte er von ihnen nichts für sich; sogar die einfachsten Dienste und natürlichsten Hülfeleistungen seiner Kinder wehrte er nicht nur in gesunden Tagen, sondern auch in dem hülflosen Zustande schwerer Krankheit von sich ab: so liebevoll anspruchslos, so tief bescheiden war sein Wesen!

Die poetische Ader, die ihm, so wie seinem Vater, verliehen war, trat ganz besonders an Geburts- und Familientagen hervor; der dritte Mai, an dem seine Gattin geboren ist, ging nicht leicht vorüber, ohne daß die treue Liebe seines Herzens nicht in Versen ausströmte. So entstand ein Kranz von Gedichten, der sein ganzes Leben von der Zeit der ersten Bekanntschaft mit der schönen, gefeierten Pfarrerstochter bis nahe zur Zeit, wo der Tod den schönen Bund zerriß, umschlingt; denn auch in der Krankheit hat ihn die Muse der Liebe nicht verlassen. Als Probe dieser Gedichte, die meist in der concisen Form des Sonnets auftreten, und eben so wohl ein Spiegel seines Lebens als seiner Liebe sind, mögen hier folgende stehen:

Zum dritten Mai 1819.

(mit einem Geldbeutel aus weißen und grünen Perlen mit einer Rosenguirlande)

Ein schwaches Wesen wird die Hausfrau bleiben,
Wenn sie nicht Gold und Silber hat zu spenden;
Doch ohne mich wird Silber ihren Händen
Und Gold entfallen oder wund sie reiben.

Mögst lang' Dein häuslich Wesen mit mir treiben,
Verschließen mich, wo Geben wär' Verschwenden,
Mich öffnen gern, um Armer Qual zu enden,
Und leeren, wo die Noth nicht zu beschreiben.

Dann wird mein goldnes Schloß Dein Haus bedeuten,
Mein Grün die Hoffnung ewig schöner Zeiten,
Die weißen Perlen Thränen süßer Wonne.

Und so viel rothe Rosen mich umringen,
So Viele werden einst um Dich sich schlingen,
Und nach Dir schau'n, wie Blumen nach der Sonne.

Zum dritten Mai 1822.

Das grüne Blatt entquillt dem kahlen Reise;
Die Blume bricht hervor aus engen Banden;
Der Vögel Schaar langt an aus fernen Landen,
Und pfeift vergnügt nach gut vollbrachter Reise.

Sie kommen all', den Tag, den froh ich preise,
Wo Du zugleich mit ihnen bist entstanden,
Wo sie Dich einst als liebe Schwester fanden,
Zu feiern, Dich umzieh'nd in buntem Kreise.

Und wenn sie alle Jubellieder singen,
Werd' ich doch auch ein Lebehoch Dir bringen,
Dem heut geschenkt die schönste aller Gaben!

Dich, Lenzes Kind, mög' lang noch Lenz begleiten,
Du, Lenzes Kind, mögst lang noch Lenz verbreiten
Und, was sich naht, beglücken hoch und laben!

Zum dritten Mai 1830.

(in dem Jahre, da er Prorektor war)

Ein Pferd, mit großer Bürde hoch beschweret,
Wenn kräftig auch, geht langsam seiner Wege;
Unmuthig scheint dem Wand'rer es und träge:
Das muth'ge Springen ist ihm ja verwehret.

Dreifache Bürde ist auch mir bescheeret:
Des Lehrers, Rektors, Autors; dies erwäge,
Wenn ich mich nicht, wie ehedem, bewege,
Und kalt die Muse mir den Rücken kehret.

Doch zeige sie mir immerhin den Rücken,
Wenn Du nur immer, freundlich mir gewogen,
Uebst Nachsicht, wenn mich schwere Pflichten binden.

Dein freundlich Antlitz nur kann mich beglücken!
Wenn Seelenruh ich erst aus ihm gesogen
Und Kraft, kann ich das Schwerste überwinden.

Am dritten Mai 1851.

(sein letztes Gedicht, zwei Jahre vor dem Tode, ein halbes Jahr nach dem zweiten Schlaganfall geschrieben, als eben die Oldenburger Kinder der Heimat wiedergegeben waren)

Nicht fürder kann ich Armer es noch wagen,
Ein Festgeschenk Dir Guten darzubringen:
Die Auswahl würde jämmerlich gelingen,
Und mit Unwürd'gem mag ich Dich nicht plagen.

Und doch, wer so viel Sorg' und Müh' getragen
Der Leiden wegen, die mich hart umfingen,
Verdiente, daß des Dankes Gaben hingen
In Fülle am Geburtstags-Jubelwagen.

Drum ist für mich der Himmel eingestanden
Mit Gaben, Deinen höchsten Wunsch erfüllend,
Dein quälend Sehnen nun für immer stillend.

Zurückgekehrt siehst Du aus fernen Landen
Die heißgeliebten Kinder mit den Ihren
Zur Heimat, um sie nicht mehr zu verlieren.

Die gleiche, liebevolle Treue und stets frische Herzenstheilnahme bewährte Gmelin seinen Freunden, unter denen er eine schöne Zahl trefflicher Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen zählen durfte. Außer den schon obenerwähnten Collegen Tiedemann und Chelius nenne ich den Kirchenrath Abegg, seinen Schwager, gestorben im December 1840, dessen ehrwürdiges Bild noch in dem Herzen vieler Heidelberger aufgerichtet ist; den geh. Kirchenrath Ullmann, seinen und seiner

Gattin Jugendfreund, und den treuen Freund seines Alters, Staatsminister von Dusch, dessen dritter Sohn mit der dritten Tochter Gmelin's verbunden ist. Beide, Ullmann und von Dusch, haben zu dieser Charakteristik Gmelin's die wesentlichsten Beiträge geliefert.

Einen Feind hat Gmelin schwerlich wohl jemals gehabt, er, der überall in reinster Anspruchslosigkeit auftrat, und dem Geringsten, wie dem Höchsten, Freundlichkeit und Wohlwollen entgegenbrachte. Dies Wohlwollen hatte nur da eine Grenze, wo er Unwahrheit, Unlauterkeit, Unredlichkeit wahrzunehmen glaubte; dann trat der ganze Ernst seines aufrichtigen, wahrheitliebenden Sinnes unverholen hervor. Aber auch in solchen Fällen war er weit entfernt, eine feindselige Gesinnung zu bethätigen. Auch dies muß noch bemerkt werden, daß er bisweilen bei fernerstehenden Menschen durch einen schlimmen Charakterzug zu einem harten Urtheil, zu einer schwer zu überwindenden Abneigung, oder umgekehrt durch einen schönen Charakterzug zu unverdient hohem Lob und dauernder Zuneigung fortgerissen wurde. Dies hatte seinen Grund in dem Mangel an Menschenerfahrung; er, der so ganz aus einem Stück war, hatte keinen Maßstab für die tausendfältige Mischung von Gut und Schlimm in den Charakteren.

Auch die Politik mit ihren labyrinthischen Combinationen mußten Gmelin, der sich — ganz ohne Verlangen nach politischer Einwirkung — im Kreise seiner Wissenschaft hielt, fremd bleiben; dennoch hatte er ein Herz für sein engeres und weiteres Vaterland, für das Glück und die Ehre seines Fürsten, für ein freies und würdiges Dasein der deutschen Nation. Er hatte

sich für dieses Gebiet seine Ueberzeugung gebildet, die er nicht anstand, mit männlichem Freimuthe auszusprechen. Sein Grundbekenntniß in dieser Beziehung war die constitutionelle monarchische Verfassung. Von dieser Grundlage aus verwarf er ebenso entschieden alle ungeordnet zerstörenden Bestrebungen, wie alle Versuche zu unverständiger, gewaltsamer Zurückführung verlebter Zustände; er war ein Vertreter gesunder, auf gesicherter Ordnung beruhender Entwickelung.

Ließ Gmélin seinen freiprüfenden Geist auch in religiösen Dingen von keinem starren Dogma beschränken, so erkannte doch Niemand demüthiger als er die dem menschlichen Geiste gezogenen Schranken; er gehörte, den innersten Kern des Christenthums in seinem liebevollen Herzen tragend, zu den ächten Christen. Hätten wir nur recht viele Christen, wie er einer war, es stünde besser um Kirche und Staat!

Was die körperliche Beschaffenheit Gmelin's angeht, so war er in seiner Jugend blaß und schmächtig, doch bis auf die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, die er leicht überwand, ganz gesund. Nicht ganz 14 Jahre alt legte er den 9 Meilen langen Weg von Hannover bis auf die Hube bei Einbeck in einem Tage zu Fuße zurück. In Leibesübungen war er weit gewandter, als dies seine äußere Erscheinung verrieth, und besaß auch noch in den Jahren, wo die Kräfte sinken, eine nicht geringe Stärke, die sich schon in dem festen, raschen Gange aussprach. Körperlichen Schmerzen, wie z. B. dem heftigsten Zahnweh, begegnete er mit stoischer Geduld; er ließ den Feind austoben, ohne weitere Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Gmelin gehörte zu den Männern, die sich mit dem Alter verschönern. Die charakteristische Biegung der Nase trat erst, wie die Bilder aus verschiedenen Lebensperioden beweisen, in den spätern Jahren hervor. Das schlichte braune Haar ergraute sehr früh, und schmückte sich dann mit dem reinsten Silberglanze. Wer ihn in jener Zeit reifer Kraft zuerst sah, mußte über die Bedeutsamkeit seiner äußeren Erscheinung überrascht sein, welche für den geübten Beobachter noch gesteigert war durch die ungemeine Einfachheit seines Wesens. Auf dem festen starken Körper von mittlerer Größe, dem man die Arbeitskraft, die Tüchtigkeit zu jeder Anstrengung ansah, erhob sich das schöne charaktervolle Haupt von edlem Ausdruck, eine Büste für den Bildner wie geschaffen. Das schneeweiße buschichte Haar umwallte die offene bedeutende Stirn, den Sitz so heller Gedanken und so reichen Wissens, in überraschender Fülle. Das Oval seines Gesichtes war schmal geformt, wie sich dies mehr bei den romanischen als bei den germanischen Völkern findet. Obwohl sich der obere Theil des Gesichtes, der denkende Theil, vorherrschend zeigte: so machte sich doch auch der Mund, wenn auch nicht schön geformt, im Gespräche geltend, sei es, daß er die innere Heiterkeit seiner Seele verkündete; sei es, daß gemüthlicher Witz, der Gmelin reichlich zu Gebote stand, ihm einen besonderen Ausdruck verlieh. Sonst war der Blick ernst, fest, forschend, klar und ohne Rückhalt ehrlich. Es lag etwas Durchdringendes, gleichsam in seinen Gegenstand sich Einbohrendes in diesem hellen Auge, das recht darauf hindeutete, daß er dazu geboren war, sich wissenschaftlich

mit der Natur zu beschäftigen, die sich dem Menschen gegenüber ebenso verhält und nur dann Antwort gibt, wenn sie in solcher Weise gefragt wird.

Mit diesem Aeußeren in vollster Uebereinstimmung war die große Schlichtheit und Bestimmtheit seiner Rede, bei der kein überflüssiges Wort Platz fand, selbst wenn er die Liebenswürdigkeit seines Umgangs im bequemen Gespräch mit kleinen Neckereien und Humor würzte.

Ein Mann, wie Gmelin, mußte in der ersten Stunde das unbedingte Vertrauen dessen, der ihm nahe trat, gewinnen; man hatte nichts äußerlich Angenommenes, Angelerntes von dem Bleibenden in und an ihm zu sondern; man hatte durch keinen, wenn auch erlaubten, conventionellen Schein hindurch zu blicken, um zu seinem Wesen zu gelangen. Er gab sich völlig so, wie er war, und er konnte es; denn der Totaleindruck seiner Erscheinung war der einer trefflichen, grundehrlichen, in dem steten innigsten Verkehr mit der Wissenschaft veredelten deutschen Kernnatur. Daß er ein so reiner, an Geist und Herz zwar hochgebildeter, aber von Verkünstelung und äußerer Manier so ganz freier Mensch geblieben ist, verdankt er ohne Zweifel, nächst der Festigkeit seines Charakters, der selbst gewählten, bis an's Ende seiner Tage glücklich durchgeführten Beschränkung seines Lebens im ausschließlichen Verkehr mit seiner Wissenschaft, seiner Familie und einigen näheren Freunden. So blieb er ganz unberührt von den sonst unvermeidlichen Einflüssen des Alltag-Treibens, von der flachen Scheinpolitur der großen Welt. Seine Höflichkeit, die sich

auch im vertrautesten Umgange gleich blieb, war Ausfluß des freundlichsten Herzens; sie suchte und bedurfte keiner besondern äußern Manier. Sie ging Hand in Hand mit der übergroßen Bescheidenheit des bedeutenden Mannes, welche eine der edelsten Zierden seines Charakters war, zugleich ihm aber nicht selten in seinen Lebensverhältnissen zum Nachtheil gereichte.

Stellten die Jahre der Gesundheit den lebenskräftigen, rastlos schaffenden und wirkenden Gmelin vor unsere Augen: so zeigten uns die fünf Jahre des allmählichen Dahinsiechens und Leidens, welche seinem Scheiden vorangingen, denselben Mann in der Fülle stets hoffender Geduld und, wo die Hoffnung schwand, in frommer Ergebung. Selbst als die treue Feder seiner zitternden Hand entsank, fügte er sich ruhig in das, was eine höhere Macht über ihn verhängt hatte, und ertrug ohne Murren, was seiner Natur bisher das Unerträglichste gewesen: die Unthätigkeit. In den oft drückenden Leidenstagen der letzten Zeit verlor er die heitere Fassung nicht, vielmehr freute er sich jeder Linderung, jedes Ausblicks in die Natur, die im Frühlingsschmuck in sein Fenster sah. Mit unverwüstlicher Güte und Freundlichkeit nahm er die alten Freunde auf, und zeigte eine rührende Dankbarkeit für alle Liebeserweisungen, die ihm von den treupflegenden Seinigen zu Theil wurden; selbst als die Zunge ihm nicht mehr zu Gebote war, sprach sich sein tiefes Gemüth in den freundlichen Augen aus, und ein stilles Wohlgefallen an der Liebe, die er erfuhr, ging oft wie ein Sonnenblick über seine Züge.

Das Herannahen seiner Auflösung blieb ihm, wenn

auch wieder Momente der Hoffnung dazwischen traten, nicht verborgen; aber nur in zarter, liebevoll schonender Andeutung nahm er Abschied von den Theuern, die seines Lebens Freude und seines Sterbens Trost waren. So schied er liebevoll, treu, hingebend, wie er gelebt hatte.

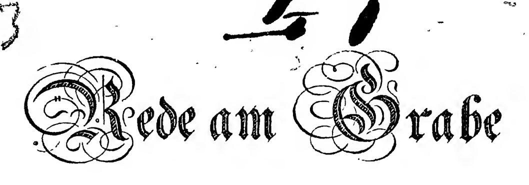
Der Sohn, den die weitere Entfernung des Wohnorts verhindert hatte, am Sterbelager gegenwärtig zu sein, traf zeitig genug zu dem Begräbnisse ein, das am 14. April Nachmittags um Fünf Statt hatte. Universität und Stadt ehrten den um seiner hohen wissenschaftlichen Verdienste, um seiner häuslichen Tugenden willen allgemein geschätzten Mann durch eine zahlreiche Begleitung. Unter hellem Glockengeläute zog der Todtenwagen, von Kränzen der Liebe überschüttet, eine lange Kette von Wagen hinter sich, durch die Stadt dem so schön am Berg gelegenen Friedhofe zu. Oben in der weitschauenden Kapelle sprachen Stadtpfarrer Zittel und Professor Schenkel im Namen der Gemeinde und der Universität, und obschon keiner von ihnen dem Verstorbenen besonders nahe gestanden hatte, gelang es ihnen doch, seinen Werth den Versammelten in kurzen Worten vorzulegen. Dann ging der Trauerzug, der Schlangenwindung des Pfades folgend, abwärts zum Grabe, und Verwandte und Freunde streuten dem Unvergeßlichen Erde auf den hinabgesenkten Sarg zum letzten Gruße.

In der weiten Rheinebene, die sich an der Grabstätte vor den Füßen des Beschauers ausbreitet, taucht

links, in Obstbäumen halb versteckt, das Dörfchen Kirchheim auf. Hier war es, wo Gmelin, der neu aufgetretene akademische Lehrer, den Stern der Liebe aufgehen sah, der ihm so schön durch's Leben geleuchtet! So umschließt diese Stelle den Anfang und das Ende seiner schönen Laufbahn. Auf dem Stein, der die Gruft schmücken soll, wird Gmelin's Wahlspruch stehen, der sein Wesen so wohl bezeichnet:

In's Innre dringen,
Nach Wahrheit ringen!

Mannheim.
Druck von Heinrich Hogrefe.



Seiner Excellenz

des Großherzoglich Badischen Staatsministers
und Ministers des Innern

Ludwig Winter

gehalten zu Karlsruhe

den 30. März 1838

von

Diaconus **August Hausrath.**

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

Karlsruhe,

Druck und Verlag von Christian Theodor Groos.

Du, o Herr, hast uns ausgesandt in die Welt, deinen Willen zu vollbringen; du rufst uns zurück, wann es dir gefällt! Erhalte uns in deiner Gnade. Dein Wort sei unsres Fußes Leuchte, dein Geist unsrer Seele Trost und Kraft. Laß uns stets aufwärts zu dir schauen, und deine Werke thun. So werden wir deinen Namen auf Erden preisen und dich verherrlichen im Leben wie im Tode. Amen.

Wenn die in ihrem Schmerze tief erschütterte Familie des dahingeschiedenen, uns Allen so theuren Mannes mir aufgetragen hat, die letzten Worte der Dankbarkeit und Liebe gegen ihn, die ehrende Anerkennung dessen, was er ihr, was er dem Vaterlande gewesen, an dieser Stätte auszusprechen, so fühle ich mich gerade jetzt befangen auf eine eigene, und ich kann sagen in meinem Berufe bis jetzt noch nie empfundene Weise. Soll ich vor den Männern, die seit langen, inhaltsschweren, vielbewegten Jahren tägliche Zeugen und Gefährten der unermüdlichsten, gewissenhaftesten Thätigkeit des Heimgegangenen gewesen sind, vor deren Augen seine vielseitige und segensreiche Wirksamkeit so klar und offen da liegt, wie ein schöner

Theil Ihres eigenen Lebens: soll ich vor Ihnen noch Verdienste preisen, deren Kunde nur so unzusammenhängend und zerrissen mir zugekommen ist, als dieß immer mit der Wirksamkeit eines Staatsmannes im Gesichtskreis eines von weltlichen Dingen abgewandten, ganz andern Bestrebungen geweihten Lebens, von dazu noch so kurzer Erfahrung, immer der Fall seyn muß?

Wird hier nicht schon der Versuch einer Lobpreisung als eine eigene Verwegenheit erscheinen?

Wenn ich nun aber aus einem richtigen oder mißdeuteten Gefühl von Scham in diesem Augenblicke und an dieser Stätte darüber schwiege: würden nicht, — um mit der heiligen Schrift zu reden, die Steine schreien müssen!

Darum, fühle ich wohl, bleibt mir nichts übrig, als mich zu fassen in die Pflicht und in das Recht des mir gewordenen Berufs; es bleibt mir nichts übrig, als auch hierin nur dem ersten Zuge des Herzens zu folgen: davon überzeugt, daß meine Stimme dann gewiß nur ein Ausdruck, wenigstens eines Theiles Ihrer eigenen Empfindungen seyn werde!

Eine Theilnahme und ein Schmerz, einmüthiger und tiefer empfunden, als sonst in unserm bürgerlichen Leben gewöhnlich ist, begleitete das Hinscheiden des theuren Mannes, an dessen Grab wir stehen; eine Theilnahme solcher Art, daß sie sich in der That nicht allein aus der hohen Stellung und dem mächtigen Einfluß des Verstorbenen auf die Leitung der innern Angelegenheiten unseres Vaterlandes erklären läßt.

Allerdings verknüpften sich in seinem Daseyn viele

sichtbare und verborgene Fäden des Schicksals Anderer; sein eigenes Wohl ist seit lange mit dem des Ganzen innig verflochten, und ihm ward ein gesegneter, ein umfangsreicher Wirkungskreis zu Theil, wie wenigen andern Sterblichen.

Früh erkannte das Vaterland in ihm einen seiner würdigsten Söhne und benützte seine reiche Kraft zur Förderung des gemeinen Wesens. Sein anstrebender Geist konnte von da an nicht anders, als sich emporschwingen von Stufe zu Stufe, wachsend an innerlicher Tüchtigkeit wie an mächtiger Wirkung nach außen.

Seit bald vierzig Jahren, welche Schicksale hätte unser Land nicht erlebt, in denen sich nicht seine treue Hingebung irgendwie erprobte; welche unsrer Leiden hätte er nicht in seiner Seele mitgetragen, welcher unsrer Freuden wäre er nicht auch ein Theil gewesen! Vertraut mit den Bedürfnissen des Volkes, schien er dazu geboren, sein beredtester Fürsprecher zu seyn; geachtet im Rathe der Fürsten, war seinem Willen auch die Kraft verliehen, und sein Streben mit Erfolg gekrönt!

Darum hinterläßt auch seine Thätigkeit fürs Vaterland in der dunklen, verhängnißvollen Zeit eine so hellleuchtende Spur.

In den verheerendsten Kriegesstürmen ward ihm vergönnt, den Bedrängten als ein Bote des Friedens zu erscheinen; in den Schrecknissen einer allgemeinen Hungersnoth ward er ausgesandt, den Verschmachtenden Trost und Beruhigung und wirksamen Beistand zu bringen; unter schwerem Drucke fremder

Willkühr galt er als ein treuer Hort und Wahrer des guten deutschen Rechtes, an dessen eigenem, nie wankenden Muthe sich so gerne jeder andere Gutgesinnte aufrecht hielt.

Und in den Tagen des Friedens und der Ruhe, wie lag seinem Herzen an, in seinem Wirkungskreis zu ordnen, zu gestalten, zu beleben, daß Kunst und Wissenschaft, daß Gewerbe und Kultur freudig aufblühten, daß schlummernde Kräfte zum Licht erwachten, daß ihnen ein freier Spielraum werde, und jedem sich als nützlich und heilsam ankündigenden Streben seine gute Probe!

Wie zweckmäßig und weise, wie gewissenhaft und vorsichtig, wie selbstverläugnend und unermüdlich er in allem diesem verfahren, haben Sie, Leidtragende, schon seit lange erkannt, und eben darin den seltenen Verein von wahren Vorzügen eines Staatsmannes hochgeschätzt.

Und doch, wie hoch auch die besondre Staatsweisheit und das Vermögen, wie hoch die Kraft und das Glück des nun Heimgegangenen angeschlagen werden mag, es würde für sich allein nicht ausreichen, die so allgemeine und ungeheuchelte herzlichste Theilnahme zu erklären, die ihn durch seine lange Laufbahn bis zu ihrem Schlusse begleitet hat. Lehren es doch unwidersprechlich alle wechselnden Vorgänge der letzten vierzig Jahre, wie mißlich es überall um die allgemeine und wahre Würdigung und Anerkennung auch des tüchtigsten öffentlichen Charakters gestanden habe.

War es doch die Zeit der traurigsten Partheiung

und Zerrissenheit. Was dem Einen Weisheit schien, ward dem Andern zur Thorheit; ja, schmerzlich ist es zu sagen, was der Eine für gut und pflichtgetreu und wohlgethan erachtete, dünkte dem Andern wie Untreue und Verrath. Wie oft war das Begehen einer That Sünde, und ihr Unterlassen eben so. Wehe dem, der sich entscheiden mußte! Wie oft wurde die anerkannte, allgemeine Weisheit von heute, morgen schon zweifelhaft und zweideutig und wieder aufgegeben und zur gewissen Thorheit! Wie oft hat die Staatsklugheit in ihren Schlüssen sich verrechnet und die Kraft ihres Zwecks verfehlt!

Wenn aus einer solchen schweren Zeit das Schiff der allgemeinen Wohlfahrt dennoch glücklich durch Sturm und Wogen zum Port gesteuert worden ist, so fühlen wir es wohl, daß es nicht die Kraft und Klugheit und der Menschenwitz seiner Führer und Piloten war, sondern allein Gottes Gnade und Erbarmen. Dem Allmächtigen allein gilt daher für unverdiente Gnade unser Dank.

Doch lag Eines in menschlichem Wollen und Vermögen. Dieses Eine nämlich, daß auch im tobendsten Sturme die Schiffsmannschaft selbst unter sich einmüthig bleibe, daß sie, ob man nun scheitern oder landen werde, doch die Treue und das liebende Vertrauen bewahre zu ihren Führern und Piloten!

Und diese Aufgabe zu lösen hat sich der Hingeschiedene in seinem Leben gestellt, und sie hat er gelöst.

So wie ihn selbst auch in der trübsten und verworrensten Zeit sein ehrenfestes, treues, redliches

Gemüth aufrecht hielt, sein Herz so ganz ohne Falsch und Eigensucht, seine Gesinnung so voll wahrer Humanität; wie er überall nur liebend vertraute, so empfing er auch überall Vertrauen und Liebe als Dank dafür zurück.

Fürwahr auch, nicht im Vertrauen auf die Untrüglichkeit seiner Einsichten oder auf die unüberwindliche Kraft seiner Entschließungen, sondern vielmehr im Vertrauen auf jene schönen Eigenschaften des Gemüths berief ihn unser Großherzog in die unmittelbarste Nähe seines Throns. Eigneten ihn doch auch gerade diese Eigenschaften zum lautersten und treusten Vollstrecker eines Regentenwillens, der nur auf die Beförderung der Wohlfahrt und des Glücks der Unterthanen gerichtet ist.

Und auch dieß Vertrauen ward nicht getäuscht!

Wo nur in unserem Vaterlande bis zur niedrigsten Hütte hinab des theuersten Fürsten Name gepriesen und gesegnet wird, da durfte sich auch unmittelbar damit ein Gefühl des Dankes gegen den treuen Diener verbinden, der seines Gebieters Herz und liebevolle Gesinnung so lauter, so unverfälscht auch dem Letzten der Unterthanen zu offenbaren verstand!

Ja, wenige Stunden vor seinem Hinscheiden hat es der Heimgegangene selbst als letztes Abschiedswort ahnungsvoll und begeistert den vereinigten Ständen des Landes zugerufen: „das ist die schönste Blüthe im Leben der Fürsten und der Völker, das der Ruhm unsers Vaterlandes, — das gegenseitige persönliche Vertrauen, das Vertrauen auf die Rechtlichkeit, Wahrheit und

Offenheit einer Verwaltung!“ — einer Verwaltung, in welcher er selbst eine so starke Stütze war!

Dadurch rechtfertigen sich die Thränen, die nicht nur von des Verstorbenen persönlichen Freunden, nicht nur von den erschütterten Bürgern dieser Stadt, nein, die ihm nachgeweint werden, wo nur für die Wohlfahrt und das Gedeihen unseres Gemeinwesens warme Herzen schlagen! Dadurch rechtfertigt sich auch die Trauer, die, weit über die engen Gränzen unserer Heimath hinaus, das deutsche Vaterland über den Verlust eines seiner wackersten Bürger mit empfinden wird!

Dieser Verlust trifft nun zwar zunächst uns am herbsten. Aber in dem allgemeinen Schmerz liegt doch auch ein Grund zu freudiger Erhebung. Er ist uns eine Bürgschaft, daß dieselbe Gesinnung, die den Hingeschiedenen beseelt hat, noch in vielen tausend Herzen fortlebt und fortwirkt; daß das theure Vermächtniß Seines Namens und seiner Grundsätze wird heilig gehalten werden; er ist uns eine Bürgschaft, daß ein Volk, das selbst seine Obrigkeit so treu, so ohne Neid, mit solcher Herzenslauterkeit zu ehren weiß, nicht arm seyn kann an Bürgern, die in der Verstorbenen Fußstapfen würdig treten, die, was jene begonnen, mit Kraft fortführen und zu einem guten Schlusse bringen werden.

Und so danken wir endlich nur noch der liebenden Vorsehung für die Gnade, die sie dem Heimgegangenen noch im Sterben selbst hat wiederfahren lassen!

Er starb auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit, schnell und ohne Leiden.

Schnell, nicht unvorbereitet. Kann es eine schönere Vorbereitung auf den Tod geben, als ein solches Leben! Ein Leben, das außer jenen glänzenden Eigenschaften auch mit den Tugenden geschmückt war, die den Privatmann und Familienvater am meisten zieren; das Leben eines wahren Christen, der nicht im Prunke äußerlicher Rede und Geberde, wohl aber, nach Jesu Wort und Vorschrift, an der innersten lebendigsten Gesinnung, und an seinen Werken, von seinem Herrn und Meister erkannt zu werden hoffen darf.

Auch nicht ungewarnt rief ihn die Vorsehung hinweg! Schon zuvor viel und schwer geprüft, gemahnte es ihn in dieser letzten Zeit noch öfter an das Ende. Seit dem vorigen Frühling, wo eine theure innig geliebte Tochter — das Kleinod seines Herzens — in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, ihm plötzlich entrissen ward, da schien auch die Kraft seines eigenen Lebens tief erschüttert! Er sah seine Laufbahn für bald beendigt an, und verhehlte seine Todesahnung nicht!

Aber seine Pflicht und seine Treue hielt ihn noch aufrecht! Noch begann er das letzte große Werk, um deßwillen wir die Stände des Landes jüngst in den Mauern dieser Stadt versammelt sahen! Noch den Tag vor seinem Tode hielt er zum Schluß des Landtags, freudig erhoben im Rückblick auf eine reiche Vergangenheit, hoffnungskühn für unsre Zukunft, in des Großherzogs Namen und Auftrag, jene Abschiedsrede: ein unvergängliches Denkmal in den

Annalen unseres Vaterlandes, gleich ehrend für den Fürsten, der solche Worte wollte, für den Minister, der sie sprach, wie für ein Volk, das ihrer würdig ist!

Doch nicht unser Vermögen ists, o Herr und Gott, sondern allein deine Gnade! Du gibst das Wollen und Vollbringen. Nimm mit herzlichem Erbarmen, nimm mit deiner versöhnenden Liebe die treue Seele auf, die heimgegangen ist in dein Reich! Gib ihr dort den ewigen Frieden und deine Seligkeit!

Auch Unserer erbarme dich! Leite und stärke unsern Großherzog in deinen Wegen. Gib ihm fernerhin weise Räthe und treue Diener. Schaue mit deiner Huld herab auf unser Vaterland und seine Bürger; weihe uns zu deinem Volk und Eigenthum und heilige uns zu jedem guten Werk. Laß uns eingedenk seyn der großen Rechenschaft, die wir dir schuldig sind von unserem Thun und Lassen, und führe du uns selbst — deine Gnade allein vermag es — im Glauben und in der Liebe zu deinem Himmelreich. Amen.

F1 6

Erinnerung

an

Jean Paul.

Vortrag,

gehalten im historischen Verein zur Vorfeier des hundertjährigen Geburtstags Jean Paul's im Rollwenzelshause am 20. März 1863,

von

Dr. Kraußold,

k. Consistorialrath und II. Vorstand des histor. Vereins für Oberfranken zu Bayreuth.

Bayreuth 1863.

In Commission der Grau'schen Buchhandlung.

Hochverehrte Versammlung!

Die Feier, zu welcher wir uns in diesen Räumen vereinigt haben, gilt dem Gedächtniß eines Mannes, dessen Leben und Wirken, so lange er die kurze Spanne der Zeit ausfüllte, die wir unser irdisches Dasein nennen, keine weitausgreifenden und in die Augen fallenden Folgen, weder für das sociale noch für das politische Leben, noch auch für die Wissenschaft als solche in irgend einer besonderen Beziehung gehabt hat, der aber gleichwohl in der deutschen Ruhmeshalle als Stern erster Größe glänzt, und als Erscheinung einzig in ihrer Art von allen denen, welche geistiges Wirken und Schaffen nicht mit dem Ellenmaß des schalen Nützlichkeitsprincips oder mit dem Scheffel des sozialen Gewinnes zu messen gewohnt sind, stets mit Bewunderung und Verehrung genannt werden wird. Ich brauche in dieser Versammlung seinen Namen nicht zu nennen. Wie die Räume, in denen wir uns befinden, durch seinen Namen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, so wurde schon durch den Eintritt in dieselben der Name Jean Paul Friedrich Richter in uns zur lebhaftesten Erinnerung, ich möchte sagen zur lebendig historischen Ge-

staltung, ohne daß wir erst nöthig gehabt hätten, einen Blick auf die angebrachte Denktafel zu werfen, die den Fremden des Landes seinen Lieblingsaufenthalt verkündet. Rollwenzel hat zwar mit Jean Paul's Geburt nichts zu thun, aber viele seiner Schriften, viele seiner großen Gedanken, die wie Blitze in die vielfach verdumpfte geistige Welt seiner Zeit einschlugen und ein Feuer der Begeisterung entzündeten, das nur läuterte ohne etwas anderes zu verzehren als undeutsche Prüderie und moralische Schlaffheit, haben in dem bescheidenen Stübchen über uns ihre Geburtsstätte gefunden. Und daß der historische Verein gerade hier die Feier des hundertjährigen Geburtsfestes dieses Mannes einleitet, wird, wenn es einer Rechtfertigung bedarf, schon dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß er seit einer Reihe von Jahren einem gefaßten Beschluß gemäß alljährlich den Geburtstag Jean Paul's in diesen Räumen gefeiert hat. Mir aber h. V. ist es eine besondere Freude unserer feierlichen Stimmung hier das erste Wort leihen zu dürfen. Es war mir nämlich vergönnt, in meinen letzten Gymnasialjahren einem engeren Freundeskreise anzugehören, der von unserem Jean Paul selbst die besondere Vergünstigung erhalten hatte, in der Woche einmal in seinem traulichen Stübchen da droben an seinen Werken, aus seiner Hand geliehen, unsere jugendlichen Herzen zu erfreuen und unsere Begeisterung für das Wahre, Edle und Schöne an dem Springquell seiner Begeisterung zu erhöhen und zu sättigen. Möge es mir gelingen, mit kurzem Wort der Stimmung, welche die hundertjährige Feier dieses großen Geistes in uns hervorruft, auch den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Ein Volksschriftsteller im eigentlichen, auch im besten Sinne des Worts, — die Schiller- und Uhland-Feier, bringt ja von selbst auf diese Parallele — ein Volksschriftsteller, wie Schiller oder Uhland, war Jean Paul nicht, und wird es nie werden. Auf den Ruhm eines Lieblingsschriftstellers im Volke mußte er wohl von vorneherein verzichten, auf allgemeine Anerkennung und Bewunderung durfte er nicht rechnen. Seine Tadler werden seinen Lobrednern stets die Waage halten, und zwischen beiden steht noch eine Menge Gleichgültiger, die weder den Einen noch den Andern zugezählt werden können, weil sie nie etwas von ihm gelesen haben. Sein Ruhm ist dadurch nicht geschmälert. Denn man kann Gervinus und Villmar lesen, zwei Critiker, die ihre Griffel in äzende Tinte getaucht, denen aber die literarischen Schlagschatten Jean Paul's nur darum so deutlich in die Augen zu fallen scheinen, weil die Lichtseite so hell glänzt, wie ja nur der Sonnenschein Schatten erzeugt, nicht aber die Dämmerung — man kann, sag ich, Gervin und Villmar lesen, und doch steht am Schluße der humoristische Heros groß und einzig da und ist kein Blatt aus seinem Lorbeerkranz gefallen. Darin zwar hat Gervinus Recht, daß es unter seinen Lesern von jeher nur ein Entweder Oder gegeben, und daß das Urtheil über ihn immer sogleich ein pathologisches Für oder Gegen gewesen. Hat doch Jean Paul selbst oft darüber Klage geführt, daß er nichts als decidirte Lober oder Tadler gefunden, und daß seine kältesten Leser ihn keiner Verbesserung für fähig gehalten, seine wärmsten keiner für bedürftig. Aber Gervinus hätte doch kein schöneres Zeugniß für Jean Paul und

seine für ihn begeisterten Leser zugleich geben können, als das, daß es ein gesteigertes Sittlichkeitsgefühl gewesen, das die schwärmende Jugend zu dem Dichter geführt, der mit Herder gegen die licentiösen Poeten eiferte, „die zerstörten Zerstörer, welche die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehrten. Aber diese pathologische Scheidung seiner Lesewelt lag nicht in dieser einen Seite seiner Erscheinung allein, sondern in seiner ganzen Erscheinung. Wie er selbst einzig in seiner Art dasteht, so konnte seine Größe auch nur von Einzelnen erkannt, seine Bedeutung für deutsche Literatur, für deutsches Geist- und Gemüthsleben auch nur von Einzelnen richtig gewürdigt werden. Ja man kann sagen, daß selbst nur ein gewisses Lebensalter im Stande ist, sich ihm und seinen Schriften homogen zu fühlen, und ihn so ganz und in vollen Zügen zu genießen. Daß ihm diese Einzelnen — aber nicht Vereinzelten — nicht fehlten, als er noch unter uns im zeitlichen Leben wandelte und der seinen Werken voranstehende Name Jean Paul noch nicht auf vergangene Jahrhunderte zurückwies, dafür werden in diesen Festtagen noch Hunderte in der Nähe und Ferne mit Freuden einstehen und mit seinem hundertjährigen Geburtstagsjubiläum auch ein 50jähriges oder 25jähriges Jubiläum ihrer eigenen einstmaligen Herzensbegeisterung feiern, wenn sie auch nicht gerade in die Lage gerathen waren, Stellen aus seinen Schriften auswendig recitiren zu müssen, um bei Frauen in Gunst zu stehen, *) oder wenn sie auch, falls sie diesen selber angehören, nie eine Locke von seinem Pudel auf der Brust getragen haben. **)

*) Funk J. P. Fr. Richter 1841.
**) s. Gervinus Literaturgeschichte.

Heutzutage zwar, das können wir nicht verhehlen, sind die Verehrer Jean Paul's, welche sich an der Lectüre seiner Werke wirklich erfreuen, sehr vereinzelt. Schon seiner Zeit hatte der Geist und Inhalt seiner Schriften mit einem argen Feind den Kampf in der Lesewelt zu bestehen. Es war der ins Gemeine herabgesunkene Geschmack eines großen Theils der sogenannt gebildeten Welt, der nur an französischen oder französirenden Schlammbädern oder höchstens an Kotzebue-Clauren'schen Machwerken Gefallen oder Sättigung fand. Eine kurze Zeit geistiger Erhebung in allen Schichten des deutschen Volkslebens hatte auch eine bessere Richtung, eine Erhebung des literarischen Geschmacks zur Folge; und wie Jean Paul's Schriften selbst zu dieser geistig sittlichen Erhebung mitwirkten, so fanden sie auch hinwiederum in denen, welche dem höheren Zuge edler Begeisterung folgten, ihre Würdigung und ihren Preis. In unseren Zeiten ist zu dem zurückgebliebenen Schlimmen noch ein Schlimmeres getreten. Es ist das die allgemeine Richtung vom Geistigen und Höheren ab zu dem nur auf das Materielle und Finanzielle in rein sozialer Lebensanschauung gerichteten Lebensverkehr, eine Richtung, die selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft ihren unheimlichen Spuck zu treiben versucht hat, indem sie alle geistige Thätigkeit sammt dem Geist selber in Phosphorsäure aufzulösen und aus der Welt zu schaffen suchte und so mit Taschenspielerfertigkeit — wo bekanntlich Geschwindigkeit keine Hexerei ist — das geistige Ich in ein materielles Nicht-Ich zersetzte, das nur noch im Essen und Trinken und den damit zusammenhängenden Funktionen sich als ein Wesen fühlt, das Verstand und Willen hat, wenn nicht beides bereits in Essen und Trinken gleichfalls unter-

gegangen und zu einem materiellen Nichts geworden ist, aus welchem selbst der stärkste Hebel der Hegelischen Philosophie wieder Etwas zu machen umsonst sich bemühen würde.

Doch um wieder zu unserm Jean Paul zurückzukehren, und das um so mehr, als auch dieser Materialismus bereits an seine Rückkehr denkt, oder doch jeder vernünftige Mensch demselben den Rücken kehrt und sich seiner Bekanntschaft zu schämen beginnt — unser Jean Paul hatte gleich bei seinem ersten Auftreten, wie oben gedacht, einen schweren Stand. Hiezu trug aber neben der allgemeinen Richtung der Zeit noch ein anderer Umstand das Seinige bei. Es war die Zeit, wo Deutschland seine zweite Blüthenepoche der Dichtkunst feierte, und der deutsche Parnaß mit solchen Heroen besetzt war, die, eben weil sie so hoch über das Volk hinwegragten und das stolze Bewußtsein einer neuen Aera in sich trugen, sich auch als die allein berechtigten Besitzer und patres conscripti des hohen Olymps ansahen, und jeden neuen Ankömmling als plebejischen Eindringling wenn nicht geradezu abzuweisen, jedoch von der Theilnahme, an der Prärogative des Ruhmes und der literarischen Unsterblichkeit abzuhalten für berechtigt hielten, wenn er nicht einen mit ihren Namen besiegelten Ausweis als Einlaßkarte und Creditbrief in der Tasche hatte. Göthe und Schiller insonderheit wollten keinen Nebenbuhler dulden, am wenigsten einen, der sich nicht blos neben sie, sondern unabhängig von ihnen sogar über sie sich zu erheben wagen wollte. Bei seinem Aufenthalt in Weimar i. J. 1796 fand Jean Paul Göthe „kalt und einsilbig, einen Gott im Pallast,“ Schiller „eckig, scharf, ohne Liebe.“ — Mehr denn 10 Jahre dauerte es, bis der Name Jean Paul — die illegetime Ehe seiner

ersten Schriften mit dem Namen Hasus hatte er bereits gelöst und mit seinem eigenen wirklichen Namen wieder geknüpft — einer ehrenhaften Erwähnung auf dem literarischen Markt fand und sein literarisches Adelswappen unter Anerkennung der tonführenden Koryphäen im weithalligen Musentempel aufgehängt werden durfte.

Aber gestehen wir es nur, einen Theil der Schuld, und zwar nicht den geringsten, trug Jean Paul selbst. Wer hatte ihm denn geheißen, mit „grönländischen Prozessen", und mit einer „Auswahl aus des Teufels Papieren" seinen literarischen Sternenlauf zu beginnen? Hätte er mit einem Hesperus, oder einem Titan oder meinethalben auch mit seinen Flegeljahren angefangen — oder mit den feineren, seelenvollen Gemälden des dem häuslichen Kreise abgelauschten Stilllebens von Quintus Fixlein oder vom Armenadvokaten Siebenkäs, welche, wenn sie auch nicht so glanzvoll in die Augen des lesenden Publikums strahlen, um die Welt, nach einem Gleichniß unsers Autors selber, zum Nießen zu bringen,*) doch einem sanft glühenden und im ruhigen See sich widerspiegelnden Abendhimmel gleich sich tiefer als alle sprühenden Feuerwerke in die Seele einsenken — hätte er, sage ich, mit diesen seinen Sternenlauf begonnen, so wäre das erträglich gewesen, und Niemand würde zweifeln, daß ihm ein liebevolleres „Herein" bei seinem Anklopfen an die Thüre der Ruhmeshalle entgegengeschallt wäre. Aber Jean Paul war von Jugend auf ein Sonderling. Auf Universitäten galt er für einen, weil er aller damaligen Sitte zum Trotz einen freien bloßen Hals trug und sich seinen Bart wachsen

---

*) Im Titan.

ließ. Als junger Gelehrter galt er für einen, weil er, ohne die bezopfte große und kleine Welt um ihn her um Erlaubniß zu bitten, kurzweg sich seinen Zopf abschnitt, und so zopflos — was damals nicht viel besser war als kopflos — in den Straßen der Stadt Hof und Umgegend umherwandelte, wofür ihm aber auch alle Thüren der ehrbaren Zopfträger versperrt waren, daß er nicht einmal als vacirender Kandidat Privatstunden erlangen konnte, bis er auf den Rath des ebenso ehrlichen als ehrwürdigen Pfarrers Völkel in Schwarzenbach und seines launigen Freundes, des Amtsverwalters Clöter daselbst sich seinen Zopf, nämlich einen falschen, wieder anhängen ließ und sich so bei der menschlichen Gesellschaft wenigstens in Hof und Umgegend wieder zu Ehren brachte.*) Sobald der Zopf wieder hinten hing, thaten sich auch die Thüren wieder auf, aus denen auch sofort — der Zopf war der Zauberstock und die Wünschelruthe — einiges Stundengeld als spärliches Aequivalent für reichlich verschwendete Zeit und Kraft zur Einprägung der grammatischen Formeln und Regeln bei einigen hartköpfigen Knaben entgegenfloß, die ihm zur Weihe für die klassischen Wissenschaften anvertraut wurden. Und da schon hatte er — als wollte er sich für das enge, armselige Getriebe seines Alltagslebens durch die freie Bergluft des humoristischen Ergusses entschädigen oder rächen — seine grönländischen Prozesse nicht etwa blos im Kopfe, sondern bereits durch den Preßbengel vertausendfacht in die Welt hinausgeschickt und brütete bereits über neu untergelegten Eiern, nämlich über des Teufels Papieren, um jenen eine Auswahl aus diesen nach zu schicken.

*) Siehe Heribert Rauh: Jean Paul ꝛc.

Aber beim Himmel! Wer seiner Mitwelt, zumal seiner lesenden und recensirenden, gleich beim ersten Auftreten ein Convolut grönländischer Prozesse an den Hals zu werfen und mit einer Auswahl aus des Teufels Papieren die Thorheiten seiner Zeit- und Zunftgenossen zu geißeln wagt, der muß einen großen Fond von geistiger Kraft in sich tragen, wenn er auf dieses Piedestal sich als Götterstatue zu erheben hoffen kann, dem die Menge, wenn auch nicht Hekatomben zu schlachten, so doch den Lorbeerkranz der Ehre auf das Haupt zu drücken und den Blumenstrauß liebender und lobender Anerkennung zu Füßen zu legen sich gezwungen und begeistert fühlt. Und ihm ist's gelungen! Trotz Göthe's kalter Einsilbigkeit und Schiller's eckiger Lieblosigkeit — nach Verlauf des ersten Jahrzehnts war Jean Paul ein gefeierter Name und der Liebling der deutschen Lesewelt geworden. Ich denke dabei nicht etwa an die „sentimentalen Frauen" des Gervinus, die die Locken seines Pudels auf der Brust getragen haben sollen; ich berufe mich auf Männer. Vater Gleim schrieb 1796: „Welch ein Gottgenius ist unser Friedrich Richter! Eben lese ich zum zweitenmale seine Blumenstücke! Hier ist mehr als Shakespeare, sagte ich bei fünfzig angestrichenen Stellen! Welch ein Gottgenius! Ich bewundere durchaus den Menschenkopf, aus welchem diese Ströme, diese Bäche, diese Rheinfälle, diese blandusischen Quellen auf die Menschheit sich ergießen, die Menschheit zur Menschheit machen wollen; und bin ich heute mit einigen Worten, mit solchen, die die Musen nicht eingeben, bin ich mit dem Plane heute nicht zufrieden, so bin ich's morgen." — Wem aber Gleim's Wort nicht vollgültig erscheinen sollte, dem führe ich einen Mann entgegen, den er gelten lassen wird — Herder.

„Richter", sagt dieser „steht gegen manche Schriftsteller auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius; es bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst." „Ehe ich die Adrastea schließe," sagte er ein andermal, „setze ich unserm Richter ein Denkmal, worüber er sich freuen wird. Ich will Deutschland zeigen, was wir an ihm haben!"*)

Das war Anerkennung! Aber war's denn auch ein Wunder? Mit einem Herzen voll edler Liebe und Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne trat Richter der verduzten Welt entgegen. In der einen Hand die Geißel der humoristischen Satyre, in der andern das Füllhorn voll Heilung spendender Blumen und Früchte, aus denen er Balsam träufeln ließ für die Wunden und Schmerzen des blutenden Herzens — war es ein Wunder, daß er die Herzen eroberte, ehe der Verstand nur daran denken konnte, ein kritisches Seciermesser aus der Tasche zu holen? —

Jean Paul's Geburtstag war der 21. März, des Frühlings Anfang, ein vorbedeutender Umstand, sagt ein gründlicher Kenner des Jean Paul'schen Genius,**) der so leicht keinem seiner Biographen und Lobredner entgehen wird, und fügt sogleich die treffende feine Bemerkung hinzu: „Aber wie der 21. März den Frühling für uns in den Kalender setzt lange ehe wir seine Blumen und Blüthen erwachen sehen, so war Jean Paul's Lebensweg eine ziemlich lange Zeit

*) Döring, Jean Paul Friedrich Richter's Leben ꝛc. 1826.

**) Held, Rede am 15. Nov. 1841.

hindurch ohne Blumen des äußeren Glück's, wohl aber reich an den Freuden, die ein liebendes Gemüth sich selber schafft." Einer seiner Lobredner *) findet die Deutung darin, daß dieser Frühlingsgeburtstag mit dem darin Geborenen zugleich einen Frühling der ganzen deutschen Poesie zur Erde brachte. Ich möchte die Deutung auch darin finden, daß Jean Paul es verstand wie kein Anderer, über alle Stadien des menschlichen Daseins Frühlingsblüthen zu streuen oder aus ihnen gar hervorzuzaubern, so daß selbst die ödere Herbstzeit nicht blos wie in der Natur mit der einsamen und einfarbigen Herbstzeitlose, sondern im bunten Farbenschmuck der Jugend und Frühlingszeit geschmückt und verklärt erscheint, ja selbst die Grabesstätte unter seiner Hand sich in ein Blumenbeet verwandelt. „Streuet nur Blumen auf sie," sagt er am Sarge der Jungfrau, „streuet nur Blumen auf sie, ihr blühenden Freundinen! Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzt feiert sie ihr größtes; denn die Bahre ist die Wiege des Himmels." Er selbst, Jean Paul, hebt von seinem Geburtstag mehr die Tag- und Nachtgleiche hervor; sie sei, meint er, Bild, wenn nicht Grund seiner geistigen.

Diese Deutung ist wohl die treffendste. Sie bezeichnet den Autor in seinem eigensten Wesen, als den unvergleichlichen Humoristen. „Ich wüßte nicht," sagte ein Schriftsteller im Jahre 1818, „wie die Hundsposttage, die Extrablätter, die Haubenmuster und Appendixe ꝛc. ꝛc. fehlen könnten, und wie man diese Arabeskenverzierungen für etwas Anderes, als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen

*) Funk a. a. O.

möchte. Ein humoristischer Genius kann seine Fittiche über Alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört. Daher bei Jean Paul jenes genaue Detail von allem, auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens, jener berechnende und bis in's Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwänglichen Gefühls, jene Schweintreiber im Vorhof der Vorschule der Aesthetik, jene ausgelernte raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten kindlichsten Unschuld &c. — Wer sieht nicht in allem diesen den Charakter des Humoristischen? Das Größte und Kleinste neben einander, Himmel und Erde in wunderbarem Wetterleuchten sich berührend, Haß und Liebe, Eros Eris, woraus die Welt geboren, recht blitzend ihre divergirenden Strahlen gegen einander schießend." &c. So Meißner in seinen Zeitgenossen.*) Und in der That, hier allein ist der Schlüssel zum richtigen Verständniß der Jean Paul'schen Dichtungen. Wer nicht vom Wesen und Begriff des Humoristischen aus an die Beurtheilung seiner Schriften geht, dem kann die sprudelnde Fülle seines Witzes neben den aus der tiefsten Tiefe des Gemüths geschöpften Empfindungen nicht anders denn als „Gemsensprünge" einer üppigen Phantasie oder als eine „Wildniß" verworrener Gedanken erscheinen. Nur im Wesen und Begriff des echten Humors, der nicht aus zerrissenem Herzen entspringt, sondern vielmehr aus dem Gefühl des Gehobenseins über demselben, der eben darum ebenso über seinen Stoff wie über seine Leser mit souveräner Machtvollkommenheit herrscht, der Nacht und Tag, Niederes und Hohes, Scherz und Ernst, Weinen und

*) Leipzig und Altenburg. 1818.

Lachen in Einem Zuge mit gleicher Hand vertheilt und in Allem und überall der sich selbst gleich bleibt, „Flügel für den Flug in den Aether und Stiefel am Fuß für das Pflaster" — nur im Wesen und Begriff des Humors, sage ich, liegt die Ausgleichung des frappirenden Gegensatzes, die harmonische Auflösung der widerstrebenden Dissonanzen — die geistige Tag- und Nachtgleiche des Jean Paul'schen Geburtstags. Treffend zeichnete diesen humoristischen Genius der schon erwähnte feine Kenner der Jean Paul'schen Muse (in unserer Mitte) mit den Worten: „Er scherzte, kühn und voll überschwänglicher Lust, wie kaum ein Anderer; aber er kannte keinen Scherz ohne den Ernst; hinter den lächerlichen Sprüngen und Geberden des Chors mit der Schellenkappe dringt das weitersehende Auge in die geöffneten Hallen ernstester Weisheit." Und „während er mit der einen Hand Blumen pflückt auf irdischer Aue, haftet sein Blick an den Sternen des Himmels, und bald ist ihm im seeligen Verwechseln, als wären die Blumen vom Himmel herabgefallene Sterne und die Sterne an den Himmel emporgehobene Blumen." So Held in seiner Rede am 15. Nov. 1841. Ueber Alles treffend aber hat sich Jean Paul als Humoristen selber charakterisirt, wenn er mitten im Schreiben erhabener Gedanken nicht verhehlt, daß er an die gebackenen Rosen und Hollundertrauben denkt, die man eben für ihn in Butter siedet.*)

Wer kann sich noch wundern, wenn die widersprechendsten Urtheile über diesen Autor fielen?

Aber lassen wir seinen Ruhm nicht von zufälliger An-

---

*) Im Quintus Firlein. Vorrede.

erkennung oder Nichtanerkennung abhängig sein. Die Sterne am Himmelsraum werden nicht durch das Fernrohr, sondern sie werden nur sichtbar. Jean Paul war eine ebenso nothwendige Erscheinung am literarischen Sternenhimmel deutscher Zunge, wie Göthe, Schiller und Herder u. A. Neidlos können wir mit unsern Dichter-Heroen hinüber schauen in das reichbesternte Albion, in die blühenden Gefilde Italiens und Hispaniens, und freuen uns eines Shakespeare, wie eines Dante und Tasso oder Calderon neben unsern gewaltigen Gestalten deutscher Zunge aus Vorzeit und Mitwelt. Aber eine Lücke wäre in dem Sternenkranz um das Dichterhaupt der Germania, ein Stein wäre ausgebrochen aus ihrer literarischen Krone, fehlte der Name Jean Paul. Einem Cervantes, Sterne und Swift fehlte der ebenbürtige deutsche Zwillings- und Drillingsbruder, den weder ein Hippel, noch ein Lichtenberg zu ersetzen vermochte. „Meinen Jean Paul", sagt Herder,*) „vergesse ich nicht, in dem, nebst seinem eigenen, Swift's, Fielding's und Sterne's Geist mit einander ihr Wesen treiben." Und doch bleiben Sterne und Swift hinter ihm. Was nämlich seinen Schriften den besonderen Reiz verleiht und ihn vor allen seines Gleichen auszeichnet, ist neben dem tiefinnigen Gemüthsleben die Vielseitigkeit, man kann sagen die Allseitigkeit des Wissens, das sich mit seinem schöpferischen Genie vermählte, der große, staunenswerthe Sammelfleiß, der ihn von frühster Jugend an beseelte, und ihm die reiche Auswahl des Stoffes aus allen Fächern der Wissenschaft zuführte, ohne seiner Originalität den geringsten Eintrag zu thun. Es giebt kein Gebiet des menschlichen Wissens

*) Geschichte der Poesie rc. 1819.

und geistigen Schaffens, das er nicht mit forschendem Geiste betreten und daraus er nicht Perlen und Edelsteine, Blumen und Blüthen je nach Bedarf gesammelt, um sie der Welt in verklärter Gestalt zu zwiefachem geistigem Genusse darzubieten. Jurisprudenz und Medizin, Geschichte und Naturkunde, Philosophie und Theologie — Alles wußte er seinem dichterischen Genius dienstbar zu machen! — Beweise hievon aus seinen Schriften zu geben, ist weder möglich noch nöthig. Möglich nicht, ich wüßte in der That nicht, wo anfangen oder wo aufhören; nöthig nicht, ich müßte fürchten, die hochverehrte Versammlung zu beleidigen. Nur bei Einem erlauben Sie mir einen Augenblick zu verweilen. Es ist in neuerer Zeit Sitte geworden, die großen Geister vor ihr hohenpriesterliches Synedrium zu fordern, und sie nach den Farben ihres Christenthums zu fragen; weniger um ihretwillen, das muß man zugestehen, die unserem Fragen bereits längst entrückt sind, als um des Ueberschwangs willen, den ein christfeindlicher Cultus des Genius mit ihnen zu treiben angefangen hat. Göthe, Schiller, Shakespeare haben bereits Red und Antwort geben müssen. Bei Jean Paul ist noch Niemand darauf verfallen. Bei keinem Schriftsteller liegt aber auch sein religiöser Standpunkt so klar vor als bei ihm, und keiner seiner Ruhmesgenossen, Herder und Klopstock ausgenommen, hat sich auch darin so rein und keusch gehalten als er. Und das will viel sagen. Man muß nur die Zeit ins Auge fassen, in welcher er lebte, und man wird sich nicht wundern, daß er von der Theologie, wozu er sich anfänglich bestimmt hatte, abstand; man wird sich eher wundern darüber, daß er blos abstand und nicht, in gewöhnlicher Verwechslung von Theologie und Christenthum, eine feindliche

Stellung gegen letzteres einnahm; nicht sowohl wundern darüber, daß seine humoristische Feder die seinerzeitigen Vertreter der Theologie und Kirche unter die wohlverdiente Geisel nahm, als darüber, daß ihm soviel positiv christlicher Glaube und religiöse Scheu vor dem Heiligen geblieben ist. Es war die Zeit, wo aus der tiefen Nacht des kirchlichen Verfalls und religiösen Nihilismus die erste Morgendämmerung graute und die aufgehende Sonne einzelne Strahlen auf die hohen zum Himmel aufragenden Bergspitzen warf. Jean Paul war eine davon, und sein von den Strahlen getroffenes Herz ward warm und sein Antlitz wandte sich immer wieder dem milden Glanze zu, der ihm ins Auge geleuchtet hatte, und der in seinem Herzen die Eindrücke frommer Jugenderziehung im väterlichen Hause nicht erlöschen ließ, sondern dieselbe sogar zu lauten, gegen seine in religiöse Apathie oder Antipathie gefallene Zeit gerichteten Stimmen und zu fliegenden Pfeile machte, die, unterstützt durch die ihm eigene Lauterkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, ihres Zieles nicht fehlen konnten. Ich darf ja nur erinnern an sein Kampanerthal und seine Selina, worinnen seine Muse ihre geweihten Fittige schwingt über die letzte zerbrochene Stütze in sich zerfallender Seelen, über den Glauben an die Unsterblichkeit, mit welchem die beiden andern Zauberstäbe des saft- und blattlosen Rationalismus seiner Zeit, Gott und Tugend zugleich zu Grabe gehen mußten; nur erinnern an die schöne Dichtung der Neujahrsnacht eines Unglücklichen, an die Christnacht, an das Sterben des alten Pfarrers Hartmann in den Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten u. s. w. Freilich Alles in Jean Paul'scher Manier. Aber wer wird denn in Jean Paul

etwas anders suchen als eben — Jean Paul, den immer sich selbst Gleichen, ob er den Wurm, der im Staube sich windet, oder den Eintags-Schmetterling am Wege betrachtet, oder ob er seine Fühlhörner ausstreckt in die dem Sehnen des menschlichen Herzens so ferne und doch so nahe Ewigkeit! — Seis drum in seiner Manier; ich kann doch nicht umhin, zwei Stellen aus seinen Schriften mitzutheilen, eine kürzere und eine längere — nicht etwa als Ablaßbriefe für ein Ketzergericht, oder als Einlaßbrief am Thor der Ewigkeit selber, sondern lediglich, um Jean Paul einen Augenblick selber reden oder denken zu hören. „Der eigentlich ächte Große auf der Erde, sagt er, wäre nur der, der sich gar nichts Böses bewußt wäre — aber dieser Einzige ist längst gekreuzigt; — dennoch geben wir Selbstschmeichler diesen Namen den Fürsten und den Genies.“ „Nur Ein übermächtiger Geist, heißt es in dem Aufsatz über den Gott in der Geschichte und im Leben, nur Ein übermächtiger Geist schließt sich hier aus, und geht, wie das Universum, einsam neben Gott. Denn es trat einmal ein Einzelwesen auf die Erde, das blos mit sittlicher Allmacht fremde Zeiten bezwang und eine eigene Ewigkeit gründete — das sanft blühend und folgsam wie eine Sonnenblume, brennend und ziehend wie eine Sonne, selber dennoch mit seiner milden Gestalt sich und Völker und Jahrhunderte zugleich nach der All- und Ursonne bewegte und richtete; — es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen. War er, so ist eine Vorsehung, oder er wäre sie. — Und doch sind uns aus einem so göttlichen Leben, gleichsam aus einem dreißigjährigen Krieg gegen ein dumpfes verzerrtes Volk nur wenige Wochen bekannt. Welche Handlungen und

Worte von ihm mögen vorher untergegangen sein, ehe er seinen vier von Natur ihm so unähnlichen Geschichtschreibern nur bekannt geworden! Wenn also die Vorsehung einem solchen Socrates keinen ähnlichen Plato zuschickte, und wenn aus einem solchen göttlichen Lebensbuch uns nur verstobene Blätter zuflogen (so daß vielleicht größere Thaten und Werke eher vergessen als beschrieben worden): so murret und rechtet nicht über den Schiffbruch kleinerer Werke und Menschen, sondern erkennet in dem doch nachher aufblühenden Christenthum die Fülle wieder an, womit der Allgeist jährlich mehr Blumen und Kerne untergehen als gedeihen läßt, ohne darum einen künftigen Frühling einzubüßen."

Wer so schreiben konnte zu seiner Zeit, der hat gewiß das Recht, nicht nach seinem Christenthum gefragt zu werden, wenn auch an seinen Aussprüchen das Schnellen der Richtschnur dogmatische Correctheit nicht wahrzunehmen ist. Oder um noch Etwas anzuführen, — nehmen Sie es, m. H. als opus supererogationis hin —: Wer von Luther sagen kann: „Luthers Prosa ist eine halbe Schlacht, wenige Thaten gleichen seinen Worten." „Luther! du gleichst dem Rheinfall! Wie stürmst und donnerst du gewaltig! Aber wie auf seinem Wassersturme unbewegt die Regenbogen schweben, so ruht in deiner Brust der Regenbogen des Friedens mit Gott und Menschen unverrückt, und du erschütterst deine Erde, aber nicht deinen Himmel" — Wer so von einem Luther schreiben kann, der hat gewiß von ihm mehr gelernt als die Buchstaben seines Namens, und steht seinem Glaubensgeiste näher als seine Worte vermuthen lassen. Doch genug hievon!

Ob Jean Paul's Schriften eine Uebersetzung — in

andere Sprachen meine ich, und nicht die in Reinhold's Wörterbuch zu Jean Paul's Schriften ꝛc. — erlebt haben, ist mir unbekannt. Angekündigt wurde ihm einmal eine englische im J. 1805. Jean Paul schrieb zurück, wie angenehm es ihm sei, von dem großen Kapital des Vergnügens, das er den englischen Schriftstellern schuldig sei, einige Zinsen abzutragen, und schließt den Brief mit den Worten: „Nur Ihrer Nation bin ich faßlich und verwandt (wie der Sachse den Angelsachsen); doch ist eben ein Buch, das einer leichten Uebersetzung fähig ist, keiner würdig.“ Andere haben seine Schriften geradezu für unübersetzbar gehalten *). Jedenfalls ist er von den Engländern am ersten verstanden und gewürdigt worden. Zeuge hievon ist nicht nur das erst vor wenig Jahren erschienene Werk einer Engländerin — sondern mehr noch das bereits im J. 1833 über ihn im New montly magazine ausgesprochene Urtheil, wo es heißt: „Auf dem rauhen vielgipfeligen Parnasse der Deutschen stand ein Mann, abgesondert von den Andern, und ließ seltsame poetische Weisen ertönen, die aber im Ganzen nur wenige vernahmen. Unter den vielen mit Talent begabten Männern, welche Deutschland im letzten Jahrhundert gebar, ist Jean Paul der merkwürdigste, wo nicht der größte. Er war der Deutscheste von Allen, der freieste Denker, der kühnste Schwimmer im Ocean der Ideen, der vollkommenste Meister seiner Sprache, und einer der tiefsten Philosophen, welcher je zugleich ein großer Dichter, oder einer der erhabensten Dichter, welcher je ein Philosoph war. Seine Gedanken paßte er nicht der Sprache an, sondern er nahm

*) Held a. a. O.

diese unermeßliche schöpferische Sprache und comprimirte sie zu seinen Gedanken; nie belebte ein mächtigerer Zauberer das todte Wort, nie erhielten Ideen eine kostbarere Fassung. Niemand brachte mehr eigenes Vermögen in den literarischen Verkehr, als Jean Paul, und besaß obendrein die Gabe, Gold zu finden, wo ein oberflächliches Auge nur Schlacken sah." *)

Wahrlich ein großes Lob aus fremder Zunge! Aber der lieblichste Klang darinnen ist: „Er war der Deutscheste von Allen!" An diesem Ruhmesklang dürfen wir nicht vorübergehen. Und ich bin gewiß, hochverehrte Versammlung, daß, wenn ich Sie sollte irgendwie ermüdet haben mit meiner viel zu matten Schilderung des Mannes unsrer Festfeier, das Eine Wort: „der Deutscheste" Ihre Aufmerksamkeit aufs Neue beleben müßte. Deutsch war Jean Paul, deutsch durch und durch; von der Fußsohle bis zum Scheitel, von der innersten Fiber seines Gemüths bis zur Hand, die seine Feder führte, war kein fremdländischer Blutstropfen, kein einziges franzmännisches Nervenzucken in ihm, als das der deutschen Entrüstung. Deutsch, durch und durch deutsch ist unser Jean Paul, nicht blos, weil er seine deutsche Sprache wie sein deutsches Volk liebte, für das er schrieb, und weil nur die deutsche Sprache fähig ist, seinem Dichtergenius entsprechenden Ausdruck und Gewandt zu verleihen, sondern deutsch, weil er ein Herz hatte für Deutschland in seiner Erniedrigung wie in seiner Erhebung. Es ist schon so oft darauf hingewiesen und so sehr zur allgemeinen Anerkennung gebracht, daß ich hiefür Zeugnisse

*) s. Funk a. O.

aus seinen Schriften beizubringen für mehr als überflüssig halte, nachdem ihm ein Fr. Heinr. Jacobi zu dem Dichterlorbeer auch die Bürgerkrone zugesprochen. Mit Recht konnte er selbst im J. 1814 die aliirten Mächte fragen: „ob ihm nicht die Erhaltung seiner Pension gebühre, da er für die europäische Freiheit zu einer Zeit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust blosgestellt habe“? *) — Deutsch durch und durch ist Jean Paul endlich am allermeisten durch seine echt-deutsche, d. i. moralische Gesinnung, durch seine reine Liebe und lautere Wahrhaftigkeit. Feind aller Lüge und Heuchelei, Feind aller Zweideutigkeit und Frivolität, konnte er es nicht einmal ertragen, daß er in seinem Tagebuch für eine schöne Bemerkung absichtlich einen falschen Datum eingesetzt hatte. Und so reichlich ihm die Blumen zu Gebote standen, wenn es galt die reine Liebe zu schmücken: für ein unreines Herz hatte er keine; und soviel man auch Nebelflecken auf seiner Sonnenbahn aufsuchen mochte: den eines unsittliches Worts oder einer sittlichen Zweideutigkeit hat seiner Feinde keiner entdeckt.

So steht unser Dichter Jean Paul vor uns da in seiner literarischen Größe als eine deutsche Größe, die uns zugleich die Größe Deutschlands selbst vor's Auge führt. Wahrlich, verehrte Versammlung, ein Land, das solche Dichterheroen erzeugt, wie Göthe, Schiller, Herder, Uhland rc. und dazu einen Jean Paul, ein Land, das zugleich in allen Theilen des menschlichen Wissens und Schaffens Riesengestalten aufzeigen kann, die kaum zu zählen, geschweige zu messen sind, ein Volk, über dem die Ruhmeshalle seiner Ge-

*) s. Funk a. O.

schichte und großen Geister wie der Dom des Himmels über seine Berge sich wölbt, ein solches Volk darf sich groß nennen und seiner Größe sich rühmen. Möge Deutschland zu seiner geistigen Größe, die ihm von keiner Nation streitig gemacht wird, bald auch die politische Größe, die ihm von keiner gegönnt wird, hinzufügen, und die Stellung einnehmen, die ihm von Gott und Rechtswegen gebührt. Möge es bald die Kraft der Einheit in sich finden, die die Macht der Freiheit und Selbstständigkeit nach Außen und Innen allein ihm erobern und sichern kann.

Wenn aber h. V. von Deutschlands Größe, politischer oder literarischer, vergangener oder zukünftiger, die Rede ist, dann dürfen wir kühn unser engeres Vaterland Bayern mit seinem Fürstenhause jedem anderen nicht blos zur Seite, sondern voranstellen. Und so füge ich dem obigen Wunsch den zweiten bei: Mögen die Bemühungen unseres Fürstenhauses und Königs um den politischen Ruhm Deutschlands mit ebenso glücklichem Erfolg gekrönt werden, als die um seinen literarischen Ruhm gekrönt sind, und ganz Deutschland sich des gleichen Glückes erfreuen, dessen sich das bayerische Land und Volk unter dem Scepter seines Königs erfreut. Lassen Sie mich daher zum zweiten Wunsch noch den dritten beifügen, der aus Ihrer Aller Herzen gesprochen ist: Gott segne unsern König Maximilian den Zweiten! —

Gedruckt bei Th. Burger in Bayreuth.

7

Aktenstücke

betreffend

den Dienst-Austritt

des

Professors R. von Mohl

in Tübingen.

Freiburg im Breisgau,

Herder'sche Verlagshandlung.

1846.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Schreiben des Professors R. v. Mohl an den Rechtsconsulenten Nagel in Balingen, vom 7. Sept. 1845 1
II. Erlaß des K. Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen, vom 3. Oct. 1845 8
III. Erklärung des Professors R. v. Mohl auf vorstehenden Erlaß, vom 23. Oct. 10
IV. Schreiben desselben an den Kanzler v. Wächter in Stuttgart, vom 25. Oct. 24
V. Schreiben desselben an Se. Majestät den König von Württemberg, von demselben Tage 27
VI. Erlaß des K. Ministeriums des Innern an das ak. Rectoramt in Tübingen, vom 30. Oct. 29
VII. Schreiben des Staatssekretärs v. Göös an den Prof. v. Mohl, vom 3. Nov. 34
VIII. Schreiben des Prof. v. Mohl an den Kanzler v. Wächter, vom 11. Nov. 35
IX. Schreiben desselben an das ak. Rectoramt, vom 20. Nov. . 37
X. Erklärung desselben auf den Ministerial-Erlaß vom 30. Oct. 38
Beilagen: A. Schreiben des Rechtsconsulenten Nagel an den Prof. v. Mohl, vom 4. Nov. 59
B. Auszug aus dem Tagblatt „Der Beobachter" vom 11. Oct. 60
C. Erklärung des Redacteurs des Beobachters, vom 5. Nov. 60
XI. Erlaß des K. Ministeriums des Innern an den ak. Senat in Tübingen, vom 6. Dec. 62
XII. Erlaß desselben an das ak. Rectoramt, von demselben Tage . 63
XIII. Entlassungsgesuch des Prof. v. Mohl, vom 8. Dec. . . . 64
XIV. Schreiben desselben an das ak. Rectoramt, vom 10. Dec. . 65
XV. Adresse der staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen an Prof. v. Mohl, vom 11. Dec. 66
XVI. Schreiben des ak. Senats an denselben, von demf. Tage . 68
XVII. Entlassungs-Decret, vom 11. Dec. 69

Seite

XVIII. Bericht des ak. Senats der Universität Tübingen an das Ministerium des Innern, vom 17. Dec. 70
XIX. Eingabe des Dr. R. v. Mohl bei dem K. Geheimenrath, Beschwerde gegen das Ministerium des Innern enth., vom 28. Dec. 72
XX. Erlaß des Ministerium des Innern an das ak. Rectoramt, vom 6. Febr. 1846 81
XXI. Eingabe des Dr. R. v. Mohl an das Ministerium des Innern, betr. den Druck der Aktenstücke, vom 9. Febr. 83
XXII. Erlaß des Ministerium des Innern an das ak. Rectoramt, vom 19. Febr. 84

Nro. I.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an den Rechts-Consulenten Nagel in Balingen.

Eure Wohlgeboren

wollen vor Allem gütigst meine Entschuldigung der verspäteten Antwort annehmen. Ich halte mich seit Anfang dieser Woche hier in Baden auf, um noch eine Kur zu gebrauchen. Ihr werthes Schreiben vom 3. d. M. kam daher erst gestern Abend in meine Hände.

Ich habe wohl nicht nöthig, erst noch auszusprechen, daß mich Ihr Schreiben auf eine höchst angenehme Weise überrascht hat. Nicht nur bin ich für Ihre freundliche Gesinnung gegen meine Person aufrichtigst dankbar, sondern ich bewundere in der That Ihre Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung. Mag auch diese Wahlsache eine Wendung nehmen, welche sie will, so wird mir Ihr Verhalten gegen mich eine höchst erfreuliche, leider eine seltene Lebenserfahrung sein. Hinsichtlich der Sache selbst bekenne ich mich offen zu dem lebhaften Wunsche, Abgeordneter zu werden. Euer Wohlgeboren werden dieß auch begreiflich finden. Ich bin wohl derjenige Mensch in Württemberg, der sich am anhaltendsten und eifrigsten mit unsern öffentlichen Angelegenheiten theoretisch beschäftigt hat. Es ist nun doch natürlich, daß ich meine Ideen und Kenntnisse auch praktisch anzuwenden wünsche, und zwar eben als Abgeordneter.

So lange mein Vater lebte, war ich nicht wählbar; da ich ihn nun aber im Laufe dieses Sommers verloren habe, säume ich nicht, meine Mitbürger um ihr Vertrauen zu bitten, und ich werde damit fortfahren, bis ich meine Absicht erreicht habe. Sie machen mich jedoch mit einer sehr dankenswerthen Offenheit damit bekannt, daß über die von mir im Falle einer Erwählung zu erwartende politische Stellung ungünstige Nachrichten verbreitet werden. Ich bin kein solches Kind, um hierüber verwundert zu sein. Daß meine Candidatur Hrn. Ruoff und seinen Anhängern unerwartet und un-

geschickt kommt, ist natürlich. Da man nun doch meine intellectuelle Fähigkeit nicht angreifen kann, auch wohl die Unabhängigkeit meiner äußern Stellung wenige Veranlassung zu Zweifeln giebt, so wirft man sich auf die politische Gesinnung und sucht diese zu verdächtigen. Ist es auch nicht wahr, so bleibt doch immer etwas hängen. Darüber, werthester Herr, muß man sich trösten, wenn man in einem constitutionellen Staat Antheil am öffentlichen Leben nehmen will. Es ist der Preis, um den man nützlich sein darf.

Sie wünschen aber zur Widerlegung dieser Verläumdungen eine Erklärung von mir zu erhalten. Ich leugne nicht, daß mich dieß in Verlegenheit sezt. Auch abgesehen davon, daß ich nicht weiß, was man mir nachsagen will, und daß ich also den eigentlichen Angriffen im Einzelnen gar nicht begegnen kann, habe ich von jeher auf solche Wahlmanifeste der Candidaten nichts gehalten. Nichts ist leichter, als von sich selbst alles Gute zu rühmen, alles Liebe zu versprechen, und hintendrein doch Land und Recht zu verkaufen.

In der ganzen Persönlichkeit eines Mannes in seinem Wirken bis zur Wahl liegt allein eine Garantie, nicht aber in diesen oder jenen Worten und Versicherungen desselben. Ist er ein Schuft oder ein schwacher Mensch, so werden ihn diese Worte wenig binden oder kräftigen. Nach meiner Person aber sich genau zu erkundigen, kann den Wählern nicht schwer sein. Ich bin 46 Jahre alt, habe seit 22 Jahren über württembergische Staatsangelegenheiten mich vor vielen Hunderten bei tausenden von Gelegenheiten ausgesprochen. Meine Schriften über diese Angelegenheiten sind in Jedermanns Händen. Ich meine, es ist vielleicht kein Mensch im ganzen Lande, dessen politische Grundsätze und Ansichten so unzweifelhaft klar und umfassend vor Augen liegen, als eben ich.

In diesem Leben und in diesen Schriften und Reden liegt meine Erklärung und meine Vertheidigung. — Allein Sie haben nun einmal eine Aeußerung von mir verlangt, und damit es nicht etwa aussieht, als hätte ich etwas zu verschweigen, als wollte ich Hinterthüren offen halten, so erlauben Sie mir Nachstehendes vorzutragen.

Ich werde, wenn ich meinen Wunsch erreicht haben werde, in der Kammer zu sitzen, nach zwei hauptsächlichen Richtungen hin zu wirken suchen.

1) Die Verfassung vollständig und rücksichtslos zur Ausführung und zur Entwicklung zu bringen.

2) Dem Lande die größtmögliche Summe von materiellem Wohle und von nützlichen Anstalten und Einrichtungen zu verschaffen.

In beiden Beziehungen werde ich mit Vergnügen und mit Entschiedenheit die Regierung unterstützen, wenn sie meiner Ueberzeugung nach das Rechte will, rücksichtslos aber auch gegen sie auftreten, und einen Kampf auf Tod und Leben nicht scheuen, wenn ich sie im Unrechte oder langsam und unentschieden finde. Meine Fahne wird also nicht eine der Parteien in der Versammlung sein, sondern das Recht und das Wohl des Volkes, dabei aber gedenke ich, so wenig den Ansichten und Vorschriften irgend eines Menschen zu folgen, daß ich vielmehr hoffe, Manchen nach meinen Ansichten und Zwecken zu leiten. Gehen wir aber ins Einzelne, um deutlicher zu machen, was ich wünsche, und was ich also zu erstreben suchen würde.

Ich habe gesagt, daß ich eine vollständige Entwicklung der Verfassung zu fördern gedächte. Meiner Ansicht nach nämlich ist zwar, mit Ausnahme der Preßfreiheit, die Verfassung dem Buchstaben nach und in der unmittelbarsten Anwendung nicht verlezt. Allein sehr viel fehlt, daß sie in ihren Consequenzen ausgeführt wäre. So z. B. giebt sie uns Gleichheit vor dem Gesetze, in der Wirklichkeit aber sehen wir die Privilegien der Standesherren und der Ritterschaft immer wachsen, die Forderungen der Ersteren auf eine unerträgliche Weise sich steigern. Diesen Anmaßungen und Bevorzugungen einiger Weniger würde ich mit der äußersten Kraft entgegen treten, und ich glaube, daß bis jezt die zweite Kammer ihre Schuldigkeit in dieser Beziehung sehr schlecht gethan hat; ein Vorwurf, von welchem ich auch die Opposition, von Römer an, keineswegs ausnehme. Die Verfassung gewährt uns ferner das Recht des bloß verfassungsmäßigen Gehorsams. Das Strafgesetzbuch und das Polizeistrafgesetz beschränken aber dieses Recht auf eine, wie ich glaube, verfassungswidrige Weise. Ich würde mir Mühe geben, dem Bürger das Recht des Widerstandes gegen ungesetzliche Beamtenwillkür wieder zu verschaffen. Der Staatsgerichtshof ist ohne ein ausführendes und regelndes Gesetz ein todter Buchstabe. Es scheint mir sehr nöthig, daß dieses Gesetz gegeben werde, damit man auch bei Gelegenheit an einem gewaltthätigen, willkürlich handelnden Minister ein Exempel statuiren könnte. An Gelegenheit dazu hätte es nicht gefehlt; und ich glaube,

daß ich auch in dieser Beziehung weit über die Opposition hinausgegangen wäre.

Was aber die materiellen und geistigen Vervollkommnungen betrifft, so bekenne ich mich offen zu der Ueberzeugung, daß hier sehr viel zu thun ist, und daß die Regierung über die Verzögerlichkeit, Gleichgültigkeit, Unwissenheit und in einzelnen Fällen über positiv schädliche Schritte entschiedensten Tadel verdient. Wenn wir nicht kräftig fortschreiten, so werden wir bald in nur zu Vielem hinter allen anderen Ländern zurück sein. — In der Justiz ist die Scheue vor der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit wahrhaft kindisch. Hätte ich an der Revision der Strafprozeßordnung Antheil zu nehmen, ich würde nicht ruhen, bis diese Einrichtungen errungen wären. — In der Verwaltung ist mir das unvernünftige Papierregiment, das ewige Schreiben und Schmieren ein wahrer Gräuel. Wir sehen vor lauter Papier das Leben gar nicht mehr, und wenn man eine Vereinfachung des Geschäftsganges verspricht, so kommt nur noch ein Dutzend unnöthiger Berichte und Erlasse weiter dazu. Ich weiß wohl, daß die Stände hier nichts unmittelbar thun können; allein sie können und sollen so lange diese Unfähigkeit, die bureaukratische Stumpfheit geißeln, bis deren Gönner fallen und mit ihnen der ganze Wust. — Ich finde, um Einzelnheiten erwähnen zu dürfen, daß unser ganzes öffentliches Bauwesen (Hochbau-, Straßenbau-, Eisenbahnbauwesen) ein Abgrund von Unwissenheit, Unfähigkeit, Geschmacklosigkeit ist. Hier muß eine ganz neue Organisation an die Stelle des Canzleischlendrians treten. Wir werfen Millionen jährlich weg, um dafür schlechte Straßen, unbrauchbare Häuser, unglaubliche Bahnhöfe zu haben. Die Stände geben Geld über Geld und die Ministerien machen Fehler über Fehler. So ist ferner unser Unterrichtswesen, namentlich aber das System der Gewerbsschulen lange nicht, was es sein könnte und werden muß. Pedanterie, verkehrter Geiz, Eigensinn, kurz Unfähigkeit aller Art lassen es nicht aufkommen. Was geschieht für die Befreiung des Bodens?! Es ist vor Gott nicht zu verantworten, daß wir hierin viel weiter zurück sind, als vor 28 Jahren. Anstatt, daß man den Standesherren kräftig zu Leibe ginge, wenigstens ihnen von Seiten des Staates mit gutem Beispiele voranginge, bleibt es nicht nur beim Alten, sondern man giebt jenen noch weitere Vorrechte, der Staat zieht neue Zehnten ein. Was Baden, Hessen, Nassau seit

Jahrzehenten bereits gethan haben, kann und will man bei uns nicht thun. Was heißt das Rühmen über Beförderung der Landwirthschaft, wenn der Bauer unter seinen Lasten erliegt? Die Verwaltung unserer Staatsschuld, so ungeheuer wichtig sie auch ist und leider immer mehr wird, ist die schlechteste in ganz Deutschland, ohne alles System, ohne alles Vorausbesinnen auf ein halbes Jahr. Jezt haben wir gar angefangen, uns in die Hände der Juden zu begeben. Hier ist es die höchste Zeit, einzugreifen; und ich würde sicherlich nicht 25 Jahre Staatswissenschaft studirt und gelehrt haben, ohne hier ein kräftiges Wort mitzureden. Allerdings sollen wir mit der Zeit fortschreiten; allein dagegen werde ich mich, welche Stellung ich im Leben haben werde, mit Hand und Fuß sperren, daß wir in ein System der Agiotage, der Bestechung unserer obersten Beamten und einflußreichen Ständemitglieder, in einen Abgrund von Infamie aller Art hineinkommen. Hierzu sind wir auf dem besten Wege durch das neue System der Submission der Banquiers, den Verkauf der Eisenbahn ꝛc.

Doch ich breche ab. Ich kann doch nicht alle Gegenstände in unserem Staatswesen aufzählen, mit welchen ich nicht einverstanden bin und zu deren Verbesserung ich wünschte, Ständemitglied zu sein. Allein das Gesagte wird wohl genügen, um einen Begriff zu geben, wo und wie ich wirken würde, wenn mich das Vertrauen meiner Mitbürger in die Ständekammer beriefe. Sind namentlich die Wähler Ihres Oberamts der Meinung, daß ein Mann mit diesen Ansichten und Absichten dem Vaterlande nützlich sein könne, einer Ständeversammlung wohl anstehe, wohlan! so mögen sie mir ihre Stimmen geben! Ich werde mich bemühen, ihr Vertrauen zu rechtfertigen, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß sie mich, wenn es seiner Zeit zu einer neuen Wahl käme, wieder wählen werden. Finden sie aber diese meine Ansichten mit den ihrigen nicht übereinstimmend, dann sollen sie den Mann ihres Vertrauens wählen. Es wird mir leid sein, allein ich werde kein Wort anders setzen, keine Kleinigkeit anders versprechen, als meine Ueberzeugung ist. Ich werde, wenn ich in die Stände trete, die vollkommenste Unabhängigkeit gegen oben und gegen unten, gegen die Parteien und gegen die Einzelnen einnehmen. Wer also einen Mann einer Partei, sei es der Regierung, sei es der Opposition, sei es der Jesuiten oder der Pietisten, haben will, der nehme einen andern.

Werde ich der Abgeordnete des Oberamtes Balingen, so wird es bei der Abstimmung nicht heißen: wie der Abgeordnete von N. N., wohl aber, so schmeichle ich mir wenigstens, soll es zuweilen heißen: wie der Abgeordnete von Balingen.

Allein, so wird vielleicht dieser oder jener sagen, dieß mag alles gut und recht sein: wird er sich aber nicht gewinnen lassen? werden sie ihn aber nicht abfangen? Hierauf habe ich keine Antwort. Wer mich für einen Schuft hält, auch nur möglicherweise, der soll ja seine Stimme nicht an mich wegwerfen. Wer aber von mir weiß und hört, daß ich in meinem Leben vielleicht unvorsichtig und rücksichtslos, nie aber gegen Ehre und Gewissen gehandelt habe, der versuche es einmal auf die nächsten 3 Jahre mit mir.

Nur die eine Bemerkung sei mir erlaubt: welche Stelle oder was überhaupt könnte man mir denn geben? Ich weiß es in der That nicht. Meine jetzige Stellung ist so frei, so unabhängig, ich nehme als Professor, als Schriftsteller so viel ein, daß es im württembergischen Staate kaum irgend ein Amt gäbe, bei dem ich nicht handgreiflich verlöre. Wer ist z. B. so einfältig zu glauben, daß ich selbst eine Staatsraths- oder eine Präsidentenstelle annehmen würde, wenn man mir sie heute anböte? Ueberdieß bin ich ein nach den Begriffen und Bedürfnissen unseres Landes wohlhabender Mann. Solche Leute sind nicht leicht zu kaufen, auch wenn sie Lust hätten, sich zu verkaufen. Und selbst wenn dem nicht so wäre: wie könnte ich, der ich seit 20 Jahren über fast alle Fragen des württembergischen Staatslebens meine Meinung habe drucken lassen, hievon abweichen, wenn ich auch wollte? Wäre ich nicht im Augenblicke mit meinen eigenen Worten geschlagen? in kürzester Zeit moralisch todt? Für so toll wird mich aber doch Keiner halten, der mich kennt. Ich muß dem constitutionellen Freisinn, einem materiellen und geistigen Fortschritt getreu bleiben, ich mag wollen oder nicht.

Sehr gerne würde ich dieses Alles mündlich gegen Euer Wohlgeboren und gegen die Wähler ausgesprochen, jedem die Gelegenheit gegeben haben, mich zu sehen, zu befragen, mit Andern zu vergleichen; allein unglücklicherweise bin ich jezt weit von Ihnen entfernt und kann auch unmöglich von hier abreisen. Die Kur hier in Baden ist für meine Gesundheit durchaus nöthig. Sollte die Wahl aber sich noch einige Wochen verziehen, so würde ich nicht verfehlen, mich persönlich einzustellen und würde um eine Ver-

sammlung bitten, in welcher ich mich Freund und Feind zeigen und offen auf jede Frage antworten, jeden Einwurf beantworten würde. Ich habe nichts zu verhehlen, noch zu verbergen. Bis zu diesem Zeitpunkte aber lege ich meine Interessen und meine Ehre ruhig in Euer Wohlgeboren Hand, ich weiß, daß sie hier gut verwahrt sind.

Sollten Sie mich mit irgend einer Nachricht oder einer Frage beehren wollen, so treffen mich Ihre Briefe bis zu Ende d. M. hier in Baden im Zähringer Hof.

Indessen erlaube ich mir, nochmals meinen aufrichtigen Dank für Ihre gütigen Gesinnungen zu sagen und verbleibe mit aufrichtiger Hochachtung

Baden den 7. Sept. 1845.

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener:
Professor R. Mohl.

Nro. II.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen.

Der Beobachter vom 1. d. M. enthält ein angeblich vom Professor Dr. R. v. Mohl an den Rechtsconsulenten Nagel in Balingen erlassenes Schreiben, d. d. Baden den 7. Sept. 1845, in welchem sich der erste den Wahlmännern des Oberamtsbezirks Balingen als Candidaten für die Stelle eines Abgeordneten empfiehlt. Dieses Wahlmanifest ist nach Inhalt und Ton so auffallender Art, daß die dem Professor v. Mohl vorgesezte Dienstbehörde bei aller schon vielfach an den Tag gelegten Geneigtheit, Unüberlegtheiten eines literarisch ausgezeichneten Mannes nachzusehen, nicht umhin kann, amtliche Kenntniß von der Sache zu nehmen. Was zunächst auffällt, ist die Eitelkeit und Selbstüberschäzung, welche so maßlos hervortritt, daß gerechte Zweifel über die Authenticität des Schreibens entstehen müssen. Abgesehen aber hievon, ergeht sich das Schreiben in einer Reihe der schwersten Vorwürfe, welche gegen die Regierung in frechem Tone vorgebracht werden. Mit einer Sammlung ausgesuchter Schmähworte sind ebenso die Handlungen und das System der Regierung wie die intellectuelle Befähigung und der moralische Charakter der an der Spize der Regierung stehenden Beamten angegriffen und öffentlich verächtlich gemacht. Eine solche Beleidigung der Ehre der Staatsregierung aus dem Munde eines Staatsdieners und Universitätslehrers grenzt an das Unglaubliche. Denn welcher Ehrenmann möchte im Dienste einer Regierung bleiben, welche er für durchaus verkehrt und heillos ansieht? Wie könnte eine solche öffentliche Auflehnung gegen die eigenen Vorgesezten mit der vom Dienstverhältniß geforderten äußeren Ehrerbietung gegen die Lezteren und mit der nothwendigen Unterordnung bestehen? Wie wäre die Existenz irgend einer Regierung denkbar, wenn die eigenen Beamten ungestraft dieselbe verletzen und Unzufriedenheit wider sie erregen und verbreiten dürften? Welche nachtheilige Ein-

wirkung müßte ein solches Beispiel von Insubordination und Insolenz von Seiten eines Universitätslehrers auf die künftigen Staats- und Kirchendiener, auf die akademische Jugend äußern, wenn es nicht mit Nachdruck zurückgewiesen würde? Diese Betrachtungen lassen es moralisch kaum möglich erscheinen, daß das im Beobachter abgedruckte Wahlmanifest wirklich von Professor R. v. Mohl herrühre. Da dieses gleichwohl öffentlich behauptet wird, so erhält das akademische Rectoramt den Auftrag, jenen Beamten zu der Erklärung aufzufordern, ob das in Nr. 277 des Beobachters abgedruckte Wahlmanifest vom 7. Sept. d. J. wirklich von ihm ausgegangen sei, und, wenn dieses wider Erwarten der Fall sein sollte, wie er sein Benehmen sowohl mit den Gesetzen des Rechts, als den besondern Rücksichten, die ein Staatsdiener dem Dienstverhältniß schuldig ist, vereinigen wolle? Die von Professor v. Mohl abgegebene Erklärung ist von dem akademischen Rectoramte mit gutächtlicher Aeußerung hieher vorzulegen.

Stuttgart, den 3. October 1845.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn Professor Robert v. Mohl

wird gegenwärtiger in Ihrer Abwesenheit eingekommener Erlaß mit dem Ersuchen mitgetheilt, die darin verlangte Erklärung dem Rectoramte mitzutheilen.

Hochachtungsvoll

Königl. Rectoramt:

Tübingen, den 15. October 1845. Dr. Reyscher

z. Z. Prorector.

Nro. III.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an das Rectoramt der Universität Tübingen.

Erklärung des Professors Robert von Mohl über ein an den Rechtsconsulenten Nagel gerichtetes Schreiben. Tübingen, 23. October 1845.

Eure Magnificenz

haben mir unter dem 15. Oct. einen Erlaß des königl. Ministeriums des Innern vom 3. d. M. zugehen lassen, in welchem ich aufgefordert werde, mich darüber zu erklären:

ob ich das in Nr. 277 des Beobachters abgedruckte Wahlmanifest wirklich verfaßt habe; und

wie ich, bejahenden Falls, mein Benehmen mit dem Gesetze des Rechtes und den besondern Rücksichten, die ein Staatsdiener dem Dienstverhältnisse schuldig sei, vereinigen wolle?

Indem ich mir vorbehalte, über die Form und den anderweitigen Inhalt des Ministerialerlasses weiter unten das Nöthige vorzutragen, habe ich auf die mir zur Beantwortung vorgelegten Fragen nachstehende Erklärung zu geben.

I. Das in Frage stehende Schreiben im Beobachter, etwa einige unwesentliche Abschreib- oder Druckfehler abgerechnet, ist allerdings von mir erlassen.

II. Was aber meine Rechtfertigung betrifft, so bin ich

A. vor Allem mir selbst und der Sache schuldig, die Thatsachen richtig zu stellen, indem der Erlaß des königl. Ministeriums hinsichtlich derselben in sehr wesentlichen Punkten von unrichtigen Annahmen ausgeht.

Demgemäß muß ich denn erstens auf das Entschiedenste gegen die Bezeichnung meines Schreibens als eines „Wahlmanifestes“ Verwahrung einlegen. Dieses mein Schreiben ist ein an einen einzelnen, sich für meine Wahl interessirenden Privatmann gerichteter Brief; ist eine Antwort auf eine von diesem vorgelegte Frage; ist von mir zu irgend einer Veröffentlichung niemals bestimmt gewesen,

am allerwenigsten zum Drucke. Die ganze Haltung des Briefs, sein Inhalt beweisen, daß er ein Erguß persönlichen Vertrauens und zur Orientirung des Adressaten bestimmt war, um diesen in die Lage zu setzen, einer gegen mich verbreiteten Verdächtigung meiner zu erwartenden ständischen Stellung zu widersprechen und entgegenzutreten. Ich selbst betrachtete dieses Schreiben so wenig als ein Aktenstück, daß ich nicht einmal ein Concept machte oder eine Abschrift nahm, so zwar, daß ich später selbst meinen Correspondenten um eine Abschrift bitten mußte, als ich vernahm, daß der Brief in fremde Hände gekommen sei. Landeskundig ist, von wem und in welcher Absicht zuerst unbefugt Abschriften gemacht wurden und wie später, ohne mein Wissen, der Druck zu Stande kam. Allerdings — ich gebe dieß durch die Erfahrung belehrt zu — hätte ich bei ruhigerer und längerer Erwägung ahnen können und sollen, daß ein Brief dieser Art nicht unter vier Augen bleiben und daß schon mein Correspondent selbst, bei seiner eifrigen Bemühung für meine Wahl, nicht bloß seinen Inhalt theilweise oder ganz im Gespräche benützen, sondern auch denselben etwa Einzelnen mitzutheilen geneigt sein werde. Allein ich versichere bei meinem Ehrenworte, daß das Vorstehende die reine Wahrheit ist.

Zweitens ziehe ich in Abrede, daß in diesem Schreiben das ganze „System der Regierung" angegriffen ist. Ich habe einzelne Handlungen und Unterlassungen der Regierung und bestimmte Verwaltungszweige bezeichnet, welche ich für ungenügend oder nachtheilig erachte, und mein Urtheil über die Geschäftsfähigkeit einzelner Staatsmänner ausgesprochen. Zwischen diesem Tadel und einem allgemeinen Angriffe auf das Prinzip oder das ganze System einer Regierung ist ein großer Unterschied. Ich weiß so gut, als irgend Wer, die guten Seiten unserer vaterländischen Zustände zu schätzen und habe sie zu allen Zeiten in meinen Schriften und in Vorträgen laut und warm anerkannt. Ich berufe mich hier auf mein ganzes wüttembergisches Staatsrecht, auf meine bei dem Jubiläum Seiner Majestät des Königs erschienene Schrift, auf meine in 22 Jahren von vielen Hunderten gehörten Vorträge. Wenn ich aber bei der vorliegenden Gelegenheit nicht sowohl das Gute als die Mängel hervorhob, so ist dieses durch die Veranlassung und durch den Zweck meines Schreibens genügend erklärt, ja, es war sogar nothwendig. Mir war von dem Rechtsconsulenten Nagel geschrieben, daß ich

den Wählern als ein durchaus serviler Mensch geschildert werde, und daß er deßhalb auf Schwierigkeiten bei seinen Bemühungen für mich stoße. Zur Widerlegung dieser Verdächtigung nannte ich ihm nun (und mußte ich nennen) diejenigen Theile unseres öffentlichen Lebens, diejenigen Staatseinrichtungen und diejenigen persönlichen Richtungen, welche ich verbessert wünsche und welche ich also als Ständemitglied bekämpfen würde. Hier handelte es sich also nicht darum, das aufzuführen, was ich billigen und unterstützen, sondern nur um dasjenige, wo ich eine von der Regierung abweichende Ansicht haben, eine eigenthümliche Wirksamkeit versuchen würde. Die Unterstützung des Guten verstand sich von selbst, und wurde noch überdieß von mir als entschiedene Absicht ausdrücklich ausgesprochen. Unmöglich kann mir deßhalb ein Vorwurf darüber gemacht werden wollen, daß ich nicht bei dieser Gelegenheit und in einem kurzen Briefe die gesammten württembergischen Staatszustände, löbliche und unerfreuliche, abhandelte. Ich hatte hiezu weder eine Verpflichtung, noch auch nur eine Veranlassung und Möglichkeit.

Drittens läugne ich mit der höchsten Bestimmtheit, daß ich „den moralischen Charakter der an der Spitze der Regierung stehenden Beamten angegriffen und öffentlich verächtlich gemacht habe.“ Ich habe mein Schreiben wiederholt durchlesen, um ausfindig zu machen, auf welche meiner Aeußerungen sich dieser Vorwurf des Ministerialerlasses gründe; es hat mir aber nicht gelingen wollen. Die einzige Möglichkeit einer Anknüpfung wäre etwa meine Erklärung, daß „ich mich als Ständemitglied dem Abgrunde von Infamie widersetzen würde, in welchen wir durch ein System der Agiotage und der Bestechung hineinkommen würden, und zu welchem wir auf dem besten Wege seien durch das neue System der Soumission von Bankiers und durch den Verkauf der Eisenbahn.“ Hier steht denn nun mit den klarsten Worten, daß wir noch nicht bei der Agiotage und den Bestechungen angekommen sind. Ich mache also auch Niemands moralischen Charakter verächtlich, weil noch Niemand corrumpirt ist, und überhaupt der ganze Zustand bei uns noch gar nicht besteht, die in Frage stehenden gefährlichen Einrichtungen zum größten Theile noch nicht einmal vorhanden sind, sondern sie, meiner Meinung nach, nur drohen. Nimmermehr aber werde ich glauben, daß es unerlaubt ist, wenn ein württembergischer Bürger, belehrt durch die Weltgeschichte seit Law, bis zum Eckel

erfüllt mit den täglichen Nachrichten von den eben in den meisten europäischen Ländern vorgehenden Schändlichkeiten, den Wunsch hat, es möchte seinem Vaterlande dieser Jammer und diese Schande erspart, die bisherige Integrität seiner leitenden Männer erhalten werden; und wenn er dabei das Kind bei seinem Namen nennt. Nimmermehr werde ich zugeben, daß es ein Angriff auf den moralischen Charakter der gerade izt im Amte befindlichen obersten Beamten, überhaupt gewisser Personen, ist, wenn ich annehme, daß irgend wann, früher oder später, Dieser oder Jener, durch ein in sich gefährliches und verführerisches Verfahren auch in der That werde verführt werden, und daß die in der ganzen Welt und seit Jahrhunderten aus den gleichen Ursachen sich entwickelnde sittliche Pest Württemberg voraussichtlich nicht verschonen werde, falls man nicht jene Ursache entfernt halte.

Endlich ziehe ich die Thatsache in Abrede, daß ich Unzufriedenheit wider die Regierung erregt und verbreitet habe. Vorerst habe ich gar nichts verbreitet. Sodann, wenn ich auch meinen Brief, wie er ist, verbreitet hätte, so wäre in demselben nur ausgesprochen, daß ich auf verfassungsmäßigem Wege zur Beseitigung der meiner Ueberzeugung nach bestehenden Uebelstände wirken würde, falls ich dazu in die Lage käme. Hiebei ist aber doch sicher von Erregung und Verbreitung von Mißvergnügen nicht entfernt die Rede. Den Wählern Aussicht auf eine ständische Thätigkeit für Verbesserungen in der Staatsverwaltung eröffnen, kann kein Mißvergnügen bereiten, sondern im Gegentheil nur zum Vertrauen in einem Lande beitragen. Auch sind es nicht etwa neue Entdeckungen, die ich gemacht, dadurch aber etwa neuen Stoff zu Wünschen und Bewegungen gegeben hätte, (obgleich auch dieß am Ende mehr ein Verdienst, als ein Verbrechen gewesen wäre). Nicht Eine unter den auch von mir angenommenen Ansichten ist, welche nicht seit Jahren in allen bestehenden Wegen der vollsten Oeffentlichkeit entschieden und bitter zur Verhandlung gekommen, und Jedem, der sich um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, längst bekannt und von ihm, je nach seiner Ueberzeugung, als begründet oder als unwahr gewürdigt wäre. Unmöglich kann behauptet werden wollen, ich sei es, welcher zuerst Oeffentlichkeit und Mündlichkeit verlangt, über das Vielschreiben und Unnöthigregieren geklagt, unser öffentliches Bauwesen, die Behandlung der Eisenbahn beklagt, unsere Gewerbeschulen unvollständig

organisirt gefunden, über die ganz unstaatliche Stellung der Standesherren gezürnt, ein nachhaltiges überlegtes System in der Staatsschuld als eine dringende Nothwendigkeit erkannt habe u. s. w. Unzählige haben dieß alles längst gethan und thun es täglich. Nirgends also ist auch nur entfernt und in irgend einer Beziehung die Thatsache der Erweckung und Verbreitung von Unzufriedenheit durch mich vorhanden.

Somit ist also die ganze Thatsache, von der es sich handelt, zurückzuführen auf das Bekenntniß zu einigen allgemein gekannten und unzähligemale besprochenen Wünschen oder Vorwürfen, abgegeben in einem zur Veröffentlichung von mir nicht bestimmten Briefe, und auf einige kurz und schneidend hingeworfene Urtheile. Diese meine Ansichten mögen schroff und scharf ausgedrückt, meine Urtheile in der Kürze eines Briefes allgemein, unmotivirt und unmodificirt, dadurch aber verletzend sein; aber — und nur davon kann es sich im amtlichen Verhältnisse und wenn von Verantwortung die Rede ist, handeln. — sie enthalten kein Unrecht.

B. Um dieses zu zeigen, wende ich mich nun zum Beweise meines R e c h t e s, so zu handeln, wie ich gehandelt habe.

Der Erlaß des königl. Ministeriums unterscheidet selbst zwischen den allgemeinen Gesetzen des Rechtes und den Rücksichten des Staatsdieners. Auch ich werde diese beiden Verhältnisse unterscheiden, noch aber eine dritte Beziehung, nämlich die eines Wahlcandidaten, einschalten.

Was nun vorerst das a l l g e m e i n e R e c h t des Bürgers betrifft, sich über staatliche Verhältnisse im Privatverkehre, mündlich oder schriftlich, zu äußern, so berufe ich mich, statt alles Beweises, auf das verfassungsmäßige Recht der Gedankenfreiheit; und der Umstand, daß ich individuell mich seit 25 Jahren ausschließlich mit politischen Fragen, vorzugsweise aber mit vaterländischen Rechtsangelegenheiten beschäftige, kann jeden Falles von diesem Rechte jedes Bürgers mir nichts benehmen. Ich werde mir daher auch dieses Recht nie und nimmermehr schmälern, noch mich in der gesetzlichen Ausübung desselben einschüchtern lassen. Ich werde es nach meiner Einsicht und Ueberzeugung anwenden und, wie bisher, mit voller Selbstständigkeit in Lob und Tadel zur Förderung dessen, was ich als Wahrheit und Recht, als das Wohl des Vaterlandes, als den wahren Ruhm des Königs erkenne. Allerdings ist das

Recht der Gedankenäußerung durch gesetzliche Gränzen beschränkt; und ich würde mich unumwunden als strafbar selbst erkennen, wenn ich Verletzungen der Amtsehre, Injurien oder Verläumdungen vorgebracht hätte. Die Begehung dieser Vergehen läugne ich aber; und die von dem königl. Ministerium auf mich gehäuften Vorwürfe sind noch lange keine Beweise einer strafbaren Handlungsweise. Eine weitere Erörterung dieses Punktes ist jedoch hier völlig überflüssig, da das königl. Ministerium des Innern zur Entscheidung der Frage, ob ich als Staatsbürger mein Recht der Gedankenäußerung strafbar überschritten habe, doch in keinem Falle zuständig, vielmehr hierin mir gegenüber nur Partei ist. Schließlich berufe ich mich noch, zwar nicht als auf einen sittlich oder politisch wünschenswerthen, allein, so wie die Sachen nun einmal gesetzlich stehen, als auf einen unantastbaren juristischen Schild, auf den § 7 des Bundesbeschlusses vom Jahr 1819 über die Presse. Hier ist mit dürren Worten gesagt, daß, „die Verfasser (einer censirten Schrift) von aller weitern (staatlichen) Verantwortung frei bleiben.“ Gilt dieß aber schon von Schriften, welche der Verfasser nach seinem eigenen Entschlusse der Censur unterwarf, so muß es zehnfach gelten in dem vorliegenden Falle, wo Aeußerungen von mir gegen meinen Willen gedruckt und von der Censur gebilligt worden sind.

Ich stelle mich aber, zweitens, auf den speziellen Standpunkt des Rechts eines Wahlbewerbers. Allerdings enthält die Verfassungsurkunde keine Bestimmung darüber, daß der Bewerber um eine Abgeordnetenstelle ein weiteres Recht in der Auseinandersetzung seiner politischen Ansichten habe, (etwa analog der Bestimmungen über die Straflosigkeit der Abgeordneten selbst). Auch hat meines Wissens die Wissenschaft diesen Punkt bis jezt nicht besonders ins Auge gefaßt und Gränzen gezogen. Allein mir wenigstens scheint klar zu sein, daß jeden Falles die möglichst weite Ausdehnung des gemeinen staatsbürgerlichen Rechtes der Gedankenfreiheit hier eine Nothwendigkeit, somit auch Recht ist. Die Verfassung will natürlich vernünftige, von Seiten der Wähler bewußte Wahlen. Ohne Erklärung des Bewerbers (wenigstens eines neu auftretenden) über seine politische Ansichten ist eine vernünftige Wahl gar nicht möglich. Deßhalb **muß** dem Bewerber gestattet sein, über jedes ihm zur Aufklärung seiner Gesinnung dienende Verhältniß sich auszusprechen, die Gründe der von ihm angenommenen

Uebel und die Heilmittel anzugeben. Wie wollte sonst der Mann und seine Fähigkeit gehörig erkannt werden? Auch der um eine Abgeordnetenstelle sich bewerbenden Staatsdiener muß dieses Recht haben; und zwar hat er dasselbe noch mehr als jeder Andere nöthig, weil seine ständische Stellung ihre besondern Schwierigkeiten, seine Bewerbung ihre eigenthümlichen Hindernisse hat. So wird es denn auch in der That in allen in der constitutionellen Entwicklung vorgeschrittenen Ländern gehalten. Man vergleiche die englischen Reden auf den Hustings, die Erklärungen der französischen, belgischen Bewerber. Ich läugne zwar, daß ich auch nach dem gewöhnlichen Rechte irgend wie mich gegen ein Gesetz verfehlt habe; allein um so weniger kann im vorliegenden exceptionellen Falle von einer Schuld die Rede sein.

Endlich drittens wende ich mich zu der Frage, wie ich mein Schreiben mit den Rücksichten des Staatsdienstes vereinigen wolle? — Ich habe hierauf Mehreres zu sagen, und da das königl. Ministerium auf diesen Punkt das Hauptgewicht legt, so wird es auch mir gestattet sein, gehörig ausführlich zu sein.

Vorerst bemerke ich, daß in dem vorliegenden Falle von Staatsdienst, und somit auch von den aus demselben stammenden Rücksichten auch nicht entfernt die Rede ist. Meine Wahl zum Abgeordneten hat mit meinem Amte als Professor nichts gemein; sie war nur eine staatsbürgerliche und persönliche Sache, ganz außerhalb des Dienstes. Daß im Dienste und in den auf denselben sich beziehenden Verhältnissen Gehorsam und äußere Achtung gegen Oben, verfassungsmäßige Ausführung der erhaltenen Befehle, also wenn man es auch im Civildienste so nennen will „Subordination" bestehen muß, versteht sich von selbst. Auch selbst ein in der Ständeversammlung sitzender Staatsdiener hat im Dienste seine materiellen und formellen Pflichten zu erfüllen. Und wenn die Regierung hier bis zu der äußersten Grenze ihres Rechtes geht, ist sie wenigstens innerhalb ihrer Befugniß. Auch ich erkenne denn meine Pflichten als Staatsdiener unumwunden an, und habe mich auch denselben — die anerkennenden Zeugnisse aus allen Zeiten meines Dienstes liegen darüber vor — nach meinen Kräften, eifrig und nicht als Miethling unterzogen. Was ich aber außer dem Hörsale und dem Sitzungszimmer mit einem Freunde oder selbst etwa mit einer Wählerversammlung in politischen Dingen verhandle, ist eine

Privatsache und nur dann von rechtlicher Bedeutung, wenn es gegen die allgemeinen Gesetze oder etwa gegen meinen Diensteid verstößt. Was nun aber im vorliegenden Falle die allgemeinen Gesetze betrifft, so ist hierüber bereits gesprochen und ich glaube gezeigt zu haben, daß ich sie nicht verlezte, und daß sie keine Anwendung erleiden. Mein Diensteid aber schreibt mir nirgends vor, daß ich mein Urtheil auch außerhalb des Dienstes unterzuordnen, Regierungsmaßregeln auch außerhalb meines Geschäftskreises nicht nach meiner Ueberzeugung tadeln dürfe, oder gar dieselben in Masse und unbedingt zu billigen habe, kurz daß ich außer dem Dienste kein freier Mann sei. Ich habe nach meiner Dienstpflicht den König als Staatsoberhaupt zu ehren. Dieß thue ich, und bin ihm überdieß auf das ehrerbietigste persönlich ergeben. Ich habe die Verfassung zu wahren und zu fördern. Dieß ist das Bestreben meines Lebens. Allein es steht mir, auch nach meinem Diensteide, zu, über das System der Staatsschuld, oder über den Chausseenbau in Würtemberg, über den Stuttgarter Bahnhof oder über die Thätigkeitsrichtung eines Beamten nach meinem Belieben zu urtheilen. Insbesondere ist mir kein Gesetz bekannt, in welchem dem Beamten verboten wäre, sich darüber auszusprechen, welche Aenderungen im Staatsleben er im Falle einer ständischen Wirksamkeit beantragen wolle. Die ständische Gesinnung geht den Dienst als solchen rechtlich gar nichts an, und darf nicht mit ihm in Zwangsverbindung gesezt werden. Eben darin besteht der große Unterschied zwischen der ehrenhaften Selbstständigkeit des deutschen Beamten und der bedientenmäßigen Abhängigkeit des französischen Verwaltungsangestellten. Mißgunst mag die Regierung einem gegen sie politisch auftretenden Beamten (innerhalb des Gesetzes, versteht sich) nach Belieben zuwenden; allein von Vergehen und Strafe kann nimmermehr die Rede sein.

Es wird aber zweitens gesagt, welche nachtheilige Einwirkung ein solches Beispiel von Insubordination und Insolenz von Seite eines Universitätslehrers auf die akademische Jugend äußern müsse? Auf das M a t e r i e l l e dieser Frage habe ich eine doppelte Antwort. Einmal ist es lediglich nicht m e i n e Veranstaltung, daß auch nur Ein Student Ein Wort von meinem Schreiben an Rechts-Consulent Nagel erfahren hat. Hat der Druck dieses Briefes (was ich aber sehr bezweifle) Schaden unter der Jugend angerichtet,

so trage wahrlich nicht ich die sittliche oder rechtliche Verantwortung. Zweitens aber bemerke ich, daß wenn ich in der That der Mann bin, durch einige kurze Phrasen einen bedeutenden Eindruck hervorzubringen, ich nothwendig durch meine regelmäßigen, je ein halbes Jahr dauernden, schon 22mal gehaltenen Vorträge über das gesammte württembergische Staatsrecht, also auch über alle Befugnisse der Regierung und ihrer Organe, über die Pflichten des (freilich verfassungsmäßigen) Gehorsams der Bürger, endlich über die Obliegenheiten der Beamten einen wahrhaft unbesiegbaren Einfluß ausüben muß. Nun aber kann mir das ganze jüngere Geschlecht unserer Beamten, von denen Einzelne bereits zu den höheren Stellen herangekommen sind, es kann mir einer der Herren Minister, den ich während eines ganzen Curses im Hörsale zu sehen die Ehre hatte, ja es kann mir der künftige Regent des Landes bezeugen, daß meine Darstellung dieser Rechte und Pflichten loyal, verfassungsmäßig- und gesetzesgetreu, freilich auch, innerhalb des Gesetzes und Anstandes, freimüthig ist. Ueber die Gesetzmäßigkeit meines Einflusses auf die Jugend und über dessen Erfolg fordere ich keck jede Kritik heraus. Wer in dieser Beziehung gegen mich etwas Triftiges weiß, der trete hervor! Es dürfte aber nach einem Vierteljahrhundert zu spät sein, mich hier zu verdächtigen.

Wenn aber noch, drittens, das königl. Ministerium die Ansicht ausspricht, daß „mit der öffentlichen Auflehnung gegen die eigenen Vorgesetzten die äußere Ehrerbietung gegen die leztere und die nothwendige Unterordnung nicht bestehen könne", so bin ich weit entfernt, diesen Satz in Zweifel zu ziehen, bemerke aber, daß der Fall auch nicht entfernt der meinige ist. Es wird nicht erst des Beweises bedürfen, daß nicht jeder einfache Tadel in Staatssachen, vollends in einem Briefe, Rebellion ist in einem freieren Staate, und ebenso, daß die auf eine bestimmte ständische Thätigkeit eröffnete Aussicht, somit eine bloße Möglichkeit dessen, was viele Andere bereits und in voller Gesetzlichkeit und ohne einen Schaden thun, unter jenen Begriff in einem constitutionellen Staate nicht subsumirt werden darf. Wie oft ist es namentlich schon vorgekommen, daß akademische Lehrer in Ständeversammlungen entschieden zur Opposition gehörten, und daß sie den Muth hatten, auch ihren eigenen Vorgesezten nöthigen Falles zu widersprechen und deren Maßregeln zu tadeln, ohne daß deßhalb der Staat irgend in Unordnung kam, die Regierung un-

möglich wurde, die Studirenden zu Rebellen erzogen wurden. Und ich wenigstens lebe der Hoffnung und Ueberzeugung, daß auch Würtemberg auf dieser Stufe der staatlichen Bildung steht.

Dieß ist meine Verantwortung, und gerne würde ich auch hier schließen. Allein ich müßte mich selbst verachten, wenn ich zu dem Materiellen und Formellen der Behandlung schwiege, welche mir in dieser Sache zu Theil geworden ist. Vielmehr habe nun ich meiner Seits

III. die Beschwerden vorzutragen, zu welchen mich das Verfahren des königl. Ministeriums des Innern nöthigt.

Vorerst beschwere ich mich darüber, daß auf die Grundlage des durch das Eingreifen der königl. Behörden zu Stande gekommenen Druckes meines Briefes irgendwie ein amtliches Verfahren eingeleitet worden ist. Schon dieser Druck selbst ist nach dem Gesetze vom 24. August d. J. eine offenbare Verletzung eines mir zustehenden formellen Rechtes. Allein nicht hierüber gedenke ich mich izt zu beklagen. Hätte die königl. Regierung durch eine von ihr ausgehende Veröffentlichung meines Briefes zeigen wollen, daß sie die in ihm enthaltenen Vorwürfe ungerecht, mein Benehmen in der Sache tadelnswerth finde, mit Einem Worte wollte sie im Bewußtsein ihres Rechtes die öffentliche Meinung zwischen sich und mir zur Richterin aufrufen: nimmermehr würde ich mich in diesem Falle auf mein positives Recht berufen, sondern jenem Richterspruche stillschweigend mich unterworfen haben. Es ist nicht meine Sache, einem Tadel durch juristische Hinterthüren mich entziehen zu wollen, wenn ich ihn verdient haben sollte; Oeffentlichkeit in Staatssachen ist auch mir eine Gewährleistung des Wahren und Guten. Ja, nur meine offene Achtung hätte ich einem solchen Verhalten zollen können; es wäre mir großartig und stark erschienen. Und ich zweifle auch nicht einen Augenblick, daß nur aus diesem Gesichtspunkte die höchste Billigung des in Frage stehenden Druckes erfolgt ist. — Allein anders stellt sich die Sache in der izigen amtlichen Behandlung. Am andern Tage, nach welchem der Druck auf diese Weise zu Stande gebracht war, erging der Erlaß des königl. Ministeriums des Innern, in welchem ich auf den Grund des im Beobachter enthaltenen Briefes zur Verantwortung gezogen werde, namentlich wegen öffentlicher Auflehnung gegen die Vorgesezten, wegen Verbreitung von Mißvergnügen, wegen eines Beispiels von

Insubordination und Insolenz. Also soll ich von der Regierung wegen den Oeffentlichkeit gewisser Aeußerungen zur Rede und Strafe gezogen werden, welche nicht ich, sondern eine Veranstaltung der Regierung zu Oeffentlichkeit brachten. Ich werde nicht mißverstanden werden, wenn ich eine nähere Ausführung dessen unterlasse, was aus mehr als einem Gesichtspunkte, namentlich aber aus dem sittlichen und rein rechtlichen, hiergegen einzuwenden ist.

Zweitens aber beschwere ich mich über die Schmähungen, mit welchen ich in dem Ministerialerlasse vom 3. Oct. eigentlich überschüttet werde. Auf Einer Blattseite wird von mir theils direct, theils unter einer sehr durchsichtigen Hypothese, „Unüberlegtheit“, „maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung“ ausgesagt, mir „frecher Ton“, „Insolenz“ und „Insubordination“, „öffentliche Auflehnung gegen Vorgesetzte“, „Erweckung und Verbreitung von Mißvergnügen gegen die Regierung“ Schuld gegeben; es wird mir Strafe und nachdrückliche Zurückweisung in bestimmte Aussicht gestellt. Dieses Alles aber in dem Erlasse, welcher mich erst zur Erklärung über die Urheberschaft auffordert und meine Rechtfertigungsgründe abverlangt, in einer dem Amte ganz fremden Angelegenheit und von einer wesentlich in eigener Sache richtenden Behörde. Ich glaube und wünsche nicht, daß ein zweiter Fall eines solchen Verfahrens in Württemberg, wenigstens in diesem Jahrhunderte, vorgekommen ist. Es ist nicht meine Sache zu erwägen, in wieferne die Regierung selbst bei dieser Sprache gewinnen oder verlieren mag; und es ist auch nicht an mir, hervorzuheben, daß solche Worte gebraucht werden gegen einen Mann von Erziehung und Bildung, von gereiftem Alter, von unbefleckter Ehre, gegen einen Staatsdiener, welcher während 22 Jahren von der Regierung nur Lob wegen seiner Amtsführung geärntet hat, gegen einen Gelehrten, dessen Name über die Grenzen des Vaterlandes hinaus mit Anerkennung genannt ist, und zwar angewendet wird in einer politischen Frage. Allein es steht mir zu, bemerklich zu machen, daß selbst Strafurtheile gegen die verworfensten Verbrecher und wegen der niederträchtigsten Handlungen keine Invectiven, sondern nur die rechtliche Bezeichnung der Handlung enthalten dürfen. Ich bin nur in meinem Rechte, wenn ich darauf hinweise, daß es gegen die elementarsten Rechtsbegriffe geht, den Proceß mit der Execution anzufangen. Vorerst waren unter allen Umständen meine Gründe zu hören und zu würdigen. Hätte doch möglicher=

weise selbst die Aechtheit des Briefes von mir bestritten werden können, während dann doch jene entwürdigenden Worte, die directen und die hypothetischen, auf mir liegen geblieben wären. Ich kann nimmermehr glauben, daß die Bildungsstufe unserer Zeit einer vorgesezten Behörde gestattet, selbst in einem Verweise, nach abgewogener Schuld und Vertheidigung, Ausdrücke wie „Insolenz“ „Frechheit“ u. s. w. amtlich zu gebrauchen, sei die zu rügende Handlung welche sie wolle. Ich bestreite dem königl. Ministerium das Recht, über meine Persönlichkeit amtlich zu urtheilen; meine Handlungen können allein ein Gegenstand der Untersuchung und des Tadels sein. — Mit Einem Worte, im Tiefsten verlezt durch den Inhalt des Erlasses vom 3. Oct. lege ich Beschwerde gegen denselben ein als Mann von Ehre, als Bürger eines Rechtsstaats, als Beamter.

Endlich noch beschwere ich mich darüber, daß es dem königl. Ministerium gefallen hat, mir zu erklären, kein Ehrenmann vermöge im Dienste einer Regierung zu bleiben, welche er für durchaus verkehrt und heillos ansehe. — Auch hier habe ich eine entscheidende Erklärung abzugeben. — Das königl. Ministerium ist vielleicht der Ansicht, daß mich dieser schneidende Ausspruch nöthigen müsse, meine Stelle im öffentlichen Dienste aufzugeben. Dieß ist nicht der Fall. Vorerst paßt die eigene Voraussetzung des königl. Ministeriums, nämlich eine völlig verächtliche Ansicht von der ganzen Regierung, gar nicht auf mich. Kein einzelner Ausdruck, noch weniger der gesammte Sinn meines Briefs berechtigt zu einer solchen Aussage von mir, der auch mein ganzes Leben und Wirken widerspricht. Allein selbst wenn dem nicht so wäre, wenn ich wirklich unglücklich genug wäre, die Regierung meines Vaterlandes für durchaus verkehrt und heillos halten zu müssen: so würde meiner Ansicht von Ehre nach gerade das Gegentheil von dem folgen, was das königl. Ministerium für einen solchen Fall ableitet. Meiner Ansicht nach müßte nämlich gerade dann ein Ehrenmann nicht vom Platze weichen, um wenigstens noch das Mögliche zu retten und um bereit zu sein, wenn nach dem Umschwunge der menschlichen Dinge bessere Zeiten kommen und tüchtigere Menschen verlangt werden. Endlich habe ich zu bemerken, daß die württembergische Verfassung keiner Behörde das Recht einräumt, einen ihrer Untergeordneten zu einem Dienstaustritte dadurch moralisch zu nöthigen, daß sie erklärt, er sei kein Ehrenmann, wenn er nicht seine Entlassung nehme. Die Verfassung

hat die Wege genau bezeichnet, auf welchen ein Beamter zum Verlassen des Dienstes genöthigt werden kann; und zwar hat sie mit der wahren Weisheit, welche in diesem Punkte unsere deutschen Grundgesetze so vortheilhaft vor manchem fremden auszeichnet, mit der größten Sorgfalt jede ministerielle Willkür und Gewaltthat völlig ausgeschlossen. Der Beamte soll so gut, oder richtiger gesprochen, fester als jeder Minister selbst im Amte bleiben, wenn ihn nicht entweder freier Wille oder Urtheil und Recht (in verschiedener Form) daraus vertreibt. Dieses System, welches allein dem Staate gebildete und treue Beamte verschaffen kann, soll und darf nicht umgestoßen und an die Stelle vielfacher Gewährleistungen der Verfassung ein einfaches entwürdigendes Wort des vorgesezten Mitbeamten gestellt werden. Ich wenigstens werde sicherlich nicht der Erste sein, welcher demüthigen Gehorsams durch einen solchen Riß in dem Grundgesetze geht, bloß weil es gewünscht wird. Zu diesem festen Ausspruche bin ich für meine Person berechtigt, als Staatsdiener aber verpflichtet.

Dieß ist meine Erklärung, meine Verantwortung und meine Beschwerde. Ich hoffe von einer unbefangenen Würdigung der Thatsachen und der Rechtsgründe eine Freisprechung von jeder rechtlichen und amtlichen Schuld; für die mir zugefügten Kränkungen aber erwarte ich von dem Rechtssinne der königl. Staatsregierung eine entsprechende Genugthuung und stelle hierauf das formelle Ansinnen.

Im Uebrigen sei mir gestattet, noch zwei Bitten beizufügen:

Erstens daß diese Actenstücke, nämlich sowohl der Erlaß vom 3. Oct. als meine gegenwärtige Erklärung, Seiner Majestät dem Könige zur Allerhöchsteigenen Einsichtsnahme möchten vom königl. Ministerium vorgelegt werden. Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, die Aufmerksamkeit des Staatsoberhauptes mit meinen persönlichen Angelegenheiten behelligen zu wollen. Allein da ich wohl voraussetzen darf, daß das Auge Seiner Majestät auf den Brief an Rechtsconsulent Nagel gelenkt worden ist, so wird gewiß Allerhöchstihr Gerechtigkeitssinn nicht verschmähen, auch meine Vertheidigung zu würdigen.

Zweitens bitte ich um die Erlaubniß, die sämmtlichen Aktenstücke, wenn und wie ich es für gut finde, der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Meine auf das tiefste gekränkte Ehre giebt mir einen Anspruch auf diese Berufung an das Urtheil der gebildeten Welt.

Indem ich Euer Magnificenz die vorstehende Erklärung zu überreichen mich beehre, deren Verzögerung aber mit der Bedeutung der Sache und mit meinem Gesundheitszustande zu entschuldigen bitte, habe ich lediglich Ihrer weisen Erwägung anheimzustellen, was Hochdieselben, als der Rector der Universität, in dieser dem akademischen Lebenskreise fremden Sache gutächtlich zu bemerken haben werden.

Verehrungsvoll

R. Mohl.

Nro. IV.

Auszug eines Schreibens des Professors R. von Mohl an Kanzler von Wächter in Stuttgart.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir in den wenigen Minuten, welche wir vor meiner Abreise in Stuttgart beisammen waren, meine Ansicht und meine Entschlüsse nicht ausführlich und motivirt genug mittheilen können. Erlaube daher, daß ich Dir darüber izt schreibe. Es ist das leztemal, daß ich Dich in dieser Sache behellige; höre mich daher noch dießmal freundlich an, wenn ich Dich auch etwas länger in Anspruch nehmen sollte.

Vorerst also zeige ich Dir an, daß ich so eben die mir abgeforderte Erklärung dem Rector überschickt habe. Ich lege eine Abschrift für Dich bei, und hoffe auch Dich zu überzeugen, daß ich vollkommen in meinem Rechte bin. Von Weiterem aber kann es sich beim amtlichen Verfahren nicht handeln.

Nun aber das Resultat, das herbeizuführen endlich in der That hohe Zeit ist?

Du hast mir mitgetheilt, daß an sehr bedeutender Stelle die Ansicht — oder soll ich sagen der Entschluß? — fest stehe, daß ich nach Uebergabe meiner Erklärung einen halbjährigen Urlaub unverlangt zu erhalten habe, und hast mich, in Auftrag, überdieß eingeladen, mich an den König persönlich zu wenden, um ihm mein Bedauern auszudrücken, wenn ich ihn persönlich verlezt haben sollte.

Was das Schreiben an den König betrifft, so kann bei dem Inhalte meiner Erklärung an das Ministerium und bei dem unten weiter zu besprechenden Entschlusse von meiner Seite in der Sache selbst mir izt ein solcher Schritt nicht mehr mißdeutet werden, und es ist mir daher selbst ein Bedürfniß, mich über meine wahren Gesinnungen gegen Seine Person gegen Ihn selbst erklären zu dürfen. Ich lege Dir, im engsten Vertrauen, das Concept des Briefes bei, welches ich heute abgehen lasse.

In Beziehung auf das amtliche Verfahren aber sind wir freilich

sehr weit auseinander in unsern Ansichten über das, was geschehen könne und dürfe.

Du bist der Ansicht, die Regierung sei sich selbst eine Satisfaction schuldig wegen meines Briefs an Nagel; und Du stellst mir die beschlossene Maßregel als ganz gelinde, für mich selbst vielleicht ganz angenehm vor.

Ich dagegen, lieber Freund, finde in dieser Suspension (denn dieß ist die Sache, nenne man es nach Belieben) eine demüthigende Ehrenstrafe, die ich überdieß für völlig verfassungswidrig halte und schon bei Vischer dafür mit allen meinen Kräften erklärt habe. Ich werde also derselben mich nimmermehr unterwerfen. Ueberhaupt aber steht, meiner Ueberzeugung nach, die Sache nicht so, daß ich eine amtliche Genugthuung zu geben hätte, sondern im Gegentheile, ich habe sie zu fordern, und ich fordere sie auch.

Laß uns die ganze Sache objectiv und ruhig noch einmal durchgehen.

Ich wünschte gewählt zu sein u. s. w. *

So ist meine Auffassung der Sache und Rechtslage.

Du, lieber Freund, redest mir, wie gesagt, zu, ich soll mir als schicklichen Ausgang des bisher geschilderten Verfahrens ein stillschweigendes Beharren der Regierung bei Inhalt und Form des Erlasses und dazu noch überdieß eine halbjährliche Suspension gefallen lassen, und dann in Gottes Namen wieder meinen Collegen und meinen Schülern unter die Augen treten, als reuiger Sünder oder als geheilter Irre. Nur auf diese Weise, deutest Du mir an, seien meine Dienste der Universität zu erhalten.

Erlaube mir, Dir zu sagen, daß sie so nicht zu erhalten sind. Ich habe etwas gethan, was den Minister als solchen gar nichts angeht; dennoch zieht er es auf das Amtsgebiet herüber, will meine staatsbürgerlichen Rechte disciplinarisch regeln; ich werde auf das empörendste insultirt; es wird gegen mich eine ganze Reihe von Rechtswidrigkeiten begangen: und nun soll ich nicht nur keine Abhülfe gegen eine solche Behandlung erhalten, sondern auch noch demüthig eine entehrende Strafe hinnehmen.

Nein und nimmermehr! — Die Regierung, sagst Du, braucht

---

* Die im Briefe hier folgende Darstellung bleibt im Drucke weg, als im Wesentlichen nur eine Wiederholung des Inhaltes der vorstehenden amtlichen Eingabe vom 23. Oct.

eine Satisfaction von mir. Ich bestreite ihr Recht. Allein jeden Falles hat sie sich dasselbe bereits hinreichend genommen durch den unerlaubten Druck meines Briefes, noch mehr aber durch den entsetzlichen Erlaß, der — geschehe, was da wolle — immer auf mir liegen bleibt. Jede amtliche Strafe aber erkläre ich nochmals für etwas durchaus Unrechtliches; ich habe in keiner Weise in meinem Amte mich verfehlt, und jede Beeinträchtigung meiner amtlichen Stellung ist somit ein offenbares schreiendes Unrecht, eine Verfassungswidrigkeit. Aber selbst wenn je dem nicht so wäre, wenn ich wegen eines vom Ministerium des Innern gedruckten Briefes eine Rüge verdiente, so ist durch das Verfahren desselben jede weitere Maßregel eine wahre Grausamkeit geworden.

Mit Einem Worte also:

entweder gibt mir das Ministerium des Innern auf meine heute abgegebene Erklärung vollkommene Genugthuung;

oder aber hat wenigstens der König die Gnade, mir in einer Antwort auf meinen heutigen Brief seine Mißbilligung der mir widerfahrnen Behandlung ausdrücken zu lassen und mir den Befehl zu geben, daß ich im Lehramte bleiben solle, (wobei ich natürlich voraussetze, daß das Ministerium des Innern vollkommen passiv bleibt und gar nichts mehr auf meine Eingabe erwidert).

Geschieht weder das Eine noch das Andere, oder wird dem Einen oder dem Andern etwas zugesezt, was die Genugthuung wieder aufhebt, so wende ich mich an den Geheimenrath; und hilft auch dieser mir nicht, so nehme ich meine Entlassung und fange irgendwie und irgendwo das Leben von vorne an.

Es ist mir schmerzlich, daß es dahin gekommen ist; und ich habe es nicht verdient. Auch wird nicht lange Zeit hingehen, ehe dieses ganze Verfahren bereut werden wird. Die öffentliche Meinung Deutschlands soll entscheiden und den richtigen Begriff von der Bildungsstufe, dem Rechtsgange und dem constitutionellen Leben in Württemberg bekommen. Allein ich kann nicht anders handeln, wenn ich nicht entehrt bleiben soll. *

Ganz der Deinige,

Tübingen, 25. Oct. 1845.

R. Mohl.

---

* Folgen im Originale hier Mittheilungen über Privatverhältnisse.

Nro. V.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an Se. Majestät den König von Württemberg.

Eurer Königlichen Majestät
vielfach erprobte Huld ermuthigt mich, in einer für mich höchst peinlichen Angelegenheit einen Augenblick gnädigsten Gehörs zu erbitten.

Es ist gegen mich die Vermuthung geäußert worden, daß der in der jüngsten Balinger Wahlsache von mir geschriebene Brief Eure Königliche Majestät Selbst persönlich verlezt haben könnte. Es wäre unmöglich, daß mir etwas Schmerzlicheres begegnete; und es ist mir ein dringendes Bedürfniß, hierüber meinen tiefen Kummer zu bezeugen. Ich weiß mich nicht immer vor Unbesonnenheit zu wahren. Allein ich wage zu sagen, daß Allerhöchstdieselben keinen loyaleren Unterthanen und Diener haben, und daß keiner Höchst Ihrer Person dankbarer ergeben ist, als ich. Kühn darf ich mich auf die in Handlungen ausgesprochenen Gesinnungen meines ganzen Lebens berufen.

Geruhen Eure Königliche Majestät einige Worte der Entschuldigung huldreichst anzuhören.

Die Veranlassung des Briefes brachte es mit sich, daß ich diejenigen Staatseinrichtungen bezeichnen mußte, deren jetziger Zustand mir mangelhaft scheint, und ich glaube, nur in meinem Rechte als Staatsbürger gewesen zu sein, wenn ich, namentlich bei dieser Gelegenheit, meine Ansicht aussprach. Die Form freilich, in welcher ich mich ausdrückte, kann und will ich nicht vertheidigen, höchstens erklären. Der Brief war von mir niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt; ich war durch Intriken und Verläumdungen politischer Gegner erbittert, schrieb eilfertig, kurz, in der Kürze aber schneidend und schroff. Aber da ich mir nicht entfernt beigehen ließ, daß eines meiner Worte auf die geheiligte Person Eurer Königlichen Majestät Selbst bezogen werden könnte, ich auch durchaus gewöhnt bin, Allerhöchstdieselben nicht mit Ihren Dienern zusammenzuwerfen, so beugte ich nicht einmal mit einer Sylbe einer solchen Mißdeutung

vor. Ich sehe nun freilich zu spät ein, welchen schweren Fehler ich begangen habe.

Mit einer Rechtfertigung des Materiellen meiner Handlungsweise wage ich Eure Königliche Majestät um so weniger hier zu behelligen, als ich geglaubt habe, von dem Königlichen Ministerium des Innern verlangen zu dürfen, daß meine an diese Stelle abgegebene Rechtfertigung Allerhöchstdenselben möchte Selbst vorgelegt werden. Ich habe die sichere Hoffnung, daß Eure Königliche Majestät die Sache in einem ganz andern Lichte werden betrachten können, als sie vielleicht bisher dargestellt worden ist.

Ich glaube keinen schlagenderen Beweis meines unbegrenzten Vertrauens in die Hochherzigkeit Eurer Königlichen Majestät geben zu können, als wenn selbst ich in dem gegenwärtigen Augenblicke wage, Allerhöchstderselben gerechten Schutz anzurufen. Es geschieht dieß aber gegen die meine Ehre auf das tiefste verletzende Behandlung des Königl. Ministeriums des Innern in dieser Sache. Es kann unmöglich die Absicht Eurer Königlichen Majestät sein, daß der Proceß mit der Execution beginne und ein Verfahren gegen mich, ehe ich nur gehört bin, eingehalten werde, welches selbst bei der erwiesenen Schuld eines gemeinen Verbrechens nicht gerecht und erlaubt wäre. Es kann nicht der Wille eines der humansten und hochgebildetsten Fürsten sein, daß je der Vorgesezte den Untergeordneten mit den gröbsten Schmähungen amtlich überschütten darf, so daß einem Ehrenmanne der württembergische Staatsdienst zur moralischen Unmöglichkeit werden müßte. Die Weisheit und Gerechtigkeit Eurer Königlichen Majestät wird mir möglich machen, mit Selbstachtung und ohne Entehrung den Rest meines Lebens Allerhöchstem Dienste zn widmen.

In tiefster Ehrfurcht ersterbend

Tübingen, den 26. October 1845.

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamster

Professor R. Mohl.

Nro. VI.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen.

Das Rectoramt hat mit Bericht vom 26. d. M. dem Ministerium die Erklärung des Professors R. v. Mohl über sein aus Veranlassung der Abgeordnetenwahl im Oberamtsbezirke Balingen erlassenes Schreiben vorgelegt und gleichzeitig ist demselben ein an Seine Majestät den König unmittelbar gerichtetes Entschuldigungsschreiben des Professors R. v. Mohl vom 26. d. M. zugekommen.

Aus der erstgedachten Erklärung vom 23. d. M. geht hervor, von welchen Ansichten über Ehrenhaftigkeit Professor R. v. Mohl in seinem politischen Handeln geleitet wird. Die Würdigung dieses Benehmens bleibt dem eigenen Gewissen des Betheiligten und dem öffentlichen Urtheil überlassen. Dem Ministerium liegt die unangenehme Pflicht ob, vom Standpunkte der dem Professor R. v. Mohl vorgesezten Dienstbehörde zu erwägen, welche Folge dem schweren Fehler, den er nach seinem eigenen Ausdruck begangen hat, gegeben werden muß, wenn nicht alle Bande der Disciplin aufgelöst werden sollen, da die für den vorliegenden Fall aufgestellte neue Behauptung, das Benehmen eines Beamten außerhalb seines Dienstes berühre die Aufsichtsbehörde nicht, sofern es nicht gegen ein allgemeines Strafgesetz anstoße, durchaus unhaltbar ist. Zu diesem Zweck ist es nöthig, daß verschiedene Widersprüche, welche zwischen dem Wahlschreiben vom 7. Septbr. v. J. und den neueren Erklärungen vorzuliegen scheinen, näher aufgeklärt werden.

1) Es ist zugegeben, daß das Schreiben vom 7. Septbr. v. J., wie es in dem Tagblatt der Beobachter Nr. 277 abgedruckt ist, unwesentliche Abschreibe- oder Druckfehler abgerechnet, von Professor R. v. Mohl erlassen worden ist. Dagegen wird behauptet, das Schreiben sei kein Wahlmanifest und nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen. Der Ausdruck Wahlmanifest ist in dem Schreiben vom 7. Septbr. selbst in dem Zusammenhange gebraucht, daß der Verfasser erklärt, er habe von jeher auf solche Wahlmanifeste

von Candidaten nichts gehalten (was dann näher begründet wird), weil nun aber einmal eine Aeußerung verlangt worden sei, so trage er Nachstehendes vor. Nach der Erklärung vom 23. Octbr. d. J. war das Schreiben bestimmt, den Adressaten in die Lage zu setzen, einer gegen den Verfasser verbreiteten Verdächtigung seiner zu erwartenden ständischen Stellung zu widerspechen und entgegenzutreten. Diese Verdächtigung bestand nach sonstigen Angaben in dem Vorwurf serviler Gesinnungen, welcher zurückgewiesen werden sollte. Wenn diese und andere Aeußerungen zusammengefaßt werden, so wird als erwiesen anzunehmen sein, daß der Inhalt des fraglichen Schreibens zur Kenntniß der Wahlmänner des Oberamtsbezirks Balingen kommen sollte, soweit der Empfänger des Briefs die Verbreitung der darin abgegebenen Erklärung für angemessen halten werde, daß zwar eine weitere Verbreitung des Schreibens (außerhalb des Kreises der Wahlmännner) nicht von dem Verfasser beabsichtigt wurde, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit derselben aber leicht von ihm vorgesehen werden konnte.

2) Professor R. v. Mohl behauptet, in seinem Schreiben sei nicht das ganze System der Regierung angegriffen, sondern es seien nur einzelne Handlungen und Unterlassungen der Regierung und bestimmte Verwaltungszweige bezeichnet, welche er für ungeeignet und nachtheilig halte, und ein Urtheil über die Geschäftsfähigkeit einzelner Staatsmänner ausgesprochen. Dasselbe ist auch noch in mehrfachen Modificationen wiederholt. Das Schreiben vom 7. Septbr. scheint aber damit gar nicht übereinzustimmen. Es sind hier die Richtungen, in welchen der Verfasser als künftiges Ständemitglied wirken will, seinem bekannten Systeme gemäß unter den Gesichtspunkt der Entwicklung der Verfassung und der Verwaltungsthätigkeit, oder wie dieses sonst genannt werden will, gebracht.

Nachdem der erste Gesichtspunkt abgehandelt ist, wird auf den zweiten übergegangen und gesagt: „Was aber die materiellen und geistigen Vervollkommnungen betrifft, so bekenne ich mich offen zu der Ueberzeugung, daß hier sehr viel zu thun ist und daß die Regierung über die Verzögerlichkeit, Gleichgültigkeit, Unwissenheit und in einzelnen Fällen über positiv schädliche Schritte entschiedensten Tadel verdient." Diese allgemeine Behauptung wird hierauf nach mehreren einzelnen Seiten hin, übrigens theilweise gleichfalls in sehr allgemeiner Richtung, ausgeführt und endlich abgebrochen, weil

der Verfasser doch nicht alle Gegenstände in unserem Staatswesen, mit welchen er unzufrieden ist, aufzählen könnte. Ueberblickt man diesen Zusammenhang, so wird sich jedem Leser des Schreibens die Ansicht aufdringen müssen, es wolle der Staatsverwaltung im Allgemeinen ein System des Zuwartens und der Gleichgültigkeit gegen die materiellen und geistigen Interessen des Volks, hervorgehend aus Unwissenheit und Unfähigkeit, in einzelnen Fällen aber ein positiv schädliches Handeln vorgeworfen werden. Die speciell erhobenen Vorwürfe erscheinen als Beispiele, durch welche die allgemeine Behauptung erhärtet werden soll. Mit dieser aus der Ansicht des Briefs hervorgehenden Auffassung will es nun aber nicht übereinstimmen, wenn behauptet wird, es seien nur einzelne Handlungen und Unterlassungen und bestimmte Bewaltungszweige als ungeeignet und nachtheilig bezeichnet worden.

3) Weiter ist die Behauptung aufgestellt, die Ausdrücke, welche über die Regierung im Ganzen und über einzelne Regierungsbeamte gebraucht sind, seien zwar schneidend und schroff, aber nicht injuriös, namentlich soll in denselben keine Verletzung der äußeren Ehrerbietung gegen den Vorgesezten des Verfassers des Briefs liegen. Nun wird aber der Regierung allgemein Verzögerlichkeit und Gleichgültigkeit, somit grobe Pflichtverletzung, ferner Unwissenheit, Unfähigkeit, bureaukratische Stumpfheit vorgeworfen, und in demselben Tone ist von einzelnen Staatsbeamten gesprochen. Insbesondere ist der dem Schreiber vorgesezte Departements-Minister mit den Ausdrücken „Pedanterie, verkehrter Geiz, Eigensinn, Unfähigkeit aller Art“ bedacht. Macht man sich deutlich, worin die Ehre einer Regierung und ihrer Beamten besteht, so scheint es, abgesehen von dem Vorwurf von Criminalverbrechen, kaum möglich, eine Regierung und ihre Behörden kräftiger und nachdrücklicher zu injuriren. Auch wird eine derartige Behandlung des obersten Vorgesezten wohl allgemein für das Gegentheil äußerer Ehrerbietung gehalten werden.

4) Professor R. v. Mohl zieht in Abrede, daß er den moralischen Charakter der an der Spitze der Regierung stehenden Beamten angegriffen und öffentlich verächtlich gemacht habe. Nun wird aber als die Ursache, warum nicht Alles so eingerichtet ist, wie der Verfasser des Schreibens vom 7. Septbr. wünscht, neben der Unfähigkeit, Unwissenheit u. s. w. der Minister, weiter angegeben ihre

Gleichgültigkeit, kindische Scheue vor Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, ferner Eigensinn, Geiz und Pedanterie. Der Befragte wird nun doch wohl nicht läugnen wollen, daß er mit diesen Prädikaten keine Tugenden, sondern moralische Gebrechen und Schwächen habe bezeichnen wollen, welche nur zur Verletzung und Verringerung der Achtung einer Person gereichen können.

5) In der Erklärung vom 23. Octbr. d. J. ist in Abrede gezogen, daß Professor R. v. Mohl Unzufriedenheit wider die Regierung erregt und verbreitet habe. Von dem Erfolge handelt es sich aber nicht, sondern davon, ob der Verfasser jenes Schreibens von seiner Seite gethan hat, was an und für sich geeignet ist, Unzufriedenheit zu erregen. Es wird nicht zu läugnen sein, daß das vorzüglichste Mittel zur Erregung von Unzufriedenheit gegen eine Regierung darin besteht, daß der Zustand eines Landes als unerträglich dargestellt und der Regierung der Wille und die Kraft abgesprochen wird, Abhülfe zu schaffen. In dem Schreiben vom 7. Septbr. ist aber gesagt: a) die Privilegien der Standesherren und der Ritterschaft wachsen immer mehr und die Forderungen der ersteren steigern sich auf eine unerträgliche Weise; b) es fehle an Schutz gegen ungesetzliche Beamtenwillkür, an den nöthigen Formen, um bei Gelegenheit an einem gewaltthätig handelnden Minister ein Exempel zu statuiren; c) es herrsche ein unvernünftiges Papier-Regiment, jährlich werden Millionen weggeworfen, um dafür schlechte Straßen, unbrauchbare Gebäude und unglaubliche Bahnhöfe zu haben; d) es sei vor Gott nicht zu verantworten, daß wir hinsichtlich der Befreiung des Bodens von Grundlasten jezt viel weiter zurück seien, als vor 28 Jahren, was das Rühmen über Beförderung der Landwirthschaft helfe, wenn der Bauer unter seinen Lasten erliege; e) die Verwaltung der Staatsschuld sei die schlechteste in ganz Deutschland. Die Ursache dieses höchst trostlosen Zustandes wird in der Gleichgültigkeit, Unfähigkeit, Unwissenheit und Stumpfheit der Regierung und ihrer Beamten, gelegenheitlich auch der Stände gefunden. Man muß fragen, wie es viel anders angegriffen werden kann, Unzufriedenheit gegen die Regierung zu erregen, als durch solche Schilderungen, welche selbst den eigenen sonstigen Aeußerungen des Professors R. v. Mohl gegenüber sich theilweise als Unwahrheiten und jedenfalls als bodenlose Uebertreibungen darstellen.

6) In der Erklärung vom 23. Octbr. d. J. wird als Beschwerde

vorgebracht, das Schreiben vom 7. Septbr. sei durch Veranstaltung der Regierung zur Oeffentlichkeit gebracht worden. Soll damit gesagt sein, die Regierung habe das Schreiben zum Zweck der Veröffentlichung an die Redaction des Beobachters eingesandt, oder sie habe den Druck mittelst der Censur nicht gehindert? Wenn das Erste behauptet werden wollte, so muß einer Nachweisung über diese dem Ministerium des Innern unbekannte Thatsache entgegengesehen werden, wenn das Vorbringen derselben nicht als eine Unwahrheit behandelt werden soll.

Das akademische Rectoramt wird beauftragt, über vorstehende sechs Punkte die bestimmte Erklärung des Professors R. v. Mohl einzufordern und hieher vorzulegen. In Beziehung auf die am Schlusse der Erklärung vom 23. Octbr. d. J. gestellten Bitten ist demselben die vorläufige Eröffnung zu machen, daß der Erlaß vom 3. d. M. längst zur Kenntniß Seiner Majestät des Königs gebracht worden ist; daß, wie sich von selbst versteht, alles, was zu vollständiger Würdigung des Benehmens des Professors R. v. Mohl in der anhängigen Angelegenheit dienen kann, und auch seine Erklärung vom 23. Octbr. höchsten Orts vorgelegt werden wird; und daß man sich endlich vorbehält, wegen der Bitte um Veröffentlichung der Aktenstücke in dieser Sache Verfügung zu treffen.

Stuttgart den 30. October 1845.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn Professor Dr. R. v. Mohl dahier

läßt man vorstehende Decrets-Abschrift zur Nachricht und Aeußerung zugehen.

Hochachtungsvoll

Königl. Rectoramt:

Tübingen, den 4. November 1845.

Walz.

Nro. VII.

Schreiben des Staatssecretärs v. Göß an Professor R. v. Mohl.

Euer Hochwohlgeboren

habe ich, höchstem Befehle gemäß, zu eröffnen die Ehre, daß Seine Königliche Majestät Ihr Schreiben vom 26. v. M., worin Sie sich wegen der von Ihnen, aus Anlaß der jüngsten Wahl eines Abgeordneten für den Oberamtsbezirk Balingen, ausgegangenen Schrift zu entschuldigen suchen, erhalten haben. Höchstdieselben lassen Ihnen hierauf erwiedern, daß Seine Majestät nicht verkennen, daß Sie das Allerhöchste Wohlwollen, welches Ihnen, nicht nur in Folge der langjährigen treuen Dienste Ihres Herrn Vaters, sondern auch in Anerkennung Ihrer eigenen verdienstlichen Bestrebungen als akademischer Lehrer, zu Theil geworden, bisher gerechtfertigt haben; daß es aber deßhalb Seine Königliche Majestät nur um so mehr habe befremden müssen, wie Sie sich in der erwähnten Schrift den bittersten Tadel und die maßlosesten Angriffe gegen die bestehenden Einrichtungen und die Verwaltung des Staats überhaupt haben erlauben können.

Wenn Sie nun der Meinung seien, diese Handlungsweise durch das Vorbringen entschuldigen zu können, daß Ihr Tadel und Ihre Angriffe die Allerhöchste Person Seiner Königlichen Majestät nicht berühren, so müßten Höchstdieselben eine solche Vertheidigung für ganz unstichhaltig erkennen, indem Ihnen nicht ganz unbekannt sein könne, daß Seine Königliche Majestät Höchstselbst von jeher an der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen den thätigsten Antheil nehmen. Unter diesen Umständen müßten Seine Königliche Majestät alles Weitere in dieser Sache so lange Sich vorbehalten, bis Höchstderselben von dem Minister des Innern die von Ihnen an denselben abgegebene Erklärung vorgelegt worden sein werde.

Hochachtungsvoll

Stuttgart den 3. Nov. 1845.

Der Staatssecretär

Göß.

Nro. VIII.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an den Kanzler v. Wächter in Stuttgart.

Lieber Freund!

verzeihe, wenn ich Deinen Brief nicht umgehend beantwortete. Staatsdienstprüfungen haben mich in den lezten Tagen vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht ganz in Anspruch genommen.

Du legst mir aufs Neue den Gedanken nahe, daß ich, ehe ich meine Vorlesungen beginne, auf ein halbes Jahr Urlaub nehmen soll, machst mich damit bekannt, daß der König dieß zu erwarten scheine, und stellst mir eine zwar unbestimmte, allein wesentliche Verbesserung meiner Angelegenheit als Folge eines solchen Schrittes in Aussicht.

Du wirst, auch ohne meine Versicherung, überzeugt sein, daß ich den Vorschlag abermals reiflich überlegt habe; auch verehre ich gewiß dankbarst die Absicht, welche den König in der Sache bewegt; allein es ist mir nicht gelungen, eine andere Ueberzeugung zu gewinnen, als die, daß ein solches Urlaubsgesuch eine moralische Unmöglichkeit für mich ist. Habe ich diese Ueberzeugung, wie Du weißt, immer gehabt, so habe ich sie izt doppelt, da neue Gründe dazu gekommen sind.

Es ist — um die immer vorhanden gewesenen Gründe zu recapituliren — izt völlig müßig, zu erörtern, ob die Sache mit einem solchen Urlaube hätte endigen können, wenn ein solcher vor aller amtlichen Behandlung, oder etwa auch nach einer solchen, wenn dieselbe auf eine für einen Mann von Ehre ertragbare Weise stattgefunden hätte, eingetreten wäre. Izt ist einmal ein amtliches Verfahren gegen mich eröffnet, und zwar bin ich es, der in diesem Augenblicke eine Erklärung abzugeben hat. Es ist mir einmal vom ersten Augenblicke an, ehe ich noch gehört war, seitdem aber bei jeder Gelegenheit mit Strafe gedroht. Ich bin einmal durch den Minister insultirt und zwar wiederholt, ich habe noch keine Antwort auf meine Beschwerde hierüber. In diesem Stande der Dinge wäre

ein Urlaubsgesuch eine Bitte um Abolition, d. i. eine Feigheit. Und zwar ist dieß nicht nur mein Gefühl, sondern auch das einstimmige Urtheil der Freunde, welche ich zu Rathe zog; davon ganz abgesehen, daß überhaupt mit einer zeitigen Entfernung in materieller Beziehung lediglich nichts gewonnen wäre. Mit einem Urlaube hätte ich noch keine Genugthuung vom Minister. Wir ständen also nach einem halben Jahre ganz auf demselben Fleck wie heute.

Zu diesen früheren Gründen ist aber jezt noch der schlagende weitere hinzugekommen, daß ich meine Vorlesungen seit leztem Freitag bereits eröffnet habe. Ich wartete, ehe ich diesen Schritt that, die Entscheidung des Ministeriums auf meine erste Erklärung ruhig ab. Da nun aber dieselbe keine definitive war, sie vielmehr nur eine, möglicherweise langwierige, schriftliche Behandlung anordnete, war (auch hier nach der einstimmigen Ansicht der von mir befragten Collegen) keine Möglichkeit mehr, mich meinem Berufe länger zu entziehen. Ich habe also zu lesen angefangen; dieß aber ohne die mindeste Demonstration von irgend einer Seite, vor der gewohnten Zuhörerzahl, ganz in der bisherigen Art. Alles ist im ruhigen Gange, wie seit 22 Jahren. Wie könnte ich da wieder abbrechen? Ich wenigstens will das Aufsehen, welches ein solcher Schritt machen müßte, nicht herbeiführen.

Gewiß glaube ich, daß diese Gründe auch für den König überzeugend wären, wenn sie Ihm vorgelegt würden, und ich lebe um so mehr dieser Hoffnung, als ich mir schmeichle, in der Erklärung, welche ich in diesem Augenblicke ausarbeite, neue bedeutende Rechtfertigungsgründe meines ganzen Verhaltens beizubringen.

Dir, lieber Freund, danke ich jeden Falles herzlich für Deine freundschaftlichen Gesinnungen, welche ich auch bei dieser Gelegenheit erkannt habe, wenn wir schon in der Sache verschiedener Meinung sind.

Tübingen den 11. Nov. 1845.

Dein

R. Mohl.

Nro. IX.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an das Rectoramt der Universität Tübingen.

Euer Magnificenz

beehre ich mich, die anliegende Erklärung auf den jüngsten, mein Wahlschreiben betreffenden Erlaß des Königlichen Ministeriums zur hochgefälligen Weiterbeförderung zu übergeben.

Verehrungsvoll

Tübingen den 20. Nov. 1845.

R. Mohl.

Nro. X.

Eingabe des Professors R. v. Mohl an das königliche Ministerium des Innern.

Weitere Erklärung des Professors Robert v. Mohl über einen an den Rechtsconsulenten Nagel geschriebenen Brief Tübingen, den 17. November 1845.
Mit Beilagen A — C.

Es ist mir vom königlichen Rectoramte unter dem 5. d. M. ein Erlaß des königlichen Ministeriums des Innern vom 30. d. M. mitgetheilt worden, in welchem ich aufgefordert werde, über sechs näher entwickelte Punkte eine bestimmte Erklärung abzugeben.

Ich erfülle im Nachstebenden diese Auflage. Ehe ich mich jedoch zur Sache selbst wenden kann, bin ich auch dießmal wieder in der Lage, theils einige Thatsachen herzustellen, welche in dem jüngsten Erlasse zu meinem Nachtheile unrichtig aufgefaßt sind; theils eine Beschwerde über verletzende Aeußerungen des königlichen Ministeriums vorzutragen.

Die zu berichtigenden Thatsachen sind folgende:

Der Erlaß des königlichen Ministeriums behauptet, ich selbst gestehe, „durch mein Schreiben an Rechtsconsulent Nagel einen schweren Fehler begangen zu haben." Dem ist nicht so. Ich habe behauptet und behaupte noch, hinsichtlich dieses Schreibens innerhalb meines verfassungsmäßigen Rechtes zu sein; und ich habe mir erlaubt, diese meine Ueberzeugung auch gegen Seine Königliche Majestät unmittelbar auszusprechen. Wenn ich aber gewagt habe, meine Gefühle gegen die Person des Königs, welcher mir immer ein gnädig-wohlwollender Herr war, in einem Schreiben an Allerhöchstdenselben auszudrücken; wenn ich ferner in diesem Schreiben der Wahrheit gemäß bedaure, der Mißdeutung irgend einer meiner Aeußerungen auf die geheiligte Person des Königs selbst nicht ausdrücklich vorgebeugt zu haben; und wenn ich endlich diese leztere Unterlassung einen schweren Fehler gegenüber

von Seiner Königlichen Majestät Höchstselbst nenne: berührt dieß Alles die rechtliche Würdigung meines Verfahrens durch die Behörden nicht. Am wenigsten kann ich zugeben, daß der in Frage stehenden Aeußerung ein Sinn untergelegt werde, der nicht entfernt der meinige ist, wie der erste Blick in das Schreiben zeigt, und welcher entweder dieses mein Schreiben an des Königs Majestät oder meine ganze Vertheidigung als eine verächtliche Heuchelei erscheinen lassen würde.

Zweitens habe ich eine Verwahrung dagegen einzulegen, daß ich irgendwo „für den vorliegenden Fall die neue Behauptung aufgestellt habe, daß das Benehmen eines Beamten außerhalb seines Dienstes die Aufsichtsbehörde nicht berühre." Ich bin mit dem württembergischen Staatsrechte hinreichend bekannt, um zu wissen, daß es Recht und Pflicht der vorgesezten Behörden ist, auch bei gemeinen Vergehen und bei auffallenden, der Ehre des Staatsdienstes nachtheiligen Unsittlichkeiten eines Untergeordneten einzuschreiten. Und ich bin weder sittlich noch intellectuell im Stande, Behauptungen aufzustellen, welche aus meinen eigenen Schriften augenblicklich niedergeschlagen werden könnten. Allein ich kenne auch unsere Gesetzgebung hinreichend, um den Satz ohne Furcht vor einer Widerlegung aufstellen zu dürfen, daß nirgends in unsern Gesetzen eine bestimmte politische Ansicht, ein bestimmtes Urtheil über irgend einen Mitbeamten als Pflicht für den Staatsdiener vorgeschrieben ist. Nur dieses aber habe ich behauptet. Wenn ich aber noch überdieß ausdrücklich beigesezt habe, daß zwar die „Regierung einem gegen sie politisch auftretenden Beamten (innerhalb des Gesetzes, versteht sich) Mißgunst nach Belieben zuwenden möge, aber von Vergehen und Strafe nimmermehr die Rede sein könne," so bin wenigstens ich an einem Mißverständnisse meiner Ansicht nicht Schuld.

Was aber die jezt wieder gegen mich gebrauchten verletzenden Aeußerungen des königlichen Ministeriums betrifft, so beschwere ich mich darüber, daß in dem neuesten Erlasse nicht nur wiederholt, und zwar (wie sich unten des Näheren ergeben wird) ohne Grund, der Vorwurf von „Unwahrheit" gemacht, sondern auch gleich im Eingange gesagt ist: „es gehe aus meiner Erklärung vom 23. October hervor, von welchen Ansichten über Ehrenhaftigkeit ich in meinem politischen Handeln geleitet werde." Da das königliche

Ministerium dem ganzen Zusammenhange nach mit diesen Worten nicht hat sagen wollen: Es habe meine Ansichten ehrenhaft gefunden, so können sie nur den Sinn haben: Dasselbe erachte sie für unehrenhaft. Nun ist freilich sehr richtig, daß über die Ehrenhaftigkeit eines Benehmens nur „das eigene Gewissen und die öffentliche Meinung" entscheiden; es ist ferner richtig, daß ich meine Hand in dieser Sache ruhig auf das Herz lege, und daß ich die Meinung der Welt nicht nur nicht scheue, sondern vielmehr deren Ausspruch dringend verlange: allein um so mehr bestreite ich dem königlichen Ministerium das Recht, amtlich auszusprechen: es erachte meine Gesinnungen nicht für ehrenhaft; um so mehr erhebe ich hierüber Beschwerde.

Es ist nicht bloße Redewendung, wenn ich versichere, daß ich zu der vorstehenden Abwehr nur ungerne gegriffen habe. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß diese ganze für mich so peinliche und störende Angelegenheit ganz objectiv gehalten werden möge. Allein ich bin mir schon an sich, und doppelt bei der Wendung, welche der Sache gegeben worden ist, schuldig, auch nicht einen Schatten einer unrichtigen Thatsache bestehen zu lassen.

Nun erst kann ich mich zu der mir gewordenen Auflage wenden. Es wird mir dabei der leichtern Uebersichtlichkeit wegen gestattet sein, diejenigen zwei Punkte, welche Thatsachen betreffen, nämlich den 1sten und 6ten voranzustellen; die vier anderen aber, bei welchen es sich nur von der rechtlichen Auffassung handelt, zu welcher das königliche Ministerium, abweichend von meinen Erklärungen, gekommen ist, und über welche es nochmals eine Ausführung von mir verlangt, folgen zu lassen.

Zu Nro. 1. Das königliche Ministerium ist der Ansicht, „es sei als erwiesen anzunehmen, daß der Inhalt meines Briefes an Rechtsconsulent Nagel habe zur Kenntniß der Wahlmänner des Oberamtsbezirkes Balingen kommen sollen, soweit Nagel die Verbreitung der darin abgegebenen Erklärungen für angemessen halten werde, und daß zwar eine weitere Verbreitung des Schreibens (außerhalb des Kreises der Wahlmänner) nicht von mir beabsichtigt worden sei, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit derselben aber habe leicht von mir vorgesehen werden können." — Hierauf habe ich zu erwidern, daß die Thatsache keineswegs so steht. Der Brief war zunächst zur Orientirung des Adressaten selbst bestimmt. Gewünscht

wurde aber natürlich von mir, daß dieser, belehrt über meine wahren ständischen Absichten, auch die Wähler von der Unrichtigkeit des gegen mich ausgestreuten Gerüchtes unbedingter Servilität sachkundig belehren werde. Der Inhalt des Briefes konnte und sollte allerdings denen, für welche er Bedürfniß und passend erschien, eröffnet werden. Allein keineswegs habe ich gewünscht, beabsichtigt, oder auch nur erwartet, daß der ganze Brief selbst, in seiner für ein großes Publikum nicht bestimmten Form, irgend wem möchte mitgetheilt werden. Und wenn dieses dennoch geschah, so ist es nicht entfernt meine Veranstaltung. Aber noch weiter. Es war die Mittheilung auch nicht einmal die Veranstaltung meines Correspondenten. Aus dem anliegenden Zeugnisse desselben * ergiebt sich, daß er den Brief selbst vom ersten Augenblicke an zu einer Mittheilung an die Wähler weder für bestimmt noch für geeignet erachtete; daß er denselben auch nur vier bestimmten Freunden communicirte unter der Bedingung alsbaldiger Rücklieferung; daß der Brief erst durch eine unbefugte weitere Mittheilung eines dieser Männer in fremde Hände kam, wo dann, noch unbefugter, Abschriften verfertigt und diese verbreitet wurden. Und zwar beruht der Beweis dieses Hergangs nicht etwa auf einer izt erst zu meinen Gunsten abgefaßten Versicherung meines Correspondenten, vielmehr wurde schon vor längerer Zeit, ganz ohne alle Beziehung auf die vorliegende Angelegenheit und ohne Ahnung von derselben, in einem öffentlichen Blatte unwidersprochen erklärt, ** daß die ersten Abschriften meines Briefes hinter dem Rücken meines Correspondenten gemacht worden seien. Somit also steht als Thatsache fest, daß weder ich noch mein Correspondent den in Frage stehenden Brief selbst zur Mittheilung auch nur an die sämmtlichen Wahlmänner des Oberamtbezirkes bestimmten, sondern daß nur eine zufällige Indiscretion und eine dieselbe benützende böswillige Gesinnung die allgemeine Verbreitung ohne unser Wissen und gegen unsern Willen veranlaßte. — Ich wünsche hier nicht mißverstanden zu sein. Schon in meiner ersten Erklärung habe ich bestimmt gesagt und, wie ich glaube erwiesen, daß ich auch zu der vollsten Veröffentlichung der in meinem Briefe ausgesprochenen Ansichten als Staatsbürger und

---

* S. Beilage A.

** S. Beilage B.

noch mehr als Wahlcandidat berechtigt gewesen wäre. Hätte ich also diesen Brief selbst verbreitet und verbreiten wollen, ich würde izt unbedingt zu meiner Handlung stehen. Aber ich kann nur deßhalb, weil ich noch Weiteres hätte thun können, das wirklich Geschehene nicht anders auffassen und darstellen lassen, als eben einmal die Thatsache ist.

Zu Nro. 6. Das königliche Ministerium frägt, ob meine Aeußerung, es sei mein Brief durch Veranstaltung der Regierung zur Oeffentlichkeit gebracht worden, soviel heißen solle: die Regierung habe das Schreiben an die Redaction des Beobachters eingesendet; oder: sie habe den Abdruck mittelst der Censur nicht gehindert? Im ersten Falle sei das Vorbringen zu beweisen, wenn es nicht als eine Unwahrheit behandelt werden soll. — Hierauf habe ich zu erklären, daß die mir vorgelegte Alternative unrichtig, die Wirklichkeit vielmehr eine dritte ist. Daß der Brief nicht von der königlichen Regierung, sondern von dem Kaufmann Kamm in Stuttgart dem Beobachter zum Drucke übergeben wurde, wußte ich wohl; und ich habe daher auch die erstere dieser Handlung nicht beschuldigen können. Auf der andern Seite aber wußte ich eben sowohl, daß sich der Antheil von Regierungsorganen an dem Drucke nicht bloß auf ein gewöhnliches passives Verhalten des Censors beschränkt hat. Die anliegende Erklärung des Redacteurs des Beobachters * macht in dieser Beziehung jede weitere Erörterung von meiner Seite überflüssig; und ich habe bei ihrem Inhalte nicht einmal nöthig, — wozu ich doch unzweifelhaft befugt wäre, — mich auch noch auf das allgemein im Lande verbreitete Gerücht zu beziehen, es sei der Druck des Briefes Gegenstand von Verhandlungen der höchsten Behörden selbst gewesen.

Ich gehe nun zu den Rechtserörterungen über, hinsichtlich welcher meine Erklärung verlangt wird.

Zu Nro. 2 hält das königliche Ministerium meiner Behauptung, daß ich nicht das ganze System der Regierung, sondern nur bestimmtes Einzelnes angegriffen habe, den Satz entgegen, daß sich für jeden Leser meines Schreibens die Ueberzeugung aufdringen müsse, ich „werfe der Staatsverwaltung im Allgemeinen ein System des Zuwartens und der Gleichgültigkeit vor, hervorgehend aus Un-

* S. Beilage C.

wissenheit und Unfähigkeit, in einzelnen Fällen ein positiv schädliches Handeln." — Hier sei mir vor Allem gestattet zu glauben, daß der Streit ein ganz müßiger ist. Denn gesezt auch, ich hätte in der That mich gegen das ganze System der Verwaltung ausgesprochen und hätte eine völlige Umänderung desselben durch mein Wirken in der Ständeversammlung herbeizuführen verheißen; angenommen ferner, ich hätte dieß in offener Versammlung oder in einem förmlichen „Wahlmanifeste" gethan: so wäre ich auch hierbei nur in meinem vollen Rechte als Wahlcandidat gewesen. Ich hätte nicht mehr und nicht weniger gethan, als in allen constitutionellen Staaten schon tausendfach geschehen ist und noch tausendfach geschehen wird; und es wäre lediglich Sache der Wähler gewesen, ob sie solche äußerste Ansichten theilen, solchen unmöglichen Versprechen hätten Glauben schenken wollen. Keineswegs wäre aber ein so allgemeiner Tadel ein Vergehen gewesen. Ich sehe also gar keinen Grund ein, warum ich mich nicht, hätte ich diese Ansicht wirklich, und hätte ich sie in der That ausgesprochen, dazu einfach bekennen könnte. Ich sehe auch nicht einmal ein, daß meine Sache irgendwie dadurch alterirt wäre. — Allein ich kann mich zu einem solchen Tadel nicht bekennen, weil ich ihn nicht ausgesprochen habe; und ich habe ihn nicht ausgesprochen, weil er nicht meine Ueberzeugung ist. Wahr ist nur, daß ich glaube, es sei hinsichtlich „der materiellen und der geistigen Vervollkommungen" noch viel zu thun; daß ich glaube, es dürfte in gar manchen Dingen mit mehr Schnelligkeit, mit mehr Sachkenntniß von den betreffenden Regierungsorganen gehandelt werden; und daß ich sogar glaube, es seien in einzelnen Fällen positive schädliche Schritte geschehen. Dieß habe ich denn auch gesagt; und um zu beweisen, daß ich nicht in den Tag hinein rede, habe ich diejenigen Zustände genannt, deren langsame oder unrichtige Handhabung ich tadle und verbessert sehen möchte. Wenn aber das königliche Ministerium in diesen Beispielen nur Erhärtungen der allgemeinen Behauptung (nämlich eines ganz verwerfenden Urtheiles) sieht, so behaupte ich gerade umgekehrt, daß diese Anführung von Einzelheiten beweist, daß ich nicht das Ganze angreifen wollte. Denn es braucht keiner Aufzählung einzelner, meist ganz spezieller Theile, wenn man das Ganze kurzweg verwerfen kann und will. Schon rhetorisch wäre es nur eine Schwächung des beabsichtigten Eindruckes, ein förmlicher Anticlimax. Ich rede

in meinem Briefe kein Wort von der gesammten Kriegsverwaltung; keines von den Finanzen (die — von den Ständen im Wesentlichen verwaltete — Staatsschuld ausgenommen); keines von den auswärtigen Angelegenheiten; keines von der ganzen Justiz, mit Ausnahme der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; keines, in unserer Zeit, von den kirchlichen Angelegenheiten; ich erwähne selbst eine ganze Reihe von Einrichtungen, welche in das Ministerium des Innern gehören, nicht. Mit welchem Recht kann ich denn nun zu dem Zugeständnisse gedrängt werden, ich habe das ganze System der Verwaltung angegriffen?

Zu Nro. 3. Das königl. Ministerium sucht gegen mich auszuführen, daß ich injuriös gesprochen habe, namentlich gegen meinen eigenen höchsten Vorgesezten. — Hier kann ich denn nur wiederholen, was ich in meiner ersten Erklärung bemerkt habe, nämlich daß dieser Punkt unmöglich ein Gegenstand amtlicher Erörterung zwischen mir und dem königl. Ministerium sein kann; doppelt unmöglich izt, nachdem der Herr Departementschef selbst sich persönlich als betheiligt erklärt. Befragt, ob ich zugebe, injurirt zu haben, antworte ich einfach mit Nein; weigere mich aber in irgend eine weitere Erörterung hier einzugehen, meine etwaige Rechtsmittel auseinanderzusetzen. Und das königl. Ministerium selbst wird gerecht genug sein, in dieser Ablehnung keine Weigerung des schuldigen Gehorsams gegen eine amtliche Aufforderung zu finden, und wird überhaupt wohl kaum ein Verhör in eigener Sache anzustellen gedenken. Meine Aeußerungen, sei ihr rechtlicher Charakter welcher er wolle, sind nicht in einer bei dem königl. Ministerium eingereichten Schrift enthalten; und nur in diesem Falle könnte eine Injurie Gegenstand eines amtlichen Verfahrens von seiner Seite sein. In allen anderen Fällen ist eine Behörde, wenn sie sich rechtswidrig angegriffen glaubt, Partei, und hat sich daher auch (so ist wenigstens meine Ueberzeugung) jeder amtlichen Verhandlung ihrer Seits und jeder Benüzung der Stellung des Vorgesezten zum Untergeordneten zu enthalten. Ich sage dieß Alles nicht, weil ich die Erörterung materiell scheute; (im Gegentheile glaube ich vor der zuständigen Behörde zeigen zu können, daß auch nicht Ein Requisit einer Injurie im rechtlichen Sinne vorhanden ist) sondern weil dieß der einzig rechtlich mögliche Standpunkt ist, den ich einnehmen kann.

Zu Nro. 4. Ich habe mich in meiner ersten Erklärung entschieden gegen die Beschuldigung des königlichen Ministeriums erklärt, daß ich den moralischen Charakter der Minister angegriffen und öffentlich verächtlich gemacht habe. In dem izt vorliegenden Erlasse wird nun aber auf dieser Ansicht bestanden und mir angemuthet, selbst zuzugeben, daß Prädicate, wie Unfähigkeit, Unwissenheit, Gleichgültigkeit, kindische Scheue, Eigensinn, Geiz und Pedanterie keine Tugenden, sondern moralische Gebrechen und Schwächen seien. Dieses Zugeständniß kann ich in der That nicht machen, wenn ich mich nicht mit den anerkanntesten Begriffen in Widerspruch setzen will. Etwas anderes ist doch sicherlich eine politische Untugend, ein Temperamentsmangel, eine intellectuelle Unbrauchbarkeit; und wieder etwas anderes ein moralisches Gebrechen, d. h. ein aus bewußt-schlechtem Willen hervorgehender Fehler. Daß aber alle von dem königl. Ministerium ausgehobenen Eigenschaften unter eine der erstgenannten Kategorieen, nimmermehr aber unter die Unsittlichkeiten gehören, wird wohl jeder Unbetheiligte zugeben. Ebenso wird ein Solcher zugeben, daß selbst die Möglichkeit einer Behandlung staatlicher Fragen ganz aufhörte, wenn jeder Tadel über eine Regierungshandlung und jedes Urtheil über die politischen Eigenschaften eines Staatsmannes und sogar untergeordneter Behörden, überdieß ausgesprochen im Privatverkehre, alsbald als ein öffentlicher Vorwurf moralischer Schlechtigkeit des betreffenden Ministers oder wohl gar des gesammten Ministeriums prädicirt und als solcher der Ahndung der Gesetze übergeben werden wollte?

Zu Nro. 5. Das königl. Ministerium hatte schon in seinem Erlasse vom 3. October mir die Erregung und Verbreitung von Unzufriedenheit mit der Regierung Schuld gegeben; ich dagegen habe diese Beschuldigung in meiner ersten Erklärung kurz und wie ich glaubte überzeugend zurückgewiesen. In dem neuesten Erlasse giebt nun aber das königl. Ministerium zwar die Verbreitung stillschweigend ganz auf, ebenso räumt es ein, daß thatsächlich keine Unzufriedenheit durch mich erregt worden sei; dagegen aber stellt es izt den Satz auf, daß es nicht auf den Erfolg, sondern auf die Consummation des Vergehens durch mich ankomme, zu welch lezterem ich denn „die vorzüglichsten Mittel" gewählt habe. Diese aber sollen darin bestehen, daß „ich den Zustand des Landes als unerträglich, als trostlos dargestellt und der Regierung den Willen

und die Kraft, Abhülfe zu leisten, abgesprochen habe;" in der Aufzählung der von mir getadelten einzelnen Zustände und Einrichtungen, meinen eigenen sonstigen Aeußerungen gegenüber, theils Unwahrheiten, jedenfalls bodenlose Uebertreibungen vorgebracht habe. Als Beleg dieser meiner Handlungsweise werden einzelne meiner Urtheile benannt. — Ich habe hierauf Verschiedenes zu erklären. — Vorerst habe ich mich auf das Entschiedenste dagegen zu verwahren, daß nicht Aeußerungen mir zugeschrieben werden, welche mir fremd sind. Ich habe nirgends den Zustand des Landes als „unerträglich" dargestellt; ich habe nirgends denselben „trostlos" genannt; ich habe nirgends der Regierung „die Kraft und den Willen abgesprochen, Abhülfe zu leisten." Meine Worte sind vielmehr: „ich bekenne mich offen zu der Ueberzeugung, daß hinsichtlich der materiellen und geistigen Vervollkommnungen noch viel zu thun ist." Ich sage ferner: „ich könne nicht alle Gegenstände aufzählen, mit welchen ich nicht einverstanden sei." Ich frage nun aus dem Tiefsten meiner Seele, ob es gerecht ist, auf den Grund von mir gar nicht gethaner Aeußerungen eine schwere Anklage zu gründen? — Zweitens kann ich unmöglich glauben, daß das königl. Ministerium ernstlich den Satz aufstellen will, es sei eine verbrecherische Aufregung zum Mißvergnügen vorhanden, wenn in einem für die Oeffentlichkeit gar nicht bestimmten, dem Empfänger so zu sagen aus der Hand gewundenen Briefe tadelnde Aeußerungen über staatliche Zustände sind. Zu welchen furchtbaren Consequenzen müßte diese Thesis führen! Vorerst würde mit ihr jeder freiere schriftliche Verkehr unmöglich. Was aber zu schreiben nicht erlaubt ist, darf auch nicht gesprochen werden. Was Dreien oder Vieren nicht gesagt werden darf, darf auch Einem nicht anvertraut werden. Würde also der vom königlichen Ministerium aufgestellte Satz wirklich im Leben allgemein ausgeführt, so würde jeder Bürger eines Staatsverbrechens, der Aufreizung zum Mißvergnügen, schuldig sein, welcher auch nur im vertraulichen Gespräche, selbst unter vier Augen, einen Zweifel an der Tüchtigkeit oder Thätigkeit eines Beamten äußerte, irgend eine Staatsanstalt für mangelhaft erklärte. Jeder Staatsdiener namentlich, welcher sich einer solchen Handlung schuldig machte, wäre verloren. Wird aber in der That Württemberg nicht so regiert, darf es nicht so regiert werden, würde es vielmehr mit Recht als eine schwere Beleidigung geahndet werden, wenn Jemand ein solches Verfahren

als den Grundsatz einer Behörde auch nur andeutete; nun, dann hat auch die von dem königl. Ministerium gegen mich vorgebrachte Anklage keinen rechtlichen Boden. Ich wenigstens kann und will nicht fürchten, daß es in Württemberg dahin gekommen ist, daß ein Mann, welcher selbst von dem leisesten Verdachte einer politischen Wühlerei oder auch nur einer systematischen Opposition während seines ganzen Lebens frei geblieben ist, eines Staatsverbrechens beschuldigt wird, wenn er in einem Briefe die Verwaltungsfähigkeit des einen oder des andern Beamten bezweifelt, einige materielle Staatsanstalten als fehlerhaft darstellt und wünscht, zu „Vervollkommnungen" auf dem verfassungsmäßigsten Wege der Welt beitragen zu dürfen. — Weiter endlich ist einleuchtend, daß überhaupt und unter allen Umständen von irgend einer Schuld nur dann die Rede sein kann, wenn die gegen die Regierung oder eines ihrer Organe angeführte Thatsachen unwahr sind. Deßhalb beschuldigt mich denn auch in der That das königl. Ministerium der „Unwahrheit und der bodenlosen Uebertreibung." Hier bleibt mir denn nichts übrig, als den Beweis der Wahrheit anzutreten. Man wird mir ohne meine Versicherung glauben, daß ich sehr gerne die hieraus folgenden Erörterungen unterlassen hätte, und ich werde mich auch auf das Nothwendigste beschränken, namentlich keinen Punkt erörtern, welchen das königliche Ministerium nicht selbst ausgehoben hat. Allein gegen die Anklage eines durch Lüge begangenen Staatsverbrechens muß ich mich vertheidigen; zu einer bestimmten Erklärung aufgefordert, gebe ich sie.

Der erste der als „unwahr oder bodenlos übertrieben" angegebenen Punkte ist ein Vorwurf, daß die Privilegien der Standesherren und der Ritterschaft immer mehr wachsen, die Forderungen der ersteren aber sich auf eine unerträgliche Weise steigern. — Hier erinnere ich denn an die Einführung eines neuen privilegirten polizeilichen Gerichtsstandes durch das Polizeistrafgesetz von 1839; an den in den Ablösungsgesetzen von 1836 zugegebenen Satz, daß ein Standesherr ein verfassungsmäßig zu Stande gekommenes Gesetz auf sich nur dann anwenden zu lassen braucht, wenn er persönlich und freiwillig zustimmt; auf den höhern Ablösungsmaßstab, welcher ihren Gefällen im Vergleiche mit denen des Staats in eben diesen Gesetzen zu Theil geworden ist; an das früher zurückgewiesene, izt zugestandene Recht der Uebernahme einer zweiten ständischen Stimme von Seiten eines Nachfolgers in der Standesherrschaft; an die mit jedem der

lezten Landtage steigenden, dem klaren Buchstaben der Verfassungsurkunde zuwiderlaufenden Anforderungen der Standesherren hinsichtlich der stückweisen Mittheilung des Haupt-Finanzetats sammt den nothwendigen Folgesätzen dieses, für die Regierung nicht minder als für die Volksrechte verderbenbringenden, Systemes; endlich an die Forderung mehr als Einer Stimme in der ersten Kammer im Falle des Aussterbens einer Linie des Hauses.

Die zweite der „Unwahrheiten oder bodenlosen Uebertreibungen" ist meine Behauptung, daß es an dem nöthigen Schutze gegen Beamtenwillkür fehle und an der nöthigen Form zur Durchführung eines Processes vor dem Staatsgerichtshofe. — Was den ersten Punkt betrifft, so ist schon in meinem Briefe ausdrücklich gesagt, wovon ich rede, nämlich lediglich von der durch das neue Strafgesetzbuch und das Polizeistrafgesetz eingeführten großen Beschränkung des Widerstandes gegen ungesetzmäßige Gewalt. Bekanntlich hat die königl. Regierung selbst in zwei Gesetzesentwürfen den von mir izt wieder gewünschten Grundsatz als richtig anerkannt und zur gesetzlichen Sanction vorgeschlagen, auch denselben endlich nur aus Besorgniß eines möglichen Mißbrauches aufgegeben. Nun ich aber zu dieser frühern Ansicht der Regierung zurückzukehren wünsche, soll es ein Verbrechen sein. — Ebenso ist, zweitens, unter Sachverständigen wohl kaum ein Streit darüber, daß ein Gesetz für das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe erforderlich ist, weil die bis izt allein vorhandenen Bestimmungen der Verfassungsurkunde unklar sind und höchst widersprechend ausgelegt werden. Jeden Falles erachte ich ein solches Gesetz für Bedürfniß, und bei aller schuldigen Bescheidenheit glaube ich in der That hier eine competente Stimme zu haben. Ich habe selbst die Ehre, Mitglied des Staatsgerichtshofes zu sein, bin Verfasser einer ausführlichen Schrift über Minister-Verantwortlichkeit, war früher Vertheidiger bei Ministeranklagen. Verhalte es sich aber auch hiermit, wie ihm wolle, seien meine Ansichten und Wünsche in den beiden erörterten Beziehungen richtig, ungegründet oder praktisch unbedeutend, mag namentlich das königl. Ministerium eine ständische Thätigkeit in dieser Richtung ersprießlich finden oder nicht: so ist mir wenigstens völlig unbegreiflich, wie solche Ansichten und Wünsche unter die Kategorie von „Unwahrheiten oder bodenlosen Uebertreibungen" gebracht, wie sie als

Beweis einer strafbaren Erregung von Mißvergnügen aufgestellt werden können.

Der dritte Punkt ist das unvernünftige Papier-Regiment. — Ich gestehe, daß es mich sehr überrascht hat, meine Klage über unnöthige und unpraktische Schreiberei unter den „Unwahrheiten und bodenlosen Uebertreibungen" aufgeführt zu finden. Wenn ich einen Punkt als notorisch wahr und als allerseits zugegebenen erachten durfte, so war es dieser. Kaum vor wenigen Wochen hat der Ständesaal von den vielseitigsten Beschwerden über dieses unnöthige Schreiben ertönt. Nichts ist häufiger, als daß die öffentlichen Blätter und Zeitschriften ganze Reihen von Klagen und von Vorschlägen enthalten, wie und wo unnöthige Schreibereien abgestellt werden sollten. Jährlich wird es schwerer, tüchtige Schultheißen unter den Landleuten zu erhalten, weil sie den steigenden Forderungen an ihre Feder nicht mehr gewachsen sind. Ganz allgemein wird tadelnd über die Ressortverhältnisse der Mittelbehörden geurtheilt, und zwar dieß hauptsächlich wegen der hierdurch erzeugten unnöthigen Schreiberei. Ja noch weiter. In demselben Augenblicke, in welchem mir eine vorübergehende Anspielung auf diese Dinge als ein schweres Vergehen von dem königlichen Ministerium vorgeworfen und mir Verantwortung darüber abverlangt wird, zieht das königliche Ministerium selbst von seinen Beamten Vorschläge ein über Geschäftsvereinfachung, d. h. also Verminderung der unnöthigen Schreiberei, und haben auch andere Ministerien dergleichen Auflagen gegeben. Unter diesen Umständen glaube ich denn hier in der That des Eingehens in Einzelnheiten überhoben zu sein. Wäre es aber dennoch nöthig, so würde ich z. B. anführen, daß schon vor längerer Zeit von einem Ortsvorsteher 128 Terminberichte jährlich zu erstatten waren; (natürlich unbeschadet alles Schreibens in den laufenden Geschäften und unangesehen, wie viele darunter bloße Fehlberichte seien;) daß ein Oberamtmann 157 Berichte jährlich an bestimmten Tagen abgeben muß; daß in der jüngsten Verordnung vom 29. Juli d. J. über die Confinirten und unter polizeiliche Aufsicht Gestellten nur über diesen Gegenstand wenigstens 40 verschiedenerlei amtliche Schreibereien angeordnet sind (von denen sich eine 52mal im Jahre wiederholt, eine andere 28mal möglich ist); daß der Wunsch eines außerhalb der Universitätsstadt Wohnenden, ein Buch von der Universitätsbibliothek entleihen zu dürfen,

nothwendig macht: 1 Bittschrift, 2 Berichte, 3 Erlasse, 2 Referate in einem Collegium von fast 40 Personen, außerdem die nöthigen Manipulationen auf Secretariat, Registratur, Schreibtisch. Und so noch Weiteres, wenn es verlangt würde.

Zusammengestellt mit derselben Nummer und somit belegt mit demselben Prädicate ist meine Behauptung, daß jährlich Millionen weggeworfen werden, um dafür schlechte Straßen, unbrauchbare Gebäude, unglaubliche Bahnhöfe zu haben. Ich beweise auch hier meine Behauptung. Vorerst zeige ich, daß das System der Unterhaltung unserer Straßen in der Hauptsache eben so schlecht im Ergebnisse, als verschwenderisch im Geldpunkte ist. Bekanntlich ist die Unterhaltung der württembergischen Chausseen nicht (wie fast in allen Ländern der Welt) eigenen Wegwarten übertragen, welche als einzige und sie vollkommen in Anspruch nehmende Amtspflicht das ganze Jahr immer auf der Straße zu sein, jede kleine Verletzung des Straßenkörpers sogleich auszubessern, Morast und Staub täglich zu entfernen, das Material zuzurichten haben; sondern sie ist, auf den meisten Straßen wenigstens, Wegknechten anvertraut, d. h. Bauern, welche für eine kärgliche fixirte Belohnung alles dieses als Nebengeschäfte besorgen sollen. Dieses System hat denn nun aber nachstehende Folgen: a) Die einzige Möglichkeit, beständig gute Straßen zu haben, nämlich die tägliche Ausbesserung, ist ganz außer Frage. Der Wegknecht kommt leicht wochenlang nicht auf die Straße; besorgt sein Geschäft überhaupt so schnell, d. h. so schlecht, als er nur kann; ist sehr wenig dabei überwacht. Daher ist denn auch die Straße einen großen Theil des Jahres uneben, tiefkothig oder staubig, zu anderen Zeiten ein Steinmeer, in welchem Pferde und Wagen zu Grunde gehen. b) Während bei täglicher Ergänzung der kleinen Lücken im Straßenkörper sehr wenig Material nöthig ist, wird in Württemberg die ganze Straße zweimal im Jahr mehrere Zoll hoch mit Material überschüttet. Diese dicke Schichte macht in der ersten Zeit die Benützung der Straße höchst peinlich, ist dagegen aber gar bald durch ihr eigenes Uebermaaß zermalmt und in Staub oder Koth verwandelt. Die hierdurch erzeugte Verschwendung von Material ist auch pecuniär ungeheuer, und zwar nicht nur nutzlos, sondern positiv schädlich. Es ist ein bekannter Ausspruch eines berühmten fremden Ingenieurs, er könne es nicht ohne Schmerz ansehen, wie in Württemberg viermal zu

viel Material gebraucht werde, um damit die Straßen dreimal so schlecht zu machen, als sie sein könnten. c) Durch diese übermäßigen Ueberschüttungen und durch die nachlässigen Abraumungen der Wegknechte wachsen die Straßen, namentlich die Kießstraßen, an vielen Orten langsam aber unaufhaltsam in die Höhe. Dadurch werden sie aber schmaler, die Abstürze in die Gräben gefährlicher, die durch langen Regen oder Thauwetter aufweichbare Masse wird immer tiefer. Bei gar mancher Straßencorrection oder Bauarbeit längs einer Staatsstraße ist zu sehen, daß der Straßenkörper 3—4 Fuß aufgewachsen ist. Ich will Brücken benennen, deren steinerne Brüstungen beinahe bis zum Rande mit Straßenkörper ausgefüllt sind, so daß jene gar keine Sicherheit mehr geben. Daß die hölzernen Sicherheitsschranken, trotz ihrer kurzen Dauer, bis über die Hälfte in der immer steigenden Straße vergraben stehen, somit theils nutzlos werden, theils schnell faulen, zeigt jeder Spaziergang auf einer nach diesem Systeme unterhaltenen Straße. Und selbst auf den ausnahmsweise nach einem andern Systeme behandelten Wegen, nämlich auf den mit Taglöhnern unterhaltenen, ist noch immer nicht die gehörige Aufsicht und Schonung des Materiales, was zu beweisen aber hier viel zu weit führen würde. — Zweitens mache ich darauf aufmerksam, daß die beim Straßenbau in anderen Staaten längst eingeführten, durch die Erfahrung bestens erprobten neuen Einrichtungen in Württemberg nicht zu sehen sind. So z. B. das in den französischen Westdepartements mit so überraschendem Gewinne eingeführte pünktlichste tägliche Kehren der Straßen. Ferner das in ganz Preußen, in einem großen Theile von Frankreich und von Italien längst geübte Walzen der neugebauten oder neu beschütteten Straßen mittelst schwerer Granit- oder Eisencylinder; eine Maaßregel, durch welche, nach Abzug aller Kosten, wenigstens die Hälfte der sämmtlichen Unterhaltungskosten erspart wird, abgesehen vom vortrefflichen Stande der Straßen. — Drittens weise ich hin auf die Versperrungen unserer Straßen mit Materialvorräthen und mit Abraumhaufen, anstatt deren Aufbewahrung auf Seitenplätzen. Nichts ist bekanntlich häufiger zu sehen, als daß unsere ohnehin vielfach zu schmalen Straßen auf zwei Drittheile, wo nicht noch weniger, der Fahrbahn verengt und nicht selten sogar sehr gefährlich gemacht werden. Von der dabei nicht zu vermeidenden nutzlosen Zerstörung vielen Materiales ganz abgesehen. —

Viertens weise ich noch hin auf den Mangel einer technischen Centralbehörde, auf die viel zu kleine Anzahl der aufsehenden Beamten, auf die Abwesenheit eines regelmäßigen Organismus in dem Corps der Straßenbau-Ingenieure. — Faßt man nun aber dieses zusammen, und es wäre noch Vieles zu nennen, so ergiebt sich wohl von selbst der Schluß, daß durch ein schlechtes System und durch Unbekanntschaft mit den Verbesserungen anderer Staaten Württemberg allerdings auf seinen Straßen sehr bedeutende Summen rein verschwendet, und zwar mit keinem andern Ergebnisse, als dem schlechter Straßen. — Mich mit ähnlicher Beweisführung nun auch zu den Eisenbahnen und zum Hochbauwesen zu wenden, erachte ich fast für überflüssig. Bedarf es doch, was erstere betrifft, für Jeden, der einen Begriff von dem Verkehre auf einer großen Eisenbahnlinie und namentlich auf einem Centralpunkte einer solchen Linie hat, nur eines Blickes auf den Stuttgarter Bahnhof, um sich zu überzeugen, daß hier mit ungeheuren Kosten ein „unglaublicher“ Bahnhof angelegt ist. Eine Kopfstation, in welcher täglich mehremal Züge von verschiedenen Linien zusammentreffen werden; der Bahnhof einer Stadt von bereits 40,000 Einwohnern, welche leicht in einer sehr mäßigen Reihe von Jahren auf 60 und 70,000 steigen kann; der Ausgangspunkt einer Localfrequenz von seltener Größe; eine Hauptstation auf einer Bahn von europäischer Bedeutung (vom Südwesten Europa's in den Norden und Osten); ein Bahnhof also, auf welchem sich Tausende von Kommenden und Abgehenden gleichzeitig einfinden können und werden mit ihrem Handgepäcke, ihren begleitenden Freunden u. s. w.; ein solcher Bahnhof nur 90 Schuhe breit, mit so wenigen Nebenräumen, daß man im ursprünglichen Plane nicht einmal Wartsäle anzubringen wußte, die Latrinen aber auch izt noch in die Häuser der Nachbarn hinein expropriiren muß; ein solcher Bahnhof darf doch wohl als ein „unglaublicher“ bezeichnet werden. Und so ist es nur allzuhäufig auch mit Hochgebäuden. Zum Beweise berufe ich mich auf die neuen kostspieligen Gefängnißbauten. Die Erörterungen in der Ständeversammlung über das Kreisgefängniß in Hall sind noch in Jedermanns Erinnerung. Das Kreisgefängniß in Rottenburg, welches tadellos sein mag, soweit von Stein und Mörtel die Rede ist, kann für Jeden, welcher nicht völlig unbekannt ist mit den Forderungen der neuen Gefängnißwissenschaft, nur als ein Anachronismus

erklärt werden; und es gehört nicht etwa Prophetengabe dazu, um einen gänzlichen Umbau desselben im Innern in Aussicht zu stellen. Ich berufe mich ferner auf die vielen öffentlichen Gebäude, welche schon für das erste, unmittelbar nach der Beendigung zu befriedigende Bedürfniß zu klein sind, wie z. B. das Naturaliencabinet und das Archiv, das neue Canzleigebäude, ebenso das Kunstgebäude, in einzelnen ihrer Abtheilungen.

Als einen vierten Beweis „von Unwahrheit oder Uebertreibung" führt das königliche Ministerium meine Behauptung auf, daß Würtemberg in Befreiung des Bodens von Grundlasten viel weiter zurück sei, als vor 28 Jahren. — Ich verkenne sicher nicht, was unter der Regierung Seiner Majestät des Königes und namentlich durch Sein Beispiel für die Landwirthschaft geschehen ist. Ich vergesse namentlich nicht die drei Ablösungsgesetze von 1836. Allein dennoch getraue ich mir, meinen Satz zu rechtfertigen. Erstens erhebt der Staat Neubruchszehnten und vermehrt dadurch selbst die bestehende Summe der Grundlasten in dem Verhältnisse aller neuen Rodungen. Zweitens beweisen die Verhandlungen des lezten Landtages, daß allmählig neue standesherrliche Anforderungen gegen die Grundholden entstanden, dieselbe aber keineswegs mit aller, hier so nöthigen, Kraft in Schranken gewiesen worden sind. Im Jahre 1817 wären solche Forderungen nicht gewagt worden. Drittens hat der Staat den Standesherren die förmliche Einräumung gemacht, daß sie an die Geseße über Grundlastenablösung nur mit ihrem eigenen freien Willen gebunden seien. Dieser Grundsatz ist nun aber, nach meiner Ueberzeugung, nicht nur in verfassungsmäßiger Beziehung durchaus unhaltbar und von dem schlimmsten Vorgange, sondern er stellt auch unläugbar die endliche Befreiung des Königreiches von Grundlasten hinter den rechtlichen Zustand von 1817 weit zurück. Es ist mir nicht unbekannt, daß die Klage der Standesherren beim Bundestage in der Mitte liegt; allein es ist auch bekannt, durch welches einfache Mittel z. B. die badische Regierung einen ähnlichen selbstischen Widerstand ihrer Bevorzugten (gegen die Aufhebung der Bannrechte) augenblicklich niederschlug; ein Mittel, welches in Württemberg noch nicht versucht worden ist. Endlich habe ich noch zu bemerken, daß die langjährige Zögerung in Beseitigung der größeren Grundlasten, namentlich der Zehnten, izt auf viele Jahre hinaus die Durchführung einer solchen Maaßregel

erschwert, wo nicht für immer unmöglich gemacht hat. In dieser Zeit nämlich sind unübersehbare andere Forderungen an die Staatskasse entstanden, vor deren Ueberwindung an eine kräftige Begünstigung einer Zehnt- und Gültablösung nicht zu denken ist. Auch in dieser Beziehung sind wir also weit hinter dem Stande vom Jahr 1817 zurückgetreten. Ich kann somit auch in diesem Punkte den Vorwurf der Unwahrheit und der bodenlosen Uebertreibung zurückweisen.

Endlich wird noch fünftens, mit dem ebengenannten Prädicate meine Ansicht belegt, daß die württembergische Staatsschuld die am schlechtesten verwaltete in Deutschland sei. Mit Recht würde ich zwar bemerklich machen dürfen, daß mein Urtheil über die Art der Verwaltung einer Staatsschuld wohl kaum den vorzüglichsten Mitteln zur Erregung einer Unzufriedenheit beigezählt werden kann, indem offenbar der Gegenstand ebensosehr der Einsicht, als dem Interesse der Menge, somit auch ihren Leidenschaften entrückt ist. Allein ich gehe der materiellen Erörterung nicht aus dem Wege, sondern werde in wenigen Sätzen zeigen, daß allerdings die Verwaltung der württembergischen Staatsschuld schlecht ist. — Sie ist es aber, theils wegen gewisser gesetzlicher Einrichtungen, theils wegen einer Reihe verkehrter und verderblicher Handlungen. — Eine schlechte gesetzliche Einrichtung ist vor Allem schon die Leitung der ganzen Staatsschuldverwaltung durch die ständischen Behörden. Nicht nur ist der in der Regel damit beauftragte engere Ausschuß keineswegs mit Rücksicht auf dieses wichtige Geschäft bestellt, so daß sich sehr leicht auch nicht Ein Mitglied von gründlichen Kenntnissen im großen Geldverkehre darunter findet; sondern es verhindert namentlich der beständige Wechsel theils der Ausschußmitglieder selbst, theils des engen und dann wieder des vollen Ausschusses, endlich der Ausschüsse und der ständischen Commissionen während der Landtage jede Festhaltung eines Systemes, fast die einfache Geschäftstradition. Eine zweite sehr schlechte Einrichtung ist die Art der Rückzahlung mittelst der Verlosung. Nicht nur verliert dabei entweder der Staat, falls der Curs unter Pari steht, oder der Gläubiger, bei günstigem Curse; sondern es wird wegen einer relativ sehr kleinen Summe, welche zur Ablösung bestimmt werden kann, immer die Gesammtheit der Gläubiger in Besorgniß gesezt. Daß diese, überdieß mechanisch sehr ungeschickte Einrichtung zu dem niedrigen Curse und der allmähli-

gen Abgeneigtheit, württembergische Staatspapiere zu besizen, viel beigetragen hat, ist notorisch. — Nun aber die verkehrten Handlungen. Vor Allem gehört hieher das unaufhörliche Rütteln an dem ganzen Systeme der Schuld. Noch ist nicht Ein Landtag vergangen, auf welchem nicht von irgend einer Seite am Zinsfuße, an der Form der Verschreibungen, an der Capitalsteuer, an der Art der Geldaufnahme gerüttelt oder gar geändert ward. Eine solche Unständigkeit läuft denn nun aber doch gegen die Fundamental-Grundsäze des öffentlichen Credites. Sodann ist in 20 Jahren der Zinsfuß dreimal herabgesezt worden; ein Schritt, zu welchem sich die größten und reichsten Staaten aus einleuchtenden Gründen nur nach der reiflichsten Erwägung und in langen Zwischenräumen entschließen. Und dieser Schritt ist nicht einmal immer durch die Gesetzgebung geschehen, sondern zweimal durch einfache Verwaltungsmaaßregeln, einmal sogar gegen ausdrückliche amtliche Aeußerungen. Er ist ferner gerade das leztemal so unmotivirt und so ohne alle Kenntniß der Verhältnisse und ohne genügende Vorbereitung gethan worden, daß nur die Verwendung aller verfügbaren Staatsmittel ein Landesunglück verhüten konnte, dagegen aber natürlich andere große Verlegenheiten und Verluste herbeiführte. Nun ist aber doch wohl erlaubt, die Verwaltung einer Staatsschuld eine schlechte zu nennen, welche bei einer allgemeinen Aufkündigung mit einem Rückhalte von 150,000 fl. auszureichen gedachte in der That aber mehrere Millionen brauchte; welche in Folge dieser Operation die Schuldenkasse Jahre lang creditlos machte, den Curs der Papiere um 6 Procent drückte. Ferner ist nicht etwa nur allein nach meiner, sondern nach der Ansicht der kompetentesten Sachverständigen die Aufnahme von Geld mittelst Soumissionen von Banquiers in mehr als Einer Hinsicht ein verderbliches System; vor Allem aber ganz verwerflich in Friedenszeiten und bei ruhigem Geldmarkte. Endlich ist das jüngste ständische Hinwerfen eines Credites von Dutzenden von Millionen in einer halben Stunde, ohne Berathung über die Art und Weise der Benützung, ohne ein Wort der Bedingung, ein Verfahren, zu welchem sich wenige Seitenstücke in der parlamentarischen Finanzgeschichte kleinerer Staaten finden dürften. — Vermag nun aber sicher das königliche Ministerium nicht, alle diese Thatsachen in Abrede zu ziehen, und vermag es ohne Zweifel ebensowenig, irgend einen andern deutschen Staat

zu nennen, welcher seine Staatsschuld auf gleiche Weise behandelt hätte: so wird es selbst ermessen, in wieferne die mir zugeschleuderte Alternative einer „Unwahrheit oder einer bodenlosen Uebertreibung meines Urtheiles" eine gegründete ist.

Indem ich hiermit die Beantwortung der mir vorgelegten einzelnen Fragen schließe, glaube ich noch einige allgemeine Bemerkungen beifügen zu sollen.

Durch die von dem königlichen Ministerium des Innern gewählte Behandlungsweise hat die ganze Angelegenheit fast eine strafrechtliche Wendung genommen, namentlich hat die Aufstellung von einzelnen aus dem rein rechtlichen Gesichtspunkte aufgefaßten Fragen auch ein Eingehen in juristische und thatsächliche Einzelheiten von meiner Seite nöthig gemacht. Hierdurch wird nun aber der eigentliche Charakter der Sache so verdeckt, daß ich ein großes Interesse dabei habe, sie wieder auf ihren allein richtigen Standpunkt zu stellen, nämlich auf den politischen.

Ich hatte die Absicht, Abgeordneter zu werden; und zwar wünschte ich dieß hauptsächlich deßhalb, weil ich glaubte, zur Bildung einer in der Kammer der Abgeordneten durchaus fehlenden Partei beitragen zu können. Meiner Ansicht nach mangelt es ihr nämlich an einer enger verbundenen Anzahl von Männern, welche ganz unabhängig von der Regierung und von der Opposition, somit ganz nach freier Ueberzeugung im einzelnen Falle, das Gute und Wahre fördern, mit der Regierung, wenn sie im Rechte, thätig und intelligent ist, gegen sie (oder vielmehr gegen die betreffenden Beamten), wenn das Gegentheil stattfindet. Kurz eine dritte oder doctrinäre Partei; ein linkes Centrum; oder wie man dieß in der parlamentarischen Sprache anderer Völker nennen will. Aus Veranlassung dieses Wunsches und dieser Absicht schrieb ich einen Brief an einen um meine Wahl eifrig besorgten Mann, welcher mich in Kenntniß sezte, daß diese Wahl Anstand finde, weil ich von der Opposition als ein durchaus serviler Candidat geschildert werde. Um ihn, durch ihn aber die Wähler, auf den rechten Standpunkt zu stellen, gab ich in diesem Briefe diejenigen Punkte an, in welchen ich für die Regierung, aber auch (und ausführlicher) diejenigen, in welchen ich gegen sie oder einzelne ihrer Organe stimmen und handeln würde. Ich schrieb, ohne an die Möglichkeit einer Veröffentlichung des Briefes, oder auch nur an eine unmittelbare Verbreitung desselben im größern

Kreise der Wahlmänner zu denken, in Eile, kurz, schneidenden Ausspruches, wie ich im täglichen Leben rede und schreibe. Dieser Brief kam nun aber in fremde, in feindliche Hände. Er wurde mit einer nach zwei Seiten hingehenden Schadenfreude verbreitet, selbst zum Drucke von einem meiner politischen Gegner eingesendet, von der Censur jedoch so verstümmelt, daß die Redaction des Blattes ihn ganz zurücknahm. Aber auch die Staatsregierung hatte Kenntniß von dem Briefe erhalten, sie war unzufrieden mit dem Censurverbote, und nun kam, auf eine jeden Falls ungewöhnliche Weise, der Druck doch noch zu Stande. Soweit war, etwa mit Ausnahme der Umgehung meiner Einwilligung zum Drucke, staatlich Alles in Ordnung. Die öffentliche Meinung war zur Richterin über die von mir ausgesprochenen Ansichten aufgerufen worden. Die Regierung nahm bei einer politischen Angelegenheit einen politischen staatsmännischen Standpunkt. Fand sie es in ihrer Stellung, für ausgesprochenen Tadel Ungunst zu erweisen, so stand dieß in ihrem Rechte. Allein leider genügte dieß nicht. Ich sollte nicht blos als politischer Gegner behandelt werden, (was ich freilich nur bedingt war,) sondern auch als strafbarer Beamter. Das königliche Ministerium des Innern, als die mir vorgesezte Dienstbehörde, erklärte die Ausübung meiner staatsbürgerlichen Rechte und meine als Wahlcanditat gemachte Aeußerung als eine Dienstpolizeisache und stellte mich darüber amtlich zu Rede, strenge Strafe alsbald in Aussicht stellend, und formell auf eine meine Ehre auf das Tiefste verletzende Weise verfahrend. Meine Erklärung, durch welche ich die Frage auf den richtigen Standpunkt — den politischen und verfassungsmäßigen — zurückzuführen suchte, wurde nicht als genügend erachtet, sondern eine Reihe neuer Untersuchungsfragen vorgelegt, und zwar auch izt wieder nicht aus dem höhern Gesichtspunkte einer politischen Stellung und Meinung, sondern vom streng juridischen Standpunkte aus. Mein im vertrauensvollsten Umgangsstyle geschriebener Brief wird mit schärfster Kritik jedes Wortes gemustert; die in demselben zerstreuten Aeußerungen sind zusammengesucht und zusammengesezt zu einem möglichst grellen Bilde; es werden aus demselben Ansichten und Aeußerungen herausgelesen, die mir völlig fremd sind; ich werde gefragt als der schuldige Untergeordnete, nicht behandelt als der politische Opponent. Diese Auffassung der Sache ist es nun, gegen welche ich mit aller Kraft ankämpfe, und

zwar nicht allein meiner eigenen bedrohten Interessen wegen, sondern weil eine große constitutionelle Frage auf dem Spiele ist. Es frägt sich nämlich nicht blos, ob mir Unrecht geschehen ist in der mir zu Theil gewordenen Behandlung, und welche Genugthuung mir werden soll, (allerdings Lebensfragen für mich persönlich;) sondern noch weit allgemeiner, ob in Württemberg die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte und die Aussprechung politischer Ansichten von Seite eines Staatsdieners als Dienstpolizeisache behandelt, seine Bewerbung um eine Abgeordnetenstelle im Disciplinarwege reglementirt werden darf? Es frägt sich, ob eine solche Geistesunfreiheit und eine solche Herabdrückung unter das Niveau des gemeinen staatsbürgerlichen Rechtes alle Staatsdiener gleichmäßig umfaßt, und ob namentlich auch ein mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und sogar mit der einfachen Verwaltung nicht entfernt zusammenhängender Beamte, ob ein Lehrer an der Hochschule dieselbe beistimmende Haltung zu beobachten schuldig ist? Es frägt sich ganz insbesondere, ob ein Lehrer der Staatswissenschaften nur bei seinen Schülern auf die Weckung der Denkkraft und eines eigenen Urtheiles hinwirken, in seinem eigenen staatlichen Leben aber ein Gedankensclave sein soll? Wie diese Fragen in einem constitutionellen Staate zu beantworten sind, darüber ist mir wenigstens kein Zweifel; und ich kann daher auch die Zuversicht nicht aufgeben, daß sie von den höchsten Behörden meines Vaterlandes werden im Sinne der gesetzlichen Freiheit entschieden werden. Mag daher auch in der bisherigen Behandlung der Sache vorgegangen sein, was da will, so hoffe ich doch unerschüttert auf eine genügende Lösung der allgemeinen Frage. Für mich aber persönlich fordere ich Freisprechung von der gegen mich erhobenen Anklage und amtliche Heilung meiner amtlich so unverdient gekränkten Ehre.

Schließlich dehne ich meine früher bereits vorgelegte Bitte um Gestattung der Veröffentlichung auch auf die neuen Aktenstücke aus.

Ehrerbietigst

R. Mohl.

Beilage A.

Eurer Hochwohlgeboren

habe ich auf Ihre so eben erhaltene gefällige Zuschrift in Betreff des von mir beabsichtigten Grades der Verbreitung Ihres Schreibens vom 7. Sept. Folgendes zu erwiedern die Ehre:

Sogleich nach Empfang Ihres vorerwähnten Schreibens sandte ich solches dem Fabrikanten Binder in Ebingen zur eigenen Kenntnißnahme und unter dem ausdrücklichen Ersuchen zu:

> Dieses Schreiben auch dem Fabrikanten Landenberger, Kaufmann Rümmelin und Dr. Schneckenburger daselbst lesen zu lassen, sofort aber solches unverzüglich an mich zurückzuschicken.

Eine weitere Circulirung Ihres Schreibens — sei es in Original oder Abschrift — lag dagegen aus doppeltem Grunde entfernt nicht in meinem Sinne; einerseits glaubte ich, daß eine größere Verbreitung Ihres Schreibens im Hinblick auf dessen Inhalt schon Ihrer eigenen Intention zuwider sein würde; andererseits hätte, offen gesprochen, jedenfalls ich mich abgehalten sehen müssen, die Verbreitung Ihres Schreibens von mir ausgehen zu lassen.

Als mir Ihr Schreiben am 3ten Tage noch nicht wieder zurückgeschickt worden war, sah ich mich daher auch veranlaßt, mich zum Zwecke dessen Reclamirung persönlich nach Ebingen zu begeben. Allein zu meinem großen Bedauern kam ich bereits zu spät; denn schon waren Abschriften desselben in Umlauf gesezt.

Daß Binder, Landenberger, Rümmelin und Dr. Schneckenburger durch die — wenn schon in gut gemeinter Absicht geschehene — Verbreitung Ihres Schreibens gegen den bestimmten Wortlaut meines Briefes und gegen alle Discretion handelten, haben denn auch dieselben bei meinem ihnen dießfalls gemachten Vorhalte nicht nur selbst eingesehen, sondern sie haben auch in einem schon vor etwa 3 Wochen im Beobachter erschienenen Aufsatze mir gegenüber die Sache durch das öffentliche Bekenntniß gut zu machen gesucht, daß jene Verbreitung ohne mein Vorwissen geschehen sei.

Daß ich durch die geschehene Ausfolge Ihres Schreibens an Binder solches überhaupt nur aus der Hand gab, hatte einfach darin seinen Grund, weil gerade Binder u. s. w. diejenigen Personen gewesen sind, welche mich veranlaßten, Sie um ein politisches Glaubensbekenntniß zu ersuchen und denen ich daher auch Ihre

eingekommene Antwort nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, zumal sie dieselbe bereits monirt hatten.

Dieß ist der wahre nähere Sachverhalt, und indem ich daher bei dieser Gelegenheit nur mein wiederholtes Bedauern über die durch das Verbreiten Ihres fraglichen Schreibens Ihnen wie mir zugegangenen Unannehmlichkeiten ausdrücken kann, habe ich mit ausgezeichneter Hochachtung zu sein die Ehre

Eurer Hochwohlgeboren

Balingen, den 4. Nov. 1845.

gehorsamster Diener
Rechts-Consulent Nagel.

Beilage B.

Auszug aus dem Stuttgarter Tagblatt: der Beobachter, vom 11. Oct. 1845.

Auf den Grund des von Hrn. Rechts-Consulenten Nagel nach vorheriger Rücksprache mit hiesigen Wahlmännern ausgewirkten und den lezteren zur Einsicht mitgetheilten Glaubensbekenntnisses, von welchem ohne Wissen des Hrn. Rechts-Cons. Nagel von hier aus Abschriften in Circulation gebracht wurden, haben sich denn auch bei einer dahier stattgefundenen größern Wählerversammlung, ohne irgend eine Einmischung von Seiten Dritter, nicht nur sämmtliche anwesend gewesene Wahlmänner für Hrn. v. Mohl ausgesprochen, sondern es sind diesem Beispiele auch die Wahlmänner mehrerer Ortschaften nachgefolgt.

Beilage C.

Stuttgart, den 5. Nov. 1845.

Das Schreiben des Herrn Prof. R. v. Mohl an den Herrn Rechts-Consulenten Nagel in Balingen kam mir durch einen hiesigen Kaufmann von der der Wahl des Herrn v. Mohl entgegengesezten Ansicht zu, welcher dasselbe in Abschrift von Ebingen zugeschickt erhalten hatte. Von demselben aufgefordert, den Druck sogleich besorgen zu lassen, that ich dieses ohne Verzug. Der Censor des Beobachters, Freihr. v. Linden, aber strich an der ersten Hälfte etwa $^3/_4$ Spalten des Beobachter-Formats. Ich selbst ließ hierauf den ganzen Satz ausheben, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen,

als hätte ich das Aktenstück gefälscht oder verstümmelt der Oeffentlichkeit übergeben. Zwar wurde in Folge dieses Censurstriches in der gewöhnlichen Abendgesellschaft, welche ich zu besuchen pflege, verabredet, eine Recursschrift einzugeben. Diese war aber weder abgefaßt noch überreicht, auch kein Recurs von mir angemeldet, als ich etwa 8 Tage nach dem geschehenen Censurstrich, unmittelbar vor dem Volksfeste, von Frhrn. v. Linden zu meiner eigenen Ueberraschung, indem der Druck der gestrichenen Stellen nicht etwa bloß suspendirt, noch irgendwie sonst von mir reclamirt war, von freien Stücken einen Zettel erhielt, worin bei der Redaction des Beobachters die Anfrage geschah, ob dieselbe — vorausgesezt, daß der Satz der gestrichenen Stellen noch stehe — wünsche, daß bei dem Herrn Minister der Auswärtigen, welcher eben von einer Reise zurückgekommen, wegen des Imprimatur angefragt werden solle. Ich erwiederte hierauf, daß mir Solches sehr angenehm sei, fügte aber die Bedingung bei, daß ich die Druck-Erlaubniß nur in dem Falle annehmen könne, wenn an dem Artikel gar keine Veränderung vorgenommen werde. Aus Veranlassung des Volksfestes nun, zu dessen Besuch ich für meine Setzer einige freie Zeit gewünscht hätte, wandte ich mich zum zweiten Male an Frhrn. v. Linden mit der Bitte, seine Antwort zu beschleunigen, damit ich jezt den noch stehenden alten Satz benützen könne, als unterstützenden Grund der Beschleunigung das Gerücht anfügend, welches mir zufällig zu Ohren gekommen sei, daß für den Druck offiziell gesorgt werden und ich dann natürlich nicht hintendrein kommen wolle. Frhr. v. Linden ertheilte hierauf die Antwort, daß der Herr Graf von Beroldingen noch keine Entschließung gegeben habe. Unmittelbar nach dem Volksfeste aber wurde der Redaction für den fraglichen Artikel das Imprimatur durch eine kurze Nachricht von dem Censor des Beobachters ohne irgend eine Abänderung ertheilt.

Vorstehendes habe ich auf eine mittelbar von Seiten des Herrn Prof. R. v. Mohl an mich ergangene Aufforderung hin nach bestem Wissen und Gewissen niedergeschrieben, und zwar auch ohne nur darnach zu fragen, zu welchem Zwecke Solches von mir zu wissen begehrt werde, lediglich aus dem Motive, weil ich überall keinen Grund habe, die hier von mir bescheinten Thatsachen vor der einen oder andern Partei zu verheimlichen.

Adolph Weisser.

Nro. XI.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an den akademischen Senat in Tübingen.

Seine Königliche Majestät haben durch höchste Entschließung vom 5. d. M. den Professor Robert v. Mohl, welcher als akademischer Lehrer das Vertrauen der Regierung durch sein Betragen verloren hat, auf die erledigte Rathsstelle bei der Regierung des Donaukreises mit dem ihm gesetzlich zukommenden Gehalte von 2466 fl. 40 kr. versezt, zugleich aber dem Regierungsrath v. Mohl gestattet, die für das laufende Wintersemester begonnenen Vorlesungen zu beendigen.

Der akademische Senat wird hievon mit dem Auftrage in Kenntniß gesezt, wegen Wiederbesetzung des hiedurch erledigten Lehrstuhls in der staatswirthschaftlichen Facultät Anträge zu erstatten.

Stuttgart, den 6. Dezbr. 1845.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren
dem Herrn Professor Dr. R. v. Mohl dahier
theilt man vorstehende Decrets-Abschrift zur Nachricht mit.

Hochachtungsvoll

Tübingen, den 8. Dec. 1845.

Königl. Rectoramt:
Walz.

Nro. XII.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen.

Auf den Bericht vom 21. v. M.
in Betreff des Benehmens des Professors R. v. Mohl bei der Abgeordneten-Wahl in Balingen,
wird dem akademischen Rectoramt eröffnet, daß die vom Professor R. v. Mohl verlangte Vorlage seiner Vertheidigungsschriften an Seine Königliche Majestät Statt gefunden und seine Versetzung auf eine Rathsstelle bei der Regierung des Donaukreises zur Folge gehabt hat. Unter diesen Umständen wird eine weitere Würdigung des Fehltritts dieses Beamten unterlassen.

Vorstehendes ist dem Regierungsrath v. Mohl zu erkennen zu geben.

Stuttgart, den 6. Dec. 1845.

Schlayer.

Seiner Hochwohlgeboren,
dem Herrn Posessor Dr. R. v. Mohl dahier
theilt man der erhaltenen Auflage gemäß vorstehende Decrets-Abschrift mit.

Hochachtungsvoll

Tübingen, den 8. Dezbr. 1845.

Königl. Rectoramt:
Walz.

Nro. XIII.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an Se. Majestät den König von Württemberg.

Professor R. Mohl bittet um seine Entlassung aus dem Staatsdienste.
Tübingen, den 8. December 1845.

Eure Königliche Majestät

haben geruht, mir durch das Königl. Ministerium des Innern meine Versetzung zu der Regierung des Donaukreises eröffnen zu lassen.

Eure Königliche Majestät gestatten mir die ehrerbietigste Erklärung, daß ich außer Stand bin, die mir zugedachte Stelle anzunehmen. Dieselbe ist von der Art, daß ich sie nur für völlig unvereinbar erachten kann, sei es mit der Dauer und der Art meiner bisherigen Leistungen im öffentlichen Dienste, sei es mit der Stellung, welche ich mir in der wissenschaftlichen Welt zu erringen vermocht habe. Ich sehe mich daher in der schmerzlichen Nothwendigkeit,

Eure Königliche Majestät um Entlassung aus dem Staatsdienste unterthänig zu bitten.

Hiebei verfehle ich nicht, zu erklären, daß ich die mir von dem Königl. Ministerium des Innern freigestellte Beendigung meiner angefangenen Vorlesungen für eine Pflicht erachte.

In tiefster Ehrfurcht erstrebend

Euer Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamster

R. Mohl.

Nro. XIV.

Schreiben des Professors R. v. Mohl an das akademische Rectoramt der Universität Tübingen.

Eure Magnificenz
haben mir einen Erlaß des königl. Ministeriums des Innern mitzutheilen gehabt, durch welchen mir meine Versetzung als Rath zu einer der Kreisregierungen angekündigt ist.

Ich sehe mich in Folge dessen genöthigt, Eure Magnificenz mit einer doppelten Bitte zu behelligen:

erstens, mein anliegendes Gesuch um Entlassung aus dem Staatsdienste baldgefälligst an das königl. Ministerium einsenden;

zweitens, dem akademischen Senate, unter Mittheilung dieses meines Entschlusses, Kenntniß von den in den lezten Wochen zwischen königl. Ministerium und mir gewechselten Aktenstücken geben zu wollen. Derselbe wird aus denselben zu ersehen belieben, wegen welchen Betragens mir die königl. Regierung ihr Vertrauen entzogen hat.

Ich habe nicht mehr das Recht, im akademischen Senate persönlich zu erscheinen; es bleibt mir daher nur übrig, Eurer Magnificenz und den übrigen Mitgliedern des akademischen Senates schriftlich den Scheidegruß zu sagen. Mein ungeheuchelter Wunsch in dieser für mich bitteren Stunde ist, daß es jedem Einzelnen wohl ergehen, daß die Hochschule immer schöner erblühen möge. Ich scheide mit Wehmuth. Zweiundzwanzig Jahre durfte ich in Ihrer Mitte wirken, und mein Bewußtsein sagt mir, daß ich, nach dem Maße meiner Kräfte, redlich gestrebt habe, meine Pflicht zu erfüllen. Mein weiterer Lebensweg liegt weder freundlich noch klar vor mir. Wohin und wozu aber immer er mich führen möge, lassen Sie mich wenigstens den Trost begleiten, daß ich Ihre Achtung und Freundschaft mit mir nehmen durfte.

Genehmen Eure Magnificenz noch insbesondere meinen Dank für vieljährige Gewogenheit und Nachsicht, so wie den Ausdruck der vollkommensten Verehrung, mit welcher ich verbleibe

Eurer Magnificenz

Tübingen, den 10. December 1845.

ganz ergebenster
R. Mohl.

Nro. XV.

Adresse der staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen an den Professor R. v. Mohl.*

Hochverehrter Herr Collega!

Das Rectoramt der Universität hat uns am 8. d. M. den Erlaß des königl. Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens vom 6. ds., Ihre Versetzung als Rath an die Kreisregierung in Ulm betreffend, amtlich mitgetheilt.

Schmerzlich betroffen von diesem Ereigniß, das Sie, verehrtester Herr Collega! aus unserer Mitte reißt, fühlen wir uns gedrungen, Ihnen unser tiefes Bedauern über den Verlust auszudrücken, den unsere Facultät und wir persönlich durch Ihre Entfernung erleiden.

Sie haben als Lehrer an unserer Facultät, wie allbekannt, durch Ihren anziehenden, kenntniß- und geistreichen Vortrag einer Reihe hochwichtiger Fächer, des Staatsrechts, der Politik, der Polizeiwissenschaft u. s. w., seit 20 Jahren mit seltenem Beifall gewirkt;

Sie haben als Facultäts- und Senatsmitglied die Interessen unserer Facultät im Innern und gegen Außen mit einem Eifer, einer Kraft und Einsicht vertreten, die zum Gedeihen dieser jungen Schöpfung, zu ihrer Gründung in der öffentlichen Meinung wesentlich von Nöthen und in hohem Grade förderlich war;

Sie haben bei dem vielfachen Wechsel des Lehrerpersonals und bei der ungewöhnlichen Schwierigkeit der Besetzung staatswirthschaftlicher Lehrstellen mit mannigfacher persönlicher Aufopferung zu ihrer Wiederbesetzung die regste Fürsorge und Thätigkeit entwickelt;

Sie haben durch Ihre beständige Theilnahme an allen wichtigeren Verwaltungs-Angelegenheiten der Universität, durch Ihre unermüdeten Bestrebungen für die Bereicherung sämmtlicher Universitäts-Institute und durch die erfolgreiche Anregung der Neubauten auf unserer Hochschule auch unserer Facultät mehrfach neue Lehrkräfte, Mittel und Einrichtungen ausgewirkt;

---

* Uebergeben am 11. December von sämmtlichen Mitgliedern der staatswirthschaftlichen Facultät.

Sie haben als Oberbibliothekar der Universität der Bereicherung des staatswirthschaftlichen Büchervorraths, dessen Vermehrung bei der geringen Erbschaft aus der Vergangenheit doppeltes Bedürfniß ist, nach dem vollen Maße der gebotenen Mittel und mit Hülfe Ihrer ausgebreiteten auswärtigen Verbindungen eine höchst uneigennützige Sorgfalt zugewendet;

Sie haben endlich durch Ihre fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, durch Ihren über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausreichenden literarischen Ruf und durch Ihre thätigste Theilnahme an der hauptsächlich auf Ihre Anregung von uns unternommenen staatswissenschaftlichen Zeitschrift zur Anerkennung unserer Facultät in weiteren Kreisen wesentlich beigetragen.

Indem wir des schweren Verlustes, der uns durch Ihre Entfernung trifft, lebhaft bewußt und überzeugt sind, daß Niemand im Stande ist, nach allen Richtungen Sie in der nächsten Zukunft uns zu ersetzen, nehmen wir mit tiefem Schmerze von Ihnen als Mitglied der Facultät Abschied, sagen Ihnen für das, was Sie der Facultät geleistet, was Ihnen Mehrere von uns als ihrem frühern Lehrer, als Berather und Förderer auf unserer Laufbahn, was wir Alle Ihnen als Freund und Collegen aus lehrreichem Umgange schulden, unsern aufrichtigsten Dank; bitten Sie aber zugleich aufs Dringendste, nicht nur persönlich uns Ihre Freundschaft dauernd zu bewahren, sondern die Interessen unserer Facultät, obgleich nicht mehr in unserer Mitte wirkend, auch in der Zukunft zu fördern.

Tübingen, den 11. Dezember 1845.

Die Mitglieder der staatswirthschaftlichen Facultät:

Dr. Schüz, d. Z. Decan.
Volz.
Fallati.
Hoffmann.
K. Goeriz.

Nro. XVI.

Schreiben des akademischen Senats in Tübingen an Professor R. v. Mohl.*

Eure Hochwohlgeboren

scheiden von unserer Universität, bei der wir uns eine schöne Reihe von Jahren Ihrer eifrigen, einsichtsvollen, mit vielfachem bedeutenden Erfolge gekrönten Bestrebungen zu erfreuen hatten, aus unserer Mitte, in welcher Ihre collegialisch-freundschaftliche Mitwirkung, Ihr nie ermüdendes, für das Beste unserer Universität stets eifrig besorgtes Streben, Ihr aus einem seltenen Reichthum der wichtigsten Kenntnisse hervorgehender gründlicher Rath uns vielfach trefflich förderte. Wie könnte ein so großer Verlust uns anders als höchst schmerzhaft sein? Das Einzige, was uns jezt von jener höchst erfreulichen und förderlichen Verbindung übrig bleibt, ist die tröstliche Ueberzeugung, wozu uns Ihr freundschaftliches, von herzlicher Wärme zeugendes Schreiben an unsern Rector vom 8ten d. berechtigt, daß Sie die freundschaftlichen Gesinnungen für unsere Anstalt und unsere Personen, die Sie bisher so oft bethätigten, uns ferner erhalten werden. Möchte dieses Gefühl bald einen erfreulichen Zuwachs durch die Kunde erhalten, daß Sie wieder einen Ihren schönen Kräften und Bestrebungen ganz angemessenen und auch sonst Ihnen zusagenden Wirkungskreis ausfüllen.

Dieses Ihnen von Herzen wünschend, empfehlen wir in dankbarster Erinnerung an Alles, was Sie uns waren, unsere Universität und uns selbst Ihrer ferneren Freundschaft hochachtungsvoll und angelegentlichst.

Tübingen, den 11. Decbr. 1845.

Der akademische Senat,
in dessen Namen
Walz.

---

* Uebergeben am 11. Dec. durch eine Deputation des akademischen Senats.

Nro. XVII.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen.

Auf den Bericht vom 8. d. M. wird dem akademischen Rectoramt zu weiterer Eröffnung zu erkennen gegeben, daß Seine Königliche Majestät durch höchste Entschließung vom 10. d. M. dem Regierungsrath von Mohl die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste ertheilt haben.

Das Anerbieten zu Beendigung der von ꝛc. Robert von Mohl begonnenen Vorlesungen wird gerne angenommen.

Stuttgart den 11. Decbr. 1845.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren,
dem Herrn Professor Dr. R. v. Mohl dahier
zur Nachricht.

Hochachtungsvoll

Tübingen den 13. Dec. 1845.

Königl. Rectoramt:
Walz.

Nro. XVIII.

Bericht des akademischen Senats an das königl. Ministerium des Innern ꝛc.

betr. die Versetzung des Professors an der staatswirthschaftlichen Facultät R. v. Mohl dahier. Tübingen den 17. Dec. 1845.

Auf den an das Rectoramt ergangenen und von demselben uns heute mitgetheilten hohen Erlaß vom 15. d. M. legen wir die von uns aus der staatswirthschaftlichen Facultät an den Professor Robert v. Mohl dahier aus Anlaß seiner Dienstversetzung gerichteten Adressen im Anschluß gehorsamst vor.

In diesen Anlagen haben sowohl wir, als die Mitglieder der staatswirthschaftlichen Facultät, unsere Gefühle gegen den aus unserer Mitte scheidenden hochgeachteten Lehrer auszusprechen uns gedrungen gefühlt, und wir können, obwohl wir weit entfernt sind, das Recht zu der getroffenen Verfügung in Zweifel zu ziehen, doch vom Standpunkt der Interessen der Universität aus es auch dem hohen Ministerium gegenüber nicht bergen, wie sehr wir es bedauern, daß die königl. Staatsregierung sich bewogen gefunden hat, unserer Hochschule einen Mann zu entziehen, dem dieselbe als Lehrer und als Mitglied der akademischen Behörden die schönsten Erfolge einer eifrigen und rühmlichen Wirksamkeit verdankt.

Wir bedauern es in besonderer Berücksichtigung der Individualität des von unserer Hochschule entfernten Lehrers, für den wir hier das Zeugniß niederlegen, daß in seiner ganzen Persönlichkeit ein durchaus loyaler Charakter sich ausspricht, von dessen Lehre und Beispiel einen gefährlichen Einfluß auf die Jugend zu fürchten wir während dessen langer akademischer Wirksamkeit keine Veranlassung gefunden haben, und welchem, was wir dringend wünschen, das Ver-

trauen als akademischer Lehrer nicht auf die Dauer von einer hohen Staatsregierung entzogen bleiben möge.

Ehrerbietigst ꝛc.

Vorstehende Abschrift beglaubigt:
Tübingen den 26. Febr. 1846

Königl. Universitäts-Amt:
Secr. Wildt.

Nro. XIX.

Eingabe des Dr. R. v. Mohl bei dem Königlichen Geheimenrath.

Dr. R. v. Mohl beschwert sich über gesetz- und ordnungswidriges Verfahren des königlichen Ministeriums des Innern. Tübingen den 20. Dec. 1845.
Mit Beilagen I—XII.

Es ist wohl keine eitle Anmaßung, wenn ich — der ehrerbietigst Unterzeichnete — annehme, daß die mir in der leztern Zeit zugestoßenen Begebnisse auch den sämmtlichen Mitgliedern Eines hohen Geheimenrathes bekannt geworden sind. Ich werde demnach eine Erzählung derselben unterlassen und nur diejenigen Thatsachen hervorheben dürfen, welche mir zu einer Beschwerde bei der höchsten Behörde des Königreiches Veranlassung geben; und zwar dieses um so mehr, als die in der Sache verhandelten wesentlichen Aktenstücke von mir in der Anlage unterthänig überreicht sind.

Die Absicht meiner gegenwärtigen Eingabe geht keineswegs dahin, gegen die wider mich ausgesprochene Versetzung an sich eine Beschwerde bei Hohem Geheimenrathe zu erheben. Die Frage: ob der Herr Minister des Innern im Stande ist, die Einhaltung der Vorschriften des § 49 der Verfassungsurkunde nachzuweisen, wird vielleicht seiner Zeit an einem andern Orte erörtert werden. Ebensowenig unternehme ich, die in Frage stehende Maßregel aus dem Gesichtspunkte der Humanität oder der Staatsklugheit zu bekämpfen. Ich weiß, daß Ein hoher Geheimerath sich nicht für zuständig erachtet, die aus solchen Gesichtspunkten vorgebrachten Beschwerden gegen eine Ministerialhandlung zu erledigen. Und auch hier wird es ohne Zweifel an einem Forum zu Erwägung solcher Gesichtspunkte nicht fehlen. Wohl aber bringe ich izt Beschwerden vor über eine Reihe von Rechtsverletzungen, in welchen sich das königliche Ministerium des Innern im Verlaufe der meiner Entfernung von der Hochschule einleitenden Verhandlungen gegen mich

ergangen hat. Daß diese Rechtsverletzungen in einem einleitenden Verfahren und nicht in einem Entscheide begangen worden sind, kann natürlich meinem Rechte, Schutz und Abhülfe zu verlangen, nichts benehmen, da der Bürger auch in ersterer Beziehung gerechtes und gesetzliches Benehmen zu fordern befugt ist. Meine Klage aber erhebe ich auch jezt, nachdem mein Dienstverhältniß ganz aufgehört hat und ich somit in dem Materiellen keine Aenderung mehr bewirken kann, theils weil mein Rechtsgefühl es mir zum Bedürfnisse macht, kein Unrecht zu dulden, und auch die bloß ideelle Herstellung des Rechtes für den Mann von Ehre von der größten Bedeutung ist; theils weil ich es als Württemberger für Pflicht erachte, der Staatsregierung Gelegenheit zu geben, sich in lezter Instanz von einem Benehmen loszusagen, welches zu dem ihrigen definitiv zu machen, sie doch Bedenken tragen könnte.

Demgemäß bringe ich denn

I. beschwerend vor, daß das königliche Ministerium der Innern gegenüber von mir die anerkanntesten Grundsätze eines formell-rechtlichen Verfahrens mehrfach verlezt hat.

1) Vor Allem hat sich der Herr Minister des Innern ein ungesetzliches Verfahren gegen mich zu Schulden kommen lassen, wenn er in seiner eigenen, von ihm selbst als solche anerkannten Sache gegen mich inquirirte. — Sehe ich nämlich auch ganz davon ab, daß die Vorwürfe, welche ich in meinem Schreiben an den Rechtsconsulenten Nagel der württembergischen Regierung mache, beinahe ausschließlich die Verwaltung des königlichen Ministeriums des Innern betreffen, und daß es sich also schon von vorne herein gebührt hätte, die gegen mich für nöthig erachteten Vernehmungen durch eine andere Behörde, als durch das königliche Ministerium einleiten zu lassen, so trat die formellste Verletzung des Grundsatzes, daß der Richter nicht in eigener Sache verfahren dürfe, durch den Erlaß vom 30. October ein. Unter den mir zur bestimmten Erklärung vorgelegten Punkten ist einer, Nro. 3,

(s. Beilage VI.)

in welchem der Herr Minister des Innern sich ausdrücklich als persönlich von mir „injurirt“ erklärt, dennoch aber gegen mich über diesen Punkt inquirirt. Ob diese seine Ansicht, injurirt zu sein, richtig war oder nicht, thut natürlich nichts zur Sache; die Frage ist nur, ob es nicht gegen die elementarsten Rechtsgriffe geht, wenn

ein Richter, der sich selbst als injurirt bekennt, über die angebliche Injurie gegen den Injurianten amtlich verfährt? Ich würde es für beleidigend gegen den Hohen Geheimenrath erachten, wenn ich hierüber nur Ein Wort der Erörterung beifügte. Erst vor wenigen Wochen machte ein öffentliches Blatt den Verweis bekannt, welchen einer der Gerichtshöfe des Königreichs einem Actuar ertheilte, weil er in seiner eigenen Sache Zeugen zu hören versucht hatte. In vorliegendem Falle aber liegt Drohung der Bestrafung (vor geführter Untersuchung) und dann förmliche Untersuchung durch einen in eigener Sache handelnden Richter vor! Daß es nicht gerichtliche, sondern Administrativjustiz sein sollte, wird hoffentlich keinen Unterschied in dem Unrechte machen; so wie der rechtliche Gesichtspunkt schwerlich deßhalb ein anderer ist, weil nicht ein Actuar, sondern ein Minister so gehandelt hat.

2) Dieser Fehler, in eigener Sache zu verfahren, blieb denn auch nicht ohne schwere Folgen. Das königliche Ministerium besann sich nicht, den Proceß gleich mit der Execution anzufangen. Oder kann es anders bezeichnet werden, wenn die ebengenannte Stelle in dem Erlasse vom 3. Octbr. d. J.

(s. Beilage II.)

der Frage: ob ich überhaupt das in Frage stehende Schreiben erlassen und welche Vertheidigungsgründe ich vorzubringen habe, sogleich auch eine ganze Fluth der beschimpfendsten Invectiven beifügte? Ohne daß also nur meine Urheberschaft feststand, ohne daß meine Vertheidigungsgründe abgewartet wurden, ward ich auch schon als schuldig behandelt. Und zwar auf welche Weise! Nimmermehr aber wird das königliche Ministerium zu seiner Entschuldigung geltend machen können, daß es nur hypothetisch gesprochen habe. Es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ich den Brief geschrieben hatte, somit traf mich auch die Beschimpfung unmittelbar. Jedenfalls lagen, sobald ich die Thatsache meiner Urheberschaft förmlich zugestanden hatte, die empörendsten Schmähworte auf mir, ohne daß selbst die trifftigste Vertheidigung meiner Handlung sie mir hätte wieder abnehmen können. Dieß Alles aber ist um so beschwerender für mich, als mir doch wohl selbst ein entschiedener Gegner zugeben wird, daß ich in meinen beiden Erklärungen vom 23. October und vom 19. November eine ganze Reihe der mir vom königlichen Ministerium vorgeworfenen Vergehen als völlig unbegründet erwiesen

habe. Wäre also das Urtheil im Anstand gelassen worden, bis die Sache spruchreif lag, so hätte nicht nur jede andere Behörde, sondern auch unzweifelhaft das königliche Ministerium des Innern selbst unterlassen, im Tone des Erlasses vom 3. October zu reden. Dann aber wäre überhaupt die ganze Lage der Dinge eine andere geworden. Dann wäre nicht von dem ersten Tage der Verhandlungen die Alternative, entweder des Zugeständnisses eines von Seite des königlichen Ministeriums gegen mich begangenen großen Fehlers, oder eines Dienstaustrittes von meiner Seite, gestanden. Ich klage folglich mit allem Fuge das königliche Ministerium an, durch seine rechtswidrige Verurtheilung vor jedem Gehöre meine Existenz gebrochen, den Staat eines brauchbaren Dieners beraubt, der württembergischen Regierung einen Tadel zugezogen zu haben, welchen sie sobald nicht wird abzustreifen wissen.

3) Endlich beschwere ich mich noch als über eine Verletzung des gesetzlich formellen Verfahrens darüber, daß es dem königlichen Ministerium des Innern nicht gefallen hat, mir auf deutlich vorgetragene Verlangen und Bitten einen Bescheid zu geben. Dasselbe ist allerdings, laut seines Erlasses vom 6. December.

(s. Beilage X.)

der Ansicht, daß meine Versetzung die ganze Sache beendige und jede Würdigung meines sg. Fehltrittes (und damit also auch meine Rechtferigungsgründe und Vorbringen) überflüssig mache. Es wird mir aber gestattet sein, diese Ansicht, deren Bequemlichkeit für das königliche Ministerium ich keineswegs verkenne, nicht zu der meinigen zu machen. Ich hatte mich beklagt über amtlich zugefügte Ehrenkränkungen, hatte das dadurch begangene Unrecht nachgewiesen und hatte darauf hin Genugthuung verlangt. Eine Zertrümmerung meiner wissenschaftlichen Existenz und Wirksamkeit, eine Verurtheilung zu einer nicht gesuchten untergeordneten Beschäftigung, eine Entziehung wenigstens der Hälfte meines Einkommens für eine genügende Antwort hierauf zu erklären, ist in der That zu viel!! Ich hatte ferner — wozu ich, strenge genommen, nicht einmal schuldig war und was ich nur zur Vermeidung eines Scheins von Illegalität that — die Anerkennung meines Rechtes verlangt, die Verhandlungen zwischen dem königlichen Ministerium und mir öffentlich bekannt zu machen. Das königliche Ministerium hatte in seinem Erlasse vom 30. October sich vorbehalten, Entscheid zu geben;

aber in allen seinen spätern Erlassen verharrt es in völligem Stillschweigen. Ich kann und will nun zwar nicht glauben, daß das königl. Ministerium beabsichtigt, sein Verfahren geheim zu halten, ebensowenig, daß es wähnen könnte, diesen Zweck durch sein Stillschweigen zu erreichen; jeden Falles aber war ich berechtigt, einen Bescheid zu erhalten.

II. Diesen formellen Rechtswidrigkeiten hat das königl. Ministerium aber auch eine Reihe von materiellen Verletzungen meines Rechts beigefügt.

1) Ich habe schon oben des Erlasses vom 3. Octbr. aus dem Gesichtspunkte des gesetzwidrigen Verfahrens zu erwähnen gehabt. Es sei mir nun aber auch gnädigst gestattet, denselben, so wie einige Stellen aus dem Erlasse vom 30. Octbr. dem Inhalte nach zu erörtern. Das königl. Ministerium gestattet sich, folgende beschimpfende Urtheile über mich zu fällen: „maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung", „frecher Ton", „Insolenz", „Insubordination", zum wiederholten Male „Unwahrheit meiner Behauptungen." Es beschuldigt mich einer Reihe von Verbrechen, nämlich: „öffentlicher Auflehnung gegen Vorgesezte"; „Erweckung und Verbreitung von Mißvergnügen gegen die Regierung." Es gewinnt sogar über sich, meine „Ehrenhaftigkeit" zu läugnen, einmal in dem Erlasse vom 3. Octbr., weil ich im Staatsdienste bleibe; das anderemal in dem Erlasse vom 30. Octbr. hinsichtlich eines mir unverständlich gebliebenen Vorwurfes. Hier habe ich denn eine doppelte Klage zu führen.

Einmal enthalten die gegen mich vorgebrachten Ausdrücke und Urtheile eben so viele schwere Injurien, und zwar Injurien begangen im Amte. Keineswegs wird nämlich das Begangene damit beschönigt werden wollen, daß es sich nur von der Ausübung des Disciplinarrechtes einer Verweisertheilung handle, welches etwa auf die Spitze getrieben sei. Ein Verweis ist eine Strafe; eine Strafe sezt eine Untersuchung und ein gesetzliches Erkenntniß voraus. Hier aber werden beschimpfende Urtheile über meine Person vor Aller Verhandlung und Anhörung des Angeschuldigten gefällt, sie sind also keine gesetzliche Rache, sondern lediglich Injurien. Ueberdieß fällt das königl. Ministerium ehrenrührige Urtheile über meine Gesinnungen, wozu es unter keinen Umständen berechtigt war, da es nur über äußere Handlungen cognosciren kann. Allerdings versucht man, wie ich höre, dieser Beschuldigung dadurch entgegenzutreten, daß

man meine in dem Schreiben an den Rechtsconſ. Nagel enthaltenen Aeußerungen als ebenfalls injuriös gegen das Miniſterium des Innern bezeichnet und ſomit eine Compenſation in Anſpruch nimmt. Sollte es nöthig ſein, erſt zu bemerken, wie wenig ſtichhaltig dieſe Ausflucht iſt? Abgeſehen davon, daß meine Aeußerungen nur Urtheile über Handlungen enthalten und den moraliſchen Charakter ganz unangetaſtet laſſen, ſie ſomit nach den anerkannteſten Begriffen gar nicht unter den Begriff der Injurien fallen; abgeſehen ferner davon, daß dieſe Aeußerungen von mir für keinerlei Art von Verbreitung beſtimmt waren: ſo bleibt jeden Falles der große Unterſchied, daß meine Aeußerungen lediglich eine Privatſache waren, während das königl. Miniſterium des Innern ſeine Ehrenverletzungen in amtlicher Eigenſchaft vorbringt. Nicht der Herr Miniſter von Schlayer als Privatmann, ſondern der Chef des Departements des Innern als ſolcher iſt meiner Ehre zu nahe getreten. Und dieß iſt denn auch der Grund, warum ich dieſe mir zugefügte Rechtsverletzung im Dienſtwege an die dem königl. Miniſterium vorgeſezte Behörde zu bringen, nicht aber die Gerichte angehen zu ſollen glaube.

Zweitens aber klage ich über die Maßloſigkeit der gegen mich geſchleuderten Vorwürfe. Selbſt wenn das königl. Miniſterium an ſich zu einem Verweiſe befugt geweſen wäre, würden die von ihm gebrauchten Ausdrücke ihrem Inhalte nach eine ſchwere Rechtsverletzung enthalten. Niemand wird wohl den Satz vertheidigen wollen, daß ein als bloßes Disciplinarmittel zu ertheilender Verweis ohne alle Rückſicht auf die Art der Schuld und ohne Beachtung der Perſönlichkeit des zu Beſtrafenden ertheilt, ſomit nach Belieben der vorgeſezten Behörde bis zur völligen Entehrung des Untergeordneten geſteigert werden dürfe. Im Begriffe der Disciplinarmaßregel liegt, daß ſie keine infamirende Strafe ſein darf; und eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit und der Humanität iſt es, daß auch bei einer Zurechtweiſung der Bildungsgrad, die äußere Stellung und die bisherigen Verdienſte des Betreffenden geachtet werden. Nun bin ich aber leider berechtigt zu fragen, ob nicht das königl. Miniſterium des Innern gegen alle dieſe Forderungen gefehlt, ob es nicht alſo meine Rechte durch den Inhalt ſeiner Erlaſſe auf das Tiefſte gekränkt hat? Es widerſtrebt meinem Ehrgefühle, einer ſolchen Behandlung gegenüber erſt noch ausdrücklich geltend zu machen, was einem Manne, wie mir (ich lege ohne

Scheue auf das Wort einen Accent) auch eine vorgesezte, auch eine strafende Behörde unter allen Umständen schuldig ist, vollends gar, wenn es sich nur von einer politischen Ansicht handelt. Ich hoffe aber von dem Gerechtigkeitssinne und von der Bildung der höchsten Behörde des Königreichs, daß sie mich auch ohne solche Ausführung in Schutz nehmen und damit dem Inn- und Auslande den richtigen Maßstab von der Gesittungsstufe der Verwaltung in Württemberg geben wird.

2) In dem Erlasse vom 3. October

(Beilage II.)

ist der Satz aufgestellt, daß „ein Ehrenmann nicht im Dienste einer Regierung bleiben könne, welche er für durchaus verkehrt und heillos ansehe." Die Verfassungsurkunde hat bekanntlich die Wege genau vorgeschrieben, welche die vorgesezte Behörde zur Entfernung eines Untergeordneten aus dem Staatsdienste einzuschlagen hat, und sie hat dabei auf eben so gerechte und humane, als ächt staatskluge Weise Sorge getragen, daß der Staatsdiener nur durch Urtheil und Recht, nicht aber durch Rohheit, Eifersucht oder sonst welche Schlechtigkeit eines Vorgesezten aus seinem Amte vertrieben werden dürfe. Die Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit dieser Bestimmungen liegt für Jeden mit Staatssachen auch nur entfernt Bekannten klar vor. Es ist unwidersprochen, daß ein bedeutender Theil des relativ Guten unserer staatlichen Zustände dieser Garantie der Verfassungsurkunde zuzuschreiben ist. Um so weniger kann es aber zugelassen werden, daß ein Departements-Chef alle diese Vorschriften bei Seite wirft und sich das Recht anmaßt, einen Untergeordneten, welcher ihm unangenehm oder unbequem ist, kurzweg die Alternative zu stellen: entweder sich amtlich als einen Schurken bezeichnen zu lassen, oder das Amt selbst zu räumen. Was bliebe hier noch von irgend einem Schutze der Beamten, was selbst von der verfassungsmäßigen Unabhängigkeit der Richter übrig? An die Stelle eines gerichtlichen Urtheiles in zwei Instanzen, oder eines zustimmenden Gutachtens dreier zahlreicher und ehrenwerther Collegien bedürfte es nur der drei Worte: Schuft oder Entlassung! Da wäre keine Rede von dem Beweise einer Schuld, oder auch nur der Angabe eines Grundes; selbst nicht einmal davon, daß der Vorgesezte wirklich die Ueberzeugung von der Ehrlosigkeit des von ihm verfolgten Beamten habe. Nicht würden noch so lange ehrenhafte Dienste, nicht Alter, Gebrechlichkeit und

ehrenvolle Armuth schützen. Man hätte nur die Wahl, entweder amtlich gebrandmarkt im Dienste zu bleiben oder seine Existenz aufzugeben, vielleicht mit der Familie in Noth und Jammer zu wandern. Unmöglich können solches Verfahren und solche Grundsätze die Billigung derjenigen Behörde haben, welche berufen ist, die höchsten Interessen des Königs und des Vaterlandes, deren Ehre und Wohlfahrt zu berathen, welche zuerst die Verfassung zu wahren hat, welche die Intelligenz und Ehre des ganzen Staates personificirt. — Nun ist aber dieses Verfahren nicht etwa bloß eine Theorie, eine unüberlegte gelegentliche Behauptung geblieben. Es ist vielmehr, wie gezeigt, gegen mich bereits angewendet, die Verletzung der Verfassung vollständig begangen worden.

3) Eine weitere Verletzung eines verfassungsmäßigen Rechtes hat endlich das königl. Ministerium des Innern dadurch begangen, daß es mein staatsbürgerliches Wahlrecht unter den Gesichtspunkt der Dienstpolizei gezogen und im Disciplinarwege Verantwortung verlangt, so wie Strafe in Aussicht gestellt hat wegen Handlungen, welche lediglich in jenem Rechte ihren Ursprung hatten und mit dem Amte nicht in der mindesten Verbindung standen. Hätte es das königl. Ministerium entweder unternommen, mich wegen angeblich bei Ausübung meines Wahlrechtes begangener Ehrenkränkungen vor dem Richter zu belangen, oder hätte es sich andererseits mit Beweisen von Ungnade begnügt, welche einem politisch mißfällig gewordenen Beamten reichlichst erwiesen werden können: so wäre vom Rechtsstandpunkte aus nichts einzuwenden gewesen. Allein ganz anders stellt sich die Sache durch das Verfahren des königl. Ministeriums, mich mit Disciplinarstrafen heimzusuchen wegen der Art und des Grades der Mißbilligung, welche ich als Wahlcandidat über gewisse Staatseinrichtungen und Staatsbeamten aussprach. Eine solche Einmischung ist offenbar eine willkürliche Beschränkung des staatsbürgerlichen passiven Wahlrechtes. Der Staatsdiener soll, nach diesen Grundsätzen, nur in dem glücklichen Falle als Wahlbewerber auftreten dürfen, wenn er alle Staatszustände und namentlich die persönliche Fähigkeit seines Vorgesezten zu billigen vermag, widrigenfalls trifft ihn Strafe. Höchstens würde etwa eine sanfte und schüchterne Mißbilligung unbedeutender Dinge und Personen geduldet. Und dieß zwar selbst bei Solchen, welche mit der eigentlichen Regierung lediglich nichts zu thun haben.

Ich will mich nicht darüber verbreiten, wie höchst staatsunklug eine solche Unwürdigkeitserklärung der Staatsdiener ist, in welche die moralische Kraft der Regierung allmählig vernichtende Verachtung die Beamten hiedurch beim Volke fallen müssen; wie wenige Aussichten die Regierung behalten kann, unter solchen Bedingungen tüchtige und gesinnungstreue Beamte in der Ständeversammlung zu sehen. Allein ich beschwere mich über die in keinem Gesetze, selbst in keiner Verordnung oder allgemeinen Verfügung auch nur angedeutete Beschränkung meines staatsbürgerlichen Wahlrechtes.

Gestüzt auf die vorstehenden Ausführungen wende ich mich denn an Hohen Geheimenrath um die mir gebührende Rechtshülfe. Und zwar wage ich im Einzelnen nachstehende Bitten vorzulegen:

es möge Ein hoher Geheimerath die verschiedenen in meiner Angelegenheit von dem königl. Ministerium des Innern begangenen, mir manchfach nachtheilig gewesenen Rechtsverletzungen als gesetz- und ordnungswidrig erkennen;

es möge Hochdemselben gefallen, Seine Mißbilligung auszusprechen über rechtliche Unerlaubtheit und Maßlosigkeit der mir in den Ministerialerlassen vom 3. und vom 30. October amtlich zugefügten Ehrenkränkungen;

es möge Hochderselbe die an meiner Person verübte Beschränkung des staatsbürgerlichen Wahlrechtes der Staatsdiener, so wie den Versuch einer willkürlichen Vertreibung aus dem Amte für Verletzung der Verfassung erklären; endlich

es möge diese höchste Stelle mein Vorhaben, die sämmtlichen in dieser Angelegenheit an's Licht getretene Aktenstücke zu veröffentlichen, als zu Recht bestehend anerkennen.

Eine gnädigst schleunige Entscheidung auf meine Bitten würde mich zu ehrerbietigstem Danke verpflichten, namentlich auch, weil meine Ehre und mein Interesse eine längere Hinhaltung der urkundlichen Beweise des gegen mich eingehaltenen Verfahrens nicht länger ertragen.

Ehrerbietigst

R. Mohl.

Nro. XX.

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt.

Auf eine von Dr. R. v. Mohl bei dem Geheimenrathe eingereichte Beschwerde über gesetz- und ordnungswidriges Verfahren des königl. Ministeriums des Innern hat jene Behörde den 4. d. M. beschlossen:

„In Beziehung auf die erste und zweite Bitte des Beschwerdeführers, wonach derselbe

„1) den königl. Geheimenrath angeht, die verschiedenen in seiner Angelegenheit von dem königl. Ministerium des Innern begangenen, ihm manchfach nachtheilig gewesenen, formellen Rechtsverletzungen als gesetz- und ordnungswidrig zu erkennen, und

„2) des Geheimenraths Mißbilligung auszusprechen über die rechtliche Unerlaubtheit und Maßlosigkeit der dem Beschwerdeführer in den Ministerialerlassen vom 3. und 30. Oct. 1845 amtlich zugefertigten Ehrenkränkungen,

„den Geheimenrath für unzuständig zu Erledigung dieser Bitten zu erklären, weil

„a. in dem Lichte, in welchem der Beschwerdeführer die Ausdrücke in den beiden Ministerialerlassen vom 3. und 30. Oct. 1845 betrachtet, wonach er in denselben ehrenrührige und beschimpfende Urtheile, völlige Entehrung, beschimpfendste Invectiven, empörendste Schmähworte, schwere Injurien im Amte begangen erblickt, nach dieser Auffassung solche unter keinen andern Gesichtspunkt, als den verübter Injurien gebracht werden können, — für die Aburtheilung von Injurien aber nach Art. 283 des Strafgesetzbuches nur die ordentlichen Gerichte zuständig sind, und hiebei der Umstand, daß Injurien bei Ausübung einer Amtsverrichtung begangen sind, nach Art. 417 des Strafgesetzbuches keine Aenderung bewirkt; weil ferner

„b. auch hievon abgesehen, die bei dem Geheimenrathe nachgesuchte Mißbilligung jener Ausdrücke (in den Ministerialerlassen vom 3. und 30. Oct. 1845) im Dienstwege keinesfalls von dieser

Stelle ausgesprochen werden kann, indem sie nicht, wie von dem Beschwerdeführer unterstellt wird, die den Ministerial-Departement-Chefs vorgesezte Behörde ist.

„Sodann in Ansehung der weitern Bitte:

„3) die an der Person des Beschwerdeführers verübte Beschränkung des staatsbürgerlichen Wahlrechts der Staatsdiener, so wie den Versuch einer willkürlichen Vertreibung aus dem Amte für Verletzung der Verfassung zu erklären —

„dieses Gesuch wegen Unzuständigkeit des Geheimenraths gleichfalls zurückzuweisen, weil nach Maßgabe des § 195 der Verfassungsurkunde die Erklärung einer begangenen Verfassungsverletzung nur von dem Staatsgerichtshofe nach den in § 199 dieses Gesetzes enthaltenen Bestimmungen ausgehen kann.

„Endlich die lezte Bitte:

„4) das Vorhaben des Beschwerdeführers, die sämmtlichen in der vorliegenden Angelegenheit ans Licht getretene Aktenstücke zu veröffentlichen, als zu Recht bestehend anzuerkennen,

„darum zurückzuweisen,

„weil hierüber von dem königl. Ministerium des Innern noch nicht verfügt worden ist, indem der in dem Erlasse dieses Ministeriums vom 30. Oct. 1845 ausgedrückte Vorbehalt einer dießfälligen Verfügung durch den Inhalt des Erlasses vom 16. Dec. 1845 nicht als zurückgenommen angesehen werden kann."

Das Rectoramt wird beauftragt, dem Beschwerdeführer vorstehendes Erkenntniß auf seine Eingabe vom 28. Dec. v. J. zu eröffnen.

Stuttgart, den 6. Februar 1846.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren,

Herrn Professor v. Mohl

zur Nachricht.

Tübingen, 9. Februar 1846.

Walz.

Nro. XXI.

Eingabe des Dr. R. v. Mohl an das königliche Ministerium des Innern.

Dr. R. Mohl bittet wiederholt um die Erlaubniß zur Veröffentlichung von Aktenstücken. Tübingen, 9. Febr. 1846.

Unter dem 23. October v. J. habe ich königl. Ministerium den Wunsch vorgetragen, den Ministerialerlaß vom 3. Oct., betreffend mein Schreiben an den Rechtsconsulenten Nagel in Balingen, sammt den weiteren aus diesem Erlasse hervorgehenden Aktenstücken veröffentlichen zu dürfen. Denselben Wunsch habe ich unter dem 17. Nov. wiederholt.

Unerachtet kön. Ministerium in dem hohen Erlasse vom 30. Oct. sich vorbehalten hatte, über diese Bitte Entscheidung zu treffen, ist mir eine solche bis jezt nicht zugekommen; und ich war auch in der That der Meinung, es sei dieser Vorbehalt durch den Erlaß vom 6. Dec. an das akadem. Rectoramt stillschweigend zürückgenommen worden. Nun aber von dem königl. Geheimenrathe, mittelst Erlasses vom 4ten d. M., belehrt, daß leztere Annahme ungegründet sei und ich die ausstehende Entscheidung allerdings noch vom königl. Ministerium zu erwarten habe, sehe ich mich in der Lage:

Königliches Ministerium um hochgefällige Beschleunigung der obenerwähnten Entscheidung bitten zu müssen.

Ehrerbietigst

R. Mohl.

Nro. XX. .

Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kirchen- und Schulwesens an das akademische Rectoramt in Tübingen.

Auf den Bericht vom 11ten d. M.

betreffend die Bitte des Dr. R. v. Mohl um Erlaubniß zur Veröffentlichung der seinem Austritte aus dem Staatsdienste vorangegangenen amtlichen Verhandlungen,

wird dem akademischen Rectoramte eröffnet, daß, da das vorgetragene Gesuch sich auf Aktenstücke bezieht, welche zu allerhöchster Kenntnißnahme besonders bestimmt waren, die Entschließung Seiner Königlichen Majestät über dasselbe einzuholen war, welche nach höchstem Decret vom 18ten d. M. dahin erfolgt ist, daß dem Bittsteller die Veröffentlichung der in Frage stehenden Aktenstücke gestattet sein soll, sobald er seine Vorlesungen an der Universität beendigt haben werde.

Das akademische Rectoramt wird beauftragt, den Dr. R. v. Mohl hievon auf seine Eingabe vom 9ten d. M. in Kenntniß zu setzen.

Stuttgart, den 19. Febr. 1846.

Schlayer.

Sr. Hochwohlgeboren
dem Herrn Dr. Robert von Mohl dahier

beehrt man sich vorstehende Decrets-Abschrift zur Nachricht mitzutheilen.

Hochachtungsvoll

Tübingen, den 23. Febr. 1846.

Königl. Rectoramt:
Walz.

DELLE

ASSOCIAZIONI DOGANALI FRA VARJ STATI

MEMORIA

DEL

CONTE PETITTI DI RORETO

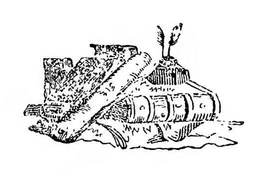
CONSIGLIERE DI STATO DI SUA MAESTA' SARDA, SOCIO ORDINARIO DELL'ACCADEMIA REALE DELLE SCIENZE DI TORINO, CORRISPONDENTE DELL'IMPERIALE E REALE ACCADEMIA ECONOMICO-AGRARIA DEI GEORGOFILI DI FIRENZE, E DELL' ACCADEMIA DI LUCCA

SCRITTA NEL MAGGIO 1841 IN TORINO

OFFERTA

ALL' I. E R. ACCADEMIA DEI GEORGOFILI

NEL SETTEMBRE



FIRENZE

COI TIPI DELLA GALILEIANA

1842

Delle Associazioni doganali fra varj stati (1). *Memoria del Sig. Conte* Petitti *di Roreto, Consigliere di Stato di S. M. Sarda, Socio ordinario dell'Accademia R. delle Scienze di Torino, Corrispondente dell' I. e R. Accademia economico-agraria dei Georgofili di Firenze, e dell' Accademia di Lucca; scritta nel Maggio 1841 in Torino; offerta all' I. e R. Accademia dei Georgofili nel Settembre, e letta dal Segretario degli Atti nella Seduta ordinaria del 5 Dicembre 1841.*

Nei tempi addietro le varie provincie d'uno stato erano fra esse divise da *linee daziarie*, le quali, incagliandone ogni traffico, *rendevano impossibile qualunque progresso dell' industria* sì agricola che manifatturiera.

Un malinteso sistema di protezione, invece di conseguire il risultamento che proponevasi, *d'accrescere e di migliorare la produzione, credendo di renderla viepiù prospera e profittevole*, otteneva invece *effetti contrarj*.

Imperciocchè la fiducia dell' *assoluta protezione*, opposta all' *estera* concorrenza di migliori e men cari *prodotti*, rendeva il produttore interno *neghittoso* e *poco sollecito* di alcun progresso, mentre *lo faceva* libero di abusare del *monopolio* in certo modo creato a suo favore: onde ne avveniva, che il consumatore *era pregiudicato*, il fabbricante *arricchito oltremodo senza gran merito*.

(1) Ci serviamo dell' espressione *associazione doganale*, quantunque non sia di *buona lingua*, per indicare con *maggior brevità* quell' *associazione* che tende *a guidare in comune e sotto uniformi regole la* riscossione dei dazi e gabelle d' entrate d' uno stato con quella d' altri.

Ma dottrine *migliori* e *più ragionevoli* gradatamente prevalsero quando progredì la scienza economica. Essa prese l'assunto di dimostrare, che se una protezione *moderata* e *ristretta*, specialmente *quanto alla sua durata*, può essere utile, purchè sia combinata in modo che lasci tuttavia un incitamento all' estera concorrenza, promuovendo l' industria incipiente, la quale mal potrebbe lottare contro un' altra già adulta, una protezione *continuata* oltremodo, *assoluta* ed *esclusiva* di cotesta estera concorrenza, *non* può che *nuocere* e *rovinare ogni operazione commerciale.*

La scienza economica dimostrò ugualmente, come le dogane *interne* fossero *ingiuste* e *rovinose*, poichè impedivano quella *piena libertà* de' traffici, che debbe esistere *almeno tra popoli governati dallo stesso principe.*

Dicesi *almeno*, per avvertire che quando *tutte* le linee doganali, *anche tra stato e stato*, fossero soppresse, l'industria *ben regolata e meglio intesa* vedrebbesi trionfare.

Allora, *cadute le protezioni*, resterebbero soltanto quelle industrie che sono *nel vero interesse de' luoghi dove si coltivano.*

Allora il commercio *beninteso*, il quale *sol viver debbe di scambj veramente utili e convenienti*, cesserebbe d' intraprendere quelle speculazioni arrischiate e temerarie, che ora producono le *crisi commerciali*, così frequenti, perchè gl' incitamenti d' una finta prosperità traggono in inganno speculatori e consumatori.

Allora cadrebbe del tutto quel pregiudizio di certi governi e di certi economisti, i quali vorrebbero *tutto produrre*, onde imporre ai consumatori interni ed esterni le proprie produzioni *col solo scambio del danaro*, come se quel giorno in cui ognuno riuscisse ad ottenere quanti prodotti gli abbisognano, *non dovesse cessare ogni com-*

mercio, e troncarsi così ogni relazione di traffici fra popoli diversi. Questa cosa è contraria ai decreti della divina Provvidenza ed alle leggi dell' umana famiglia, la quale ricadrebbe fra breve nella barbarie, se fra i membri di essa non fossero più frequenti le scambievoli comunicazioni.

La Provvidenza attribuì appunto ad ogni contrada certi prodotti, *perchè fossero rispettivamente scambiati*, e si stabilissero quelle relazioni, che tanto giovano all' aumento della civiltà e della prosperità generale.

Coteste relazioni commerciali, quando erano *malintese*, furono frequentemente causa di dissensioni ed anche di guerre fra i diversi popoli. Ora che *cominciano ad essere meglio ordinate*, moltiplicarono per modo gli scambj, che la tema di compromettere i gravi e complicati interessi rispettivamente fondati, *basta ad impedire molti cimenti guerrieri*, anche quando esistono le cause politiche ed i motivi impellenti delle malnate passioni, dalle quali altre volte nascevano.

L' epoca fortunata d' un' *abolizione generale delle dogane*, quantunque utile all' industria ed alla moralità delle nazioni, è *pur troppo ancora rimota*, atteso anche il bisogno di ritrarre da que' *dazi di confine* una rendita onde sopperire alle pubbliche spese: la qual rendita potrebbe del resto compensarsi *in parte almeno* con *dazi d' interna consumazione*.

Però quel pensiero di *beninteso progresso*, che sorge dovunque nella mente de' governanti illuminati, e si associa, *prudentemente operando*, all' enisso roto dei governati, fece ideare l' ordinamento d' *associazioni doganali fra molti stati*, i quali possono riguardarsi fra di loro come *appartenenti ad una stessa nazione*, per conformità di lingua, di costumi e di leggi all' incirca consimili, quantunque *siano separati da un diverso reggimento*.

La *Germania* era altre volte *riunita in un sol corpo*, cui presiedeva l' *Imperatore*. Sfasciatosi dopo la pace di Presburgo (1805) l' *impero* per le vicende della rivoluzione *francese*, che travagliarono l' *Europa* intera negli ultimi cinquant' anni, appena fermata la pace generale al *congresso di Vienna* si tentò di riordinare una *Confederazione germanica*, nella quale entrarono quegli stati dell' *antico impero che furono ristaurati*. Essi vennero però *quasi tutti in vario senso modificati* per diversa estensione, e per i nuovi interessi sorti ne' succeduti trambusti; laonde, mutata la condizione loro, erano ben lontani dal presentare *quell' unità* che aveva l' antica *Germania*.

Gl' interessi della *comune difesa* solo potevano facilmente combinarsi, onde *resistere all' aggressione estera*. Restava però sempre il pericolo di vedere in tale occorrenza tornar vani que' concerti, perchè i nuovi interessi politici ed economici creati, coll' andar del tempo potevano all' evenienza disgiungere alcune parti dal corpo intero, quando per avventura fossero meno propense a starvi unite.

Si noti, che la differenza degl' interessi ne' casi dei quali trattasi, nasce altresì da ciò che alcuni stati della Confederazione sono semplicemente *germanici*, altri sono *germanici* ed europei nel tempo stesso. Così per esempio l'*Austria*; la quale ha molte provincie aggregate al suo impero, che non appartengono alla *Germania*, e la conservazione delle quali tuttavia potrebbe per avventura anche richiedere da essa sforzi speciali, cui avesse a chiamare per interesse proprio l' altrui concorso, senza che questo vi avesse un uguale interesse a prestarlo.

Un illuminato governo germanico pensò di rimediare al pericolo di una siffatta confederazione.

Cotesto governo uscì più splendido e più forte dalle

terribili avversità, cui gli era toccato di soggiacere, secondato, come fu, nel riacquisto della sua indipendenza dallo slancio animoso de' proprj sudditi.

Consigliato dagli *Ancillon* e dagli *Humboldt*, letterati e statisti eccellenti ad un tempo, accoppiò le speculazioni filosofiche a quelle politiche; e seppe così accortamente comprendere, che al fine di *mantenere la ristaurata indipendenza*, doveansi nuovamente creare interessi di *germanica unità,* fondati nei nuovi bisogni e sui recenti mezzi nati per soddisfarli.

Ancora, quel governo pensò, che a *creare la conformità dell' unione politica* gioverebbe principalmente l' *associazione degl' interessi materiali dell' industria.*

Ideato un così sublime ed avveduto concetto, il governo *prussiano* s' accinse con animo determinato e costante a mandarlo ad effetto; e col discernimento che lo distingue avvisò che al fine di conseguire il divisato scopo, cui osterebbero molti interessi e pregiudizi diversi da luogo a luogo, *conveniva adottare principj tali di libertà commerciale*, e perciò di *tasse moderate*, che ogn' industria coltivata negli altri stati non potesse concepire sospetto d' essere pregiudicata, ed anzi venisse ognuno di quegli stati *naturalmente incitato ad accostarsi alla lega.*

Così operò l' illuminato governo *prussiano*, il quale, dopo avere conseguita l' associazione d' alcuni stati minori e più contigui, tratto tratto giunse ad ottenere il concorso d' altri stati maggiori e più lontani, sebbene successivamente fatti essi pure contigui per l' estensione data alla lega in discorso (2).

(2) Vedi infine l' elenco degli stati che compongono l' *associazione;* con indicazione della *popolazione complessiva d' essi*, e dell' estensione loro *in miglia quadrate.*

Dai riscontri che si presentano ai nostri lettori scorgesi, che la *confederazione doganale germanica* comprende un' estensione d' almeno 8252 miglia quadrate, ed una popolazione di oltre 25 milioni d' abitanti (3).

La detta *Confederazione* si estende nella direzione dal *Nord* all' *Ovest*, da *Merlen* (37 di longitudine) ad *Acquisgrana* (23. 50 di longitudine); e nella direzione dal *Nord* al *Sud*, da *Stralsunda* (54.° 50' di latitudine) fino al confine *austriaco* dietro *Monaco* di *Baviera* (47.° 50' di latitudine).

È ora confinante colla *Russia* e colla *Polonia* al-l' *Est*; coll' *Austria* e colla *Svizzera* al *Sud*; colla *Francia* all' *Ovest*; col *Belgio* e coll' *Olanda* al *Nord ovest*; finalmente coll' *Hannover* ed altri *stati germanici*, i quali ancora non fanno parte di tale consorzio, al *Nord*.

Volendo indicare sommariamente le relazioni, che vincolano i diversi stati compresi nell'*associazione*, si dirà, che la rendita delle dogane, poste all' estrema linea perimetrale di quelli tra i detti stati che sono confinanti con quelli esteri sopr' accennati, si compone di *dritti* d' *entrata*, d' *uscita* e di *transito*, regolati con una tariffa *così modica* e *così liberale*, che posti a confronto coi dritti d' ugual natura stabiliti dalle varie altre tariffe *europee*, scorgonsi essere queste *ben più gravi* e *più severe*.

Cotesta rendita inoltre dividesi fra i diversi stati associati in *ragione della popolazione rispettiva di ognuno*, calcolata dietro l' ultimo censimento triennale, *fatta prima deduzione delle spese d'amministrazione*.

Ogni stato, cui compete, riscuote *in nome di tutti* i dritti di dogana, stabiliti dalla *comune tariffa*, al *pro-*

(3) *Becher*, riputato statista, la fa ascendere a 25,350,000 abitanti.

prio confine coll' estero, mercè di *preposti* ed *officiali da esso eletti.*

Sulla riscossione si cominciano a prelevare alcune *spese comuni*, come la *restituzione de' dritti indebitamente esatti*, ed i *premj d' esportazione* stabiliti dai trattati. Così pure si prelevano le *spese del personale*, dell' amministrazione delle dogane, e del *materiale* degli uffizii. Tuttavia il *numero di questi uffizii*, e la *forza del personale* destinato a custodire i confini, *vengono fissati di comune accordo*, e gli stipendj *sono regolati in modo uniforme.*

Coteste *spese comuni* montano all' incirca al 14 per 100 del prodotto *brutto.*

Le spese d' *ufficio* e di *deposito interno*, e quelle della *direzione generale delle dogane* d'ogni stato, dove esiste, sono sopportate da esso; e questo paga altresì quei *premj speciali*, che crede dover concedere ai proprj fabbricanti, oltre a quelli fissati dalle disposizioni generali che reggono l' associazione.

L' azione di quest' associazione si è dimostrata così vantaggiosa, ch' essa può considerarsi come un *nuovo fatto* atto a provare, che in materia di dritti di dogana le *discipline liberali* e le *tariffe moderate*, lungi dal fare il commercio estero padrone di quello interno d' un altro stato, con pregiudicio dell' industria di questo, promuovono piuttosto l' aumento di detta industria col renderla viepiù fiorente.

La *Germania* avea nel 1815 un' industria poco avviata, perchè quantunque gli effetti del *blocco continentale* avessero colà pure fatte istituire molte fabbriche, le peripezie ed i disastri della guerra aveano impedito loro di prosperare, là dove non le aveano distrutte affatto.

Succeduta in quel volgere di tempo la pace generale, l' *Inghilterra* inondò la *Germania* de' suoi prodotti

a *così vil prezzo*, che molte fabbriche dell'industriosa *Sassonia*, della *Slesia*, e d'altre provincie *germaniche* n'erano quasi rovinate.

Nel 1818 la *Prussia*, malgrado ciò, promulgò la propria tariffa, fondata, come si è detto, *su basi liberali*.

Il *Granducato d'Assia* vi si accostò il primo, e malgrado le querele dei *proibizionisti*, si mantenne salda quella dottrina, i risultamenti della quale si *mostrarono in breve evidentemente utili*.

Imperciocchè, ogni ramo d'interna fabbricazione accresciuto; le esportazioni dei prodotti interni aumentate; i prezzi fatti migliori, sì de' prodotti indigeni che di quelli fabbricati con materie prime esotiche, furono chiaro indizio dei buoni effetti del sistema.

Mentre in altre contrade le leggi proibitive spingevansi in fatto di dogana agli estremi, per creare prodotti d'un valore più *fittizio* che *reale*, perchè ad altro non servivano che a rendere più frequenti le *crisi commerciali*, attesa l'ognor crescente difficoltà di utili scambj, la *Germania* aumentò senza urto le sue importazioni ed esportazioni, e si verificò quest'assioma economico:

Che più sono facili, comode e libere le transazioni commerciali, meglio esse crescono in quantità, in valore relativo ed in utile rispettivo de' contraenti.

Oltre a cotesto risultamento della prosperità generale dell'industria, meglio governata in *Germania* che altrove, voglionsi ancora notare alcuni altri vantaggi dell'*unione doganale germanica*.

In primo luogo debbesi avvertire all'*immensa economia delle spese d'amministrazione*, derivata dai diminuiti confini.

Difatto i confini precedenti formavano *tante diverse*

linee perimetrali della lunghezza totale di miglia *germaniche* 1987. 61

I confini attuali sono di sole miglia . . 1206. 14

Onde il confine minore da custodire di miglia 781. 47

Da cui nasce un' economia valutata a fr. 5861,250.

A cotesto vantaggio aggiungansi quelli di un territorio *più contiguo* e *meglio configurato*, mercè di confini *più determinati*; dell' *aumento notevole della rendita* totale; della *diminuzione sensibile del contrabbando*, e dell' *utile lavoro produttivo del gran numero di doganieri* risparmiati pelle ridotte linee daziarie.

Finalmente si avverta al *grande vantaggio morale, che ridonda dall' indicata diminuzione del detto contrabbando*, troppo noto essendo come questo sia *una causa progressiva d' immoralità.*

L' associazione *germanica* avea tre diversi oggetti.

1.° Affrancare il commercio interno.

2.° Porsi in una condizione favorevole rispetto all' industria estera.

3.° Accrescere la rendita de' varj stati dell' unione.

Cotesto triplice scopo fu *pienamente conseguito* per consenso di tutti coloro che studiarono i risultamenti ottenuti dall'associazione in discorso.

Un altro vantaggio è ancora derivato da essa, ed è quello del *miglior successo delle imprese incominciate* (molte delle quali già sono compiute) di *più facili* e *più pronte vie di comunicazione.*

Mentre la *Francia* perde un tempo prezioso abbandonandosi alle gare d' una polemica imprudente, la *Germania* si cuopre in ogni senso di strade ferrate,

le quali in breve avvicineranno ogni più *lunga distanza* (4).

L' unione del *Danubio* al *Reno*, mercè d' un canale; il perfezionamento della navigazione su que' due gran fiumi; la strada ferrata da *Colonia* ad *Anversa* e ad Ostenda; quelle della *Sassonia*, della *Prussia* e d' altri

(4) Il *Monitore del Belgio* del 6 di Giugno 1841 contiene le seguenti indicazioni sulle strade ferrate della *Germania*.

" L'Allemagne marche à grands pas sur nos traces; elle à compris toute la puissence de nos chemins de fer; et déjà plusieurs groupes de grandes villes sont réunies par des *Rail-Ways*.

" Mais toute l'Allemagne centrale, et notamment la riche contrée saxonne, reste encore séparée de la Belgique par un espace considérable entre Francfort et Leipsick. Cette lacune de plus de 70 lieues vient d'être visitée, avec tout le soin qu'elle comporte, par M. l' Ingénieur en chef Ridder (*quello stesso che col Sig. de Simons è autore dei progetti di strade ferrate del Belgio*) délégué à cet effet par le Roi, et par S. A. R. le duc Régnant de Saxe-Coburg-Gotha.

" Plusieurs directions ont été examinées, entr'autres celle qui traverse la Hesse électorale par Furda, et celle qui évite ce territoire en se reportant sur celui de la Bavière.

" Ces deux lignes, mais surtout la dernière qui se dirigerait de Francfort sur Meiningen, en longeant la rive gauche du Mein jusqu'a Oettingen, et de la sur Gotha, Weimar et Leipsick, sont susceptibles d'être parcourues par des locomotives, sans le secours des plans inclinés.

" Le chemin de fer de Francfort à Leipsick completeroit la jonction par *Rail-Ways* de Berlin et de Dresde avec Bruxelles et les ports belges.

" A cette grande route commerciale viendrait aboutir une branche très-importante qui doit réunir la Bavière, le duché de Cobourg et celui de Meiningen d'un côte à la mer du Nord par Cassel et Bremen; de l'autre au pas de Calais par le Rhin et les chemins de fer belges.

" M. de Ridder a également parcouru toutes ces localités et poussé son examen jusqu'à Nuremberg. Toute cette ligne ne présente aucune difficulté sérieuse ni pente qui atteigne 3/5 pour 100.

" Si ces grands projets, auxquels les principautés saxonnes attachent le plus haut intérêt viennent à se réaliser, Bruxelles ne sera plus qu' à 36 heures de Leipsick et à 44 heures de Berlin ".

Si aggiungano 9 o 10 ore per arrivare da *Bruxelles* a *Parigi*, quando fosse fatta la strada da Parigi al confine Belgio, e si comprenderà quale immenso veicolo commerciale ed anche strategico acquisterà allora la Germania; sicchè ne dovrà derivare per essa grande aumento di prosperità, di ricchezza e di forza.

stati minori, sono tanti nuovi mezzi di comunicazione che renderanno *più pronti* e *più facili* i *trasporti*, e termineranno col trarre nell' unione *germanica* anche il *Belgio*, l'*Olanda*, l'*Annover*, le *città libere* d'*Amburgo*, *Brema* e *Lubecca*, ed altre provincie germaniche le quali non sono ancora entrate nella lega (5).

Resteranno estranee ad essa, parte della *Danimarca*, la *Svezia*, e l' *impero Austriaco*.

I due primi stati, perchè attesa la posizione loro non hanno interesse ad accostarvisi; il terzo, perchè col sistema proibitivo da esso adottato, e che per la grande varietà de' suoi prodotti indigeni potrà forse più degli altri continuare per qualche tempo ancora, sembra avere *qualche interesse attuale* a tenersi lontano dalla Unione, a patto però di *veder meno fiorente* la propria industria.

I risultamenti dell' associazione *germanica* furono anche utili rispetto all' estero, perchè i principj liberali della sua tariffa *costrinsero altri stati a recedere talvolta essi pure in parte dal sistema proibitivo*, che aveano sinora praticato. Già l'*Inghilterra* stipulò un trattato di commercio coll'*Austria*, nel quale trattato ambi riducono le proibizioni rispettive. Già l'*Olanda*, avviata essa pure da tempo immemoriale in quel sistema, ne recede in parte, concordando coll'*Inghilterra* e colla *Francia* trattati *più liberali*.

L' *Inghilterra*, ammaestrata dalle dottrine di Huskinson, le quali vanno propagandosi nel *regno unito*, viemeglio *comprende le urgenti sue necessità*; e malgrado l'*opposizione de' privilegiati*, gradatamente abolisce molte sue discipline restrittive (6). La *Francia*,

(5) Vedasi, rispetto all' unione dell' *Olanda* alla lega, la nota (8).

(6) » Saturée de capitaux, l'Angleterre est arrivée la première au » point *auquel arriveront fatalement toutes les nations qui s'obstinent*

rinunziando agli errori del *governo imperiale* ed a quelli più gravi ancora del *governo Borbonico del ramo primogenito* in fatto di dogane, sembra avviarsi alle stesse tendenze. Tutti gli altri stati d' Europa *imitano un tale esempio*, e vedonsi le varie loro tariffe doganali *procedere verso successive riduzioni di dritti*, ed adottare *più facili* e *più spedite discipline*, *onde moltiplicare ed agevolare i traffici.*

Resta che l' *unione germanica* faccia ancora un *gran passo* per assicurare la sua prosperità commerciale, ed è quello d' *avere pesi*, *misure* e *monete uniformi*, con un *sistema di tributi* all' incirca uguale.

Già si osserva in molti stati una decisa tendenza a cotale ordine di cose, e vuolsi desiderare *che universale sia il concerto in proposito.*

I risultamenti politici de' provvedimenti economici fin quì narrati, *sono immensi.* Mercè d'essi la *Prussia* acquistò una forza morale difficile a contrastarsi. Essa già era la prima potenza germanica *quanto al suo ordinamento militare.* Facendo dell'*Università* di *Berlino* un *centro scientifico*, cui chiamò le notabilità intellettuali più celebrate, e ponendosi a capo del commercio e dell' industria *germanica* recò in sua mano i *tre principali elementi* del *potere materiale* e *morale* di uno stato.

Laonde si può presagire, che procedendo in siffatto *liberale* ed *illuminato sistema*, il governo *Prussiano* presiederà alle futuri sorti economiche della *Germania.*

" *dans le système prohibitif.* Quand les eaux que vous avez fait monter " artificiellement menacent de couvrir votre tête et de vous étouffer, il " faut bien lâcher les écluses. Le système prohibitif *est condamné au* " *suicide.* Plus il triomphe, plus il s'exagère, et plus le jour de sa mort " approche. Ce jour est venu pour le système anglais ". (Ved. *Revue des deux mondes, tom.* 26 *livraison du* 15 *mai* 1841 *pag.* 661).

Abbiamo fin quì esposti i vantaggi dell' unione germanica, onde procedere nel divisato assunto d'esaminare, se *altri stati d' Europa possano imitar quell' impresa e raccorne eguale profitto.*

Questo pensiero è sorto nella nostra mente leggendo un libro recentemente pubblicato, dal quale abbiamo desunta la maggior parte de' particolari fin quì narrati.

Pretendonsi in quel libro *necessarie, non che utili,* molte altre associazioni consimili (7).

Giusta il libro anzidetto, un'*associazione doganale* debb' essere ordinata coi seguenti elementi :

1.° Contiguità di territorio e di confini ;

2.° Preferenze ai confini naturali ;

3.° Conformità di tendenze politiche ;

4.° Assenza d'antipatie o di gelosie nazionali ;

5. Estensione moderata dell' associazione ;

6.° Circolazione facile de' prodotti tra popoli confederati ;

7.° Efficacia della protezione comune;

Aggiungeremo ancora per conto nostro :

8.° Conformità di costumi, di lingua, di abitudini e di carattere sociale;

9.° Uguaglianza di pesi, di misure, di monete e di altri carichi tributarj interni ;

10.° Uniformità o prossimità almeno d' ordinamento politico.

Or bene, cotesti elementi, i quali si *trovano quasi tutti nell' unione germanica*, od almeno *possono pre-*

(7) Vedi *L'association des douanes allemandes, son passé et son avenir. Ouvrage augmenté des tarifs comparés de l'association allemande et de ceux des douanes françaises, et de trois cartes indiquant l'état de l'Allemagne avant et après l'association, et celui de l'Europe sous le système de l'union douanière, par MM. P. A. de la Nourais et Bères. Un vol. in-8. Paris* 1841: *Paulin lib. édit.*

sumersi col tempo facili ad introdursi in essa, sono invece *molto difficili* per non dire *impossibili* a trovarsi in molte altre unioni proposte dagli autori *francesi*.

Esaminiamole brevemente.

I.° *Unione Austriaca.*

Si riconosce, come già si è detto, che l'*Austria* potrebbe difficilmente far parte della *lega doganale germanica*, perchè, oltre ai motivi già esposti prima, molte sue provincie hanno interessi commerciali *così diversi*, che sarebbe assai difficile il combinare una *tariffa comune*: laonde facilmente sorgerebbero quegli urti, che vedonsi negli *Stati uniti dell'America del Nord*, dove le tendenze industriali di certe provincie sono così opposte a quelle d'altre, che *riesce impossibile il governarli per tale rispetto con leggi comuni*.

Ma se ammettesi la difficoltà di riunire l'*Austria* alla *lega doganale germanica*, non si può assolutamente menar per buono ed eseguibile il progetto d'unire ad una *lega austriaca* la *Moldavia*, la *Valachia*, la *Bulgaria*, la *Servia*, e le altre provincie dell' *antica Grecia* rimaste *turche*.

Cotesto divisamento degli autori *francesi* può chiamarsi un' *utopia* pei seguenti motivi:

1.° Niuno quasi degli elementi, ch'*essi stessi posero come necessarj*, sussistono tra quelle provincie dell' *impero ottomano*, e quelle limitrofe *austriache*.

2.° I pericoli d' un' invasione pestifera, pericoli che possono tuttora temersi (malgrado le cautele ordinate in *Turchia*) di assai dubbia osservanza, attesa la debolezza del governo centrale, rendono indispensabile una linea di custodia tra i due stati, più ancora per cautela sanitaria che non per oggetto di finanza.

3.° D'altronde vuolsi credere, che la *Russia*, or fatta signora delle foci del *Danubio*, userebbe l'influenza di cui gode presso il governo turco, per impedire una unione che potrebbe esser contraria ai suoi interessi economici come alle sue viste politiche.

In un altro scompartimento de' diversi dominj di Europa, l'unione di quelle provincie all'impero *austriaco* sarebbe favorevole alla prosperità economica ed all'incivilimento di esse, perchè formerebbe un tutto più omogeneo per conformità d'interessi materiali e morali, come per maggior uniformità di costumi.

Allora le quasi barbare provincie ottomane, sottoposte ad un governo paterno ed illuminato, qual è l'*austriaco*, potrebbero diventare fiorentissime, specialmente mercè della libera navigazione del *Danubio*. Ma finchè cotesto stato di cose non sia verificato, specialmente *per via soltanto di un quieto e pacifico accordo*, il quale è il *sol mezzo cui sia lecito desiderarlo*, sarà impossibile, nell' attuale tendenza della politica *europea*, il concepito divisamento. Quelle provincie *debbono stare separate dall' Europa incivilita*, e correre la sorte dell' *impero ottomano*, il quale inutilmente lotta framezzo all' anarchia che lo travaglia.

II.° *Unione Italica.*

Se i varj governi che imperano nella nostra Penisola fossero ristretti alla sola *Italia*, certo che *poche contrade sarebbero più atte ad unirsi*, *come la Germania, in lega doganale*, ed anche in *politica confederazione*, perchè, oltre all' utile di questa per la comune difesa, rispetto all' industria l' abolizione delle linee daziarie, che separano i varj stati *Italiani*, sarebbe ad *ognuno di essi vantaggiosissima.*

Ma la circostanza dell' essere una parte d' essa *aggregata ad una vasta monarchia oltramontana,* ci pare un *ostacolo insuperabile* alla proposta unione.

Non converrebbe in modo alcuno agli altri stati di adottare il sistema proibitivo dell'*Austria* nella tariffa, che dovrebb' essere comune all' associazione. Nè l'*Austria*, nell' interesse delle altre sue provincie oltramontane, potrebbe consentire ad una separazione di trattamento che le pregiudicherebbe.

Sarebbe inoltre sommamente dannoso a varie provincie *italiane,* come allo stato nostro, per esempio, il rinunciare agli scambj, così naturali e così necessarj, che or seguono colla *Francia;* ed il solo incaglio o la sola diminuzione de' detti scambi *potrebbero* recarle sommo danno, senza che vi fosse mezzo di trovare alcun compenso negli scambi da avviarsi coi prodotti *austriaci.*

Aggiungansi a coteste considerazioni affatto *economiche,* quelle *politiche,* per le quali è chiaro, che una preponderanza dell'*Austria* sugli altri stati *Italiani,* simile a quella della *Prussia* sugli stati dell' *unione germanica,* anche pel *solo rispetto delle dogane,* potrebbe scemare l' attuale indipendenza di quegli stati.

Nè serve il dire, che una *unione italiana,* anche escluso il *regno Lombardo-Veneto,* sarebbe tuttavia possibile: imperciocchè pochi essendo gli scambi tra le provincie *Italiane,* sarebbe troppo *scarso l' interesse economico* per promuoverla. E quanto a quello *politico,* se l' unione potrebbe tornar proficua a qualche stato *italiano,* molti sarebbero gli ostacoli d' esecuzione che troverebbe, *fino ad un certo segno insuperabili,* nelle presenti tendenze della politica *europea.*

Quì ci sia conceduta una digressione sulla *condizione economica* della Penisola.

Se l'*Italia* fu altre volte il *centro del commercio*

e *dell' industria*, non può contendersi che nelle attuali tendenze commerciali, avuto riguardo ai mezzi che le fanno prosperare, *essa non può in modo alcuno concepir lusinga d' un futuro possibile risorgimento*, col tornare all' antica sua prosperità commerciale, malgrado il genio incontrastabile de' suoi abitanti.

Sprovvista de' combustibili, che sono il principale elemento dell' industria attuale; povera di capitali, in ragione di quelli posseduti da altre nazioni, l' *Italia non potrà mai essere*, a nostro parere, una *nazione manifatturiera*.

Ricca invece dei prodotti del proprio suolo, che *può ancora moltiplicare assai*, se si rivolge di preferenza al perfezionamento progressivo della sua agricoltura, l' *Italia dovrebbe accontentarsi di produrre la più gran copia possibile delle molte materie prime*, ch'essa ha in certo modo il privilegio di facilmente veder nascere negli ubertosi suoi terreni; e queste materie prime le offrirebbero un *ben largo concambio* a que' manofatti esteri, de' quali può abbisognare.

Con un littorale marittimo molto esteso, popolato di marinai coraggiosi, disinvolti ed esperti, l'*Italia può attendere inoltre con gran successo alla navigazione*, trasportando specialmente quelle stesse materie prime, e que' prodotti agricoli che gli soprabbondano, e *tornar così quasi alla prima sua importanza ne' traffici di mare.*

Ecco a nostro parere il solo probabile miglior essere futuro di questa Penisola, il cui genio d' altronde essendo essenzialmente artistico, potrebbe ancora produrre capolavori dell' arte; imperciocchè continuando la pace, e crescendo l' agio derivante da essa, ognuno cercherebbe di godere que' comodi e quelle eleganze che procura.

Ogni altro divisamento pertanto che volesse far

dell' Italia una contrada data all' industria de' manofatti, *ci sembra un' idea pregiudicata e pregiudicevole* perchè *ritarderà il progresso agricola*, il quale *solo può rendere il nostro commercio coll' estero profittevole*, mercè dell' indicato facile ed utile scambio de' nostri più ricchi prodotti, che sono le sete, i risi, i grani, le canape, i caci e gli olii.

L' esempio dell' attuale condizione di cose già favorevole nelle annate buone per molte provincie italiane, *malgrado l' ancora possibile grande progresso agricola, che pur potrebbe in esse ottenersi*, è un sicuro indizio della verità del nostro ragionamento.

Si facciano pertanto da ogni buon Italiano voti concordi, perchè si tenda costantemente dai governanti come dai governati all' indicato fine *del miglioramento e del perfezionamento dell' agricoltura*, come alla *maggiore estensione della navigazione*; chè un esito fortunato *coronerà certamente gli sforzi comuni.*

Riusciran facilmente a siffatto scopo quegli stati italiani *più illuminati*, ne' quali, *migliorata prima ed avanti ogni cosa* l' educazione popolare, si favorirà inoltre la libera circolazione delle proprietà con ottime leggi civili; si accrescerà l' istruzione agricola coi poderi sperimentali, con premj e con incoraggiamenti concedute alle migliori colture, colla istituzione (risultata così profittevole altrove) de' *comizii agricoli*, che propagano e moltiplicano le buone pratiche; si promuoverà, *anche col concorso del pubblico erario* l' estensione ed il perfezionamento de' canali irrigatorj e navigabili; si faciliteranno le comunicazioni ed i trasporti con tutte quelle nuove strade sì principali che minori, le quali potranno renderli più pronti, più comodi, più sicuri e men costosi; si concederanno facilmente ai naviganti tutti quei vantaggi e tutte quelle facilitazioni che possono farli ri-

volgere a tale occupazione, con que' miglioramenti altresì de' porti che assicureranno loro, almeno nella patria comune, un più *cauto e men costoso ricovero* ne' fortunosi eventi cui spesso sono esposti.

Ma torniamo alle altre proposte *unioni doganali* tra alcuni de' diversi stati d' *Europa.*

III.° *Unione della Penisola Spagnuola.*

Cotesta associazione si ravviserebbe convenientissima, perchè nulla osta a che la *Spagna* ed il *Portogallo* sieno unite rispetto alle dogane. Solo, perchè la cosa *sia possibile,* converrà aspettare l'epoca fortunata (pur troppo ancora lontana, se debbesi giudicare dall' attuale condizione delle cose) in cui quelle due contrade *tornino in quiete*, e *più non siano*, *come ora sono*, *travagliate da politici trambusti.* La prosperità economica ed i miglioramenti che la procurano *sono possibili soltanto in tempi tranquilli con ordini legali benintesi e moderati*, non già nelle tempestose vicende delle ire cittadine e nelle guerre civili che ne conseguitano.

IV.° *Unione Francese.*

Il solo stato che potrebbe forse convenientemente unirsi in fatto di dogane colla *Francia,* sarebbe il *Belgio,* seppure le crescenti sue relazioni colla *Germania,* e l' interesse che avrebbe al più sicuro ed al più facile spaccio de' suoi prodotti verso l' *Olanda*, quando questa s' accostasse pure alla *lega germanica*, non lo facessero propendere ad unirsi a questa (8).

(8) Convien notare però, che la tendenza dell' *Olanda* ad unirsi alla lega *germanica*, è per ora *meno probabile.* Il governo *olandese* vi si mostrava anni sono avviato con convenzioni commerciali, ora scadute, non più rinnovate. Offeriva egli stesso d' accostarsi alla lega pel Granducato di *Lussemburgo*, che il re d' *Olanda* possiede, e che già fa

Quanto all' unione della *Svizzera* e della *Savoia* alla *Francia* in fatto di dogane, la è questa pure un' altra *utopia* degli autori *francesi*.

La prima contrada non *ebbe mai alcuna dogana* ai propri confini; ed il ben tenue compenso ch' essa ricaverebbe dal versare in *Francia*, senza pagare alcun dritto, qualche suo prodotto, come il bestiame ed il formaggio, sarebbe *ben lontano dall' uguagliare* il van-

parte della *confederazione politica germanica*. Ma il governo *Prussiano* avendo preteso imporre qualche disciplina restrittiva, concernente all' introduzione de' cuoi che ivi si fabbricano in gran numero, atteso il danno temuto dalle concerie delle altre provincie germaniche, il governo *olandese* con ragione si ritirò da ogni convegno, dacchè non si partiva più dal principio d' una *reciprocità intiera*.

I fogli belgi (*Indépendant* 22 *Maggio* 1841) nell' informare di tal cosa, osservano come sarebbe conveniente invece all' *Olanda* ed al *Belgio* di star bensì *politicamente separati*, ma di *sopprimere ogni linea daziaria fra loro*. Cotesto partito *certo utilissimo pel Belgio*, le cui manifatture acquisterebbero un gran vantaggio, non sarà forse riguardato in *Olanda* con ugual favore.

La minor tendenza dell' *Olanda* alla lega *germanica* venne anche affermata recentemente dal Sig. *Guizot*, ministro degli affari esteri del re de'*Francesi*, il quale, nella seduta del 22 Maggio 1841, salito alla tribuna della *Camera de' deputati*, prendeva a difendere il trattato di commercio stipulato dal precedente ministero nel 1840 col governo *olandese*; il quale trattato era stato acerbamente censurato da alcuni oratori.

Fra i molti argomenti addotti dal *Guizot*, colla nota sua disinvolta facondia, allegò esso l' interesse politico ed economico che aveva la *Francia* di tener lontana l' *Olanda* dalla lega *germanica* (Vedi *Monitore univ.* 23 *Maggio* 1841).

L' argomento del Sig. *Guizot* può benissimo essere fondato *relativamente alla Francia*. Noi però dubitiamo assai, che atteso l'evidente proposito del governo *olandese* di fare del porto di *Rotterdam* un vasto emporio, il quale diventi rivale de' più grandi emporj *inglesi*, insistendosi con abili negoziati dai capi della *lega germanica*, e proponendosi condizioni d' *intera reciprocità*, come è giusto, l' *Olanda* non sia per accostarsi all' unione.

Imperciocchè, così operando, essa accrescerebbe moltissimo l' importanza del detto emporio sì per le importazioni che per le esportazioni di tutta la *Germania* meridionale, che meglio si avvierebbero pel detto scalo, così agevole attesa la navigazione del *Reno*, il quale sbocca appunto nel mare a *Rotterdam*.

taggio, di cui ora gode il consumatore nel non pagare alcun dazio.

Quanto alla *Savoia*, facendo essa parte degli *stati Sardi*, non può mai convenirle d' esserne separata da una linea daziaria.

Lo sgravio che avrebbero i consumatori della *Savoia*, potrebbe in parte cadere a carico degli altri sudditi, ove dovessero supplire a qualche diminuzione della rendita generale del pubblico erario.

Aggiungasi, che una linea di dogane, posta sulla vetta delle Alpi, è di *molto più difficile custodia* di quella ora formata dal *Rodano* e dal *Guiers* come dal *Varo* su parte del nostro confine colla *Francia* (9).

Aggiungasi ancora, che mentre siffatta unione *sarebbe tutta nell' interesse della Francia*, alla quale darebbe 500,000 consumatori di più per l' interno spaccio de' suoi manofatti, esente da dritti di dogana, essa non *avrebbe alcun compenso pel rimanente degli stati Sardi*, i cui prodotti dovrebbero pagare per entrare in *Savoia*.

Si osservi finalmente, che molte considerazioni politiche di diverso ordinamento, e di ben altra tendenza

(9) La linea del *Varo*, che separa la *contea di Nizza* dalla *Provenza*, sembra in fatto di dogane aver segnato il confine *di più facile custodia* tra lo stato *francese* ed il nostro. Però le franchigie daziarie ancora lasciate alla *contea di Nizza*, la separano dal *Piemonte* con una linea daziaria, che percorre i più alti gioghi di quelle Alpi, è di difficilissima custodia, favorisce un notevole contrabbando fra quelle popolazioni, e pregiudica lo scambio necessario delle produzioni rispettive di quelle due parti dello stato nostro. Per la qual cosa molti dubitano con ragione *della vera utilità* di quelle franchigie, se non per la *città di Nizza*, la quale, essendo un punto di convegno di molti forestieri che ivi accorrono per godere di quell' ottimo clima, può avere qualche interesse a conservarle, almeno *pel resto della contea*, cui i più costosi e più difficili scambj predetti recano danno, anche fatta astrazione da quello sempre gravissimo del contrabbando.

governativa, come d' indipendenza propria, ostano a che lo stato nostro potesse acconsentire a siffatto divisamento.

Dopo le unioni ipoteticamente proposte, restano in *Europa* l' *Inghilterra*, la *Russia* e la *Polonia*, la *Svezia*, e la *Danimarca* (tranne la provincia tedesca di questa, l'*Holstein*).

Cotesti stati, gli autori *francesi* ammettono che *non possono far parte d' alcuna unione in fatto di dogane*.

Noi consentiamo a questa opinione loro, imperciocchè la posizione di quelle contrade, l' estensione di una d' esse, la *Russia* e la *Polonia*, la nessuna contiguità con altri stati cui possa convenire l' unione, son cause *che la rendono impossibile*.

Solo conviene osservare, che la *Svezia* potrebbe forse unirsi alla *Russia*, se non vi ostassero considerazioni politiche.

Vuolsi ancora notare, che se gli stati sopra indicati debbono ciascuno avere al proprio confine una linea di dogane, *senza alcuna unione con altri stati*, non dovrebbero almeno avere *alcuna linea interna*, che incagli il commercio d' una provincia coll' altra.

Così, per esempio, l'*Irlanda* non dovrebbe avere alcuna separazione in fatto di dogana dall' *Inghilterra* e dalla *Scozia*; la *Polonia* dalla *Russia*; l'*Ungheria* dall'*Austria*, dalla *Boemia* e simili. Cotali fiscalità *sono un errore economico gravissimo*, pregiudicevole *alle stesse finanze che lo commettono*; perchè s' esse guadagnano qualche maggior provento con tali *dogane interne*, dissecano il fonte di altri proventi fiscali colla minore prosperità che cagionano.

Alle considerazioni finora svolte aggiungono gli autori *francesi* che trattarono il nostro argomento, altri riflessi ad esso relativi, notando come le varie *unioni*

doganali dovrebbero essere secondate *ciascuna almeno :*

1.° Dall' uniformità di pesi, misure e monete ;

2.° Dalle facilitazioni di più pronte e men costose relazioni postali ;

3.° Dalla riduzione de' dritti di navigazione, come dalla semplificazione delle discipline diverse, cui essa è astretta, sui fiumi, sui canali e sul mare ;

4.° Dalla reciproca guarentigia tra i diversi stati d' Europa, de'*brevetti d'invenzione* e de'*dritti d'autore ;*

5.° Finalmente da ordinamenti conformi circa ai monopolj, che desidererebbero però soppressi, e rispetto ai tributi d' ogni specie.

Cotesti miglioramenti, *certo utilissimi*, possono in più luoghi ottenersi *anche senza le unioni di dogane*, dimostrate *impossibili*, od almeno *sommamente difficili*, se non interviene una diversa distribuzione de' varj stati d' *Europa*, perchè l' attuale condizione innegabile della progressiva tendenza d' essi ad un crescente incivilimento, richiede appunto que' provvedimenti, *che sono sempre indizio d' una società più perfezionata ne' proprj ordini.*

1.° L' uniformità de' pesi e delle misure è difficile a stabilirsi, *perchè richiede una certa violenza alle abitudini inveterate delle popolazioni.* La difficoltà è ancora maggiore quando, come si è fatto in *Francia*, voglionsi inoltre adottare *altri nomi appartenenti ad altra lingua* pei detti pesi e misure ; mentre che se si fossero conservate le antiche denominazioni, la *novità sarebbe stata meno sensibile*, e *più accetta* al minuto popolo.

Ciò malgrado, coll' andar del tempo la semplicità e la convenienza del *sistema metrico decimale* è *così evidente*, ch' esso *trionferà de' pregiudizii e delle abitu-*

dini volgari, e si propagherà successivamente in ogni stato.

Lo stesso dicasi delle monete, le quali tendono esse pure dovunque ad ordinarsi col *sistema decimale*, ed in più stati *già vedonsi fondate sulla stessa prima unità di valore* (10).

2.º Quanto alla posta, vedesi, che dovunque s' intendono convenzioni, le quali assicurano un più pronto, più facile e più economico scambio delle relazioni tra stato e stato, moltiplicando assai le corrispondenze.

Cotesto miglioramento sarà ancora perfezionato se, *posto a parte* ogni principio di fiscalità, il quale *non dovrebbe prevaler mai nell' amministrazione delle poste*, cui dovrebbe bastare il ricupero delle sue spese ed il trasporto gratuito de' dispacci governativi, *si adotterà il nuovo sistema inglese d' una tassa unica e modica per qualunque distanza*, perchè allora le corrispondenze cresceranno a dismisura, con *immenso vantaggio commerciale, politico, morale, scientifico e letterario* (11).

(10) Così chiamiamo la *prima unità* che serve al computo delle quantità di moneta, come sarebbero il *franco*, la *lira*, la *lira sterlina*, la *piastra*, lo *scudo*, il *dollero*, il *tallero*, il *fiorino* e simili.

(11) Il nuovo sistema della tassa *unica* e *modica per qualunque distanza*, invocato da qualche *deputato francese* come degno d' essere imitato dall' Inghilterra, fu condannato recentemente dal Sig. *Humann* ministro delle finanze di quel regno. Noi crediamo, che se ragioni fiscali possono ora allontanarlo da tale partito, nella strettezza de' bisogni attuali di quelle finanze, atteso il minore prodotto che certamente ne avverrebbe, come in *Inghilterra* è avvenuto, cotesto motivo non *basti a condannare il sistema in tesi generale*, e possa far dir con ragione, che *se esso fosse ancora da abbracciare anche dalla Gran Brettagna, si tralascerebbe dall' adottarlo*. Osserveremo che la diminuzione del resto fu maggior colà per la più gran differenza che passa tra la *tassa unica* adottata, e la *tassa media* molto più grave che negli altri stati. Aggiungeremo ancora, che il negare un *aumento notevolissimo delle corrispondenze* ed *una diminuzione delle frodi*, gli è un ne-

3.° Anche rispetto ai dritti di navigazione si tende in ogni stato a successivamente ridurli nell' interesse dell' universale.

I trasporti per acqua, sebbene più lenti *quando non sono fatti colle navi mosse dal vapore*, hanno però sugli altri il *vantaggio innegabile dell'economia.*

Quelli per le strade ferrate, eseguiti mercè delle *locomotive*, e quelli che seguono colle dette navi a vapore *essendo necessariamente più costosi*, saranno sempre preferite *soltanto dalle persone*, atteso il gran risparmio del tempo, che è così prezioso quando sono più attive le occupazioni.

Quanto alle merci, se si eccettuano quelle d' *invio urgente*, che sono poche in confronto della somma generale d' esse, non si può contendere, che *sia sempre preferibile il mezzo della navigazione*, anche con un più lungo circuito.

Rispetto alle più semplici e più spedite regole disciplinari della polizia d' essa navigazione, osservasi del pari una tendenza generale ad eliminare ogn' incaglio, ed ogni superflua formalità. La tendenza in discorso si estende alle stesse leggi sanitarie. A questo riguardo noteremo, che *non si potrebbe però essere mai abbastanza guardingo* nel non trascorrere a novità, le quali *non fossero di una natura sempre più che cauta*, sia nell' interesse così prezioso della pubblica salute, e sia nello stesso interesse commerciale, poichè è chiaro, che se una più pronta spedizione, sicura da ogni pericolo sanitario, agevola il traffico e può procurargli maggiore profitto, quella

gare un fatto, che è una conseguenza *troppo naturale del sistema*, perchè possa essere posto in dubbio. Del resto, lo ripetiamo, l' amministrazione postale *non debb' essere diretta da idee fiscali, quand' è possibile di far fronte alle spese pubbliche con altri tributi.*

stessa spedizione, *accompagnata dal pericolo d' invasione pestifera*, quando questo si verificasse, rovinerebbe ogni commercio là dove sgraziatamente si svolgerebbe il male (12).

4.° In ordine ai *brevetti d' invenzione* ed ai *dritti d' autore*, scorgesi pure una generale inclinazione ad assicurare dovunque all' ingegno dell'uomo, che si travaglia in utili scoperte e produzioni, quella garanzia di libera proprietà, che *sola può degnamente ed adequatamente premiarne gli sforzi.*

5.° La questione de' *monopolii* non può, come molte altre, giudicarsi con *principii generali* ed *assoluti.*

Vi sono paesi dove può essere conveniente sopprimere affatto ogni *monopolio* del governo, perchè la produzione generale può ricavarne vantaggio con utile eziandio dei consumatori.

Ve ne sono altri all' opposto, ne' quali la soppres-

(12) È noto, che anche fatta astrazione da quelli tra i medici chiamati *non contagionisti*, i quali sostengono non esservi pericolo di sorta nel comunicare de' sani co' malati delle malattie riputate dagli altri *contagiose*, da essi soltanto *epidemiche*, sonvi altri medici, i quali sostengono che le cautele sanitarie *delle quarantene* sono *esuberanti quanto alla durata loro*, e quindi dannose per l' incaglio che recano, senza necessità, al commercio.

Pretendono essi, quanto alle merci *suscettive* di contagio, che una temperatura da 40 a 50 gradi di calore, cui si potrebbero sottoporre per tre giorni al più in apposite sale di sciorinamento, *distrugge qualunque miasma anche più infetto*; e quanto alle persone, asseriscono, che sottoposte alle espurgazioni di mutate vesti, di bagni e di atmosfera disinfettante, e poi lasciate *in osservazione dai* 10 *ai* 15 *giorni al più* invece *dei* 40, come ora praticasi pelle provenienze *più sospette*, dette di *patente brutta, cessa ogni ombra di pericolo contagioso.*

Se *replicate* e *sicure* sperienze fatte *colla massima cautela*, provassero *veramente fondata* queste dottrine, certo che la si dovrebbe adottare; ma, ripetesi, che *somma debb' essere la riserva* prima di decidersi a modificare le attuali leggi sanitarie, cui devesi da oltre due secoli il beneficio d' aver liberata quasi tutta l' Europa dalla peste.

sione de' *monopolj*, oltre all' essere pregiudicevole alla finanza pubblica, non *gioverebbe punto ai consumatori*, i quali sarebbero anzi esposti all' avidità di pochi privati speculatori, succedenti al governo nel *monopolio* istesso, e nulla più.

In tal caso, purchè il detto governo assicuri *ottima qualità* e *prezzi discreti*, com' è nel suo *beninteso* interesse se vuole veder crescere i prodotti e scemare l' incentivo alla frode, il *monopolio*, esercitato dalla finanza pubblica, *sarà sempre da preferirsi*.

Questa materia di *monopolj* è troppo grave perchè comporti d' essere quì interamente svolta; solo abbiam creduto spediente il darne il brevissimo cenno che precede, al fine d' indicare quali fossero le nostre *opinioni di massima* riguardo ad essa.

Rispetto ai tributi, siccome le buone regole finanziere *son dappertutto uguali*, si nota una generale tendenza ad adottarle; onde deriva che si va propagando eziandio una *certa uniformità*, avuto però riguardo sempre *alla diversa condizione de' luoghi*.

A questo proposito giova osservar pure, che le *norme generali non si possono dovunque praticare*.

Una contrada *può richiedere certa specie di tributi*, la quale *sarebbe ad un' altra assolutamente inapplicabile*.

Il pensiero di *governar tutti i popoli con regole uniformi*, pensiero, che specialmente distingue gli scrittori ed uomini di stato *francesi*, è spesso *molto erroneo*. Alla pratica d' esso vuolsi attribuire lo scarso successo ch' ebbero mai sempre le conquiste di quella nazione, *troppo inclinata a portare altrui le proprie istituzioni, spesso men che adatte*, attesa la diversità de' luoghi, de' costumi, e dell' indole d' altri popoli, cui richiedonsi leggi civili ed economiche diverse. Quindi

ne derivò, che malgrado il genio mirabile che distingue il francese *nell' intraprendere*, sempre difficilmente *riescì a conservare*; e non solo dovette *abbandonare le proprie conquiste*, ma *veder scemare altresì quella morale autorità* che un diverso sistema gli avrebbe forse permesso di ritenere sui vicini stati minori.

Ben diversa scorgesi la condotta della nazione *Inglese*, la quale, *più intraprendente ancora*, *sa poi conservare le proprie conquiste*, mercè d' un opposto sistema, che lascia ad ogni popolo le leggi, gli usi ed i costumi proprii invalsi, restringendosi a *trarne quei maggiori profitti* di viepiù estese relazioni commerciali, che si possono conseguire *senza urtare di soverchio gl' interessi ed i costumi come le credenze locali.*

Riepilogando le cose dette finora con alcune digressioni, *le quali direttamente od indirettamente si riferivano al nostro assunto*, poichè esso *abbraccia ogni parte del governo economico*, e, per certi rispetti, *anche parte di quello politico*, conchiuderemo col dire:

1.° Che le associazioni tra diversi stati in fatto di dogane solo *sono utilissime* (frattanto che possa sopprimersi ogni linea daziaria), quando v' esistano tra i popoli che trattasi d' associare, elementi così conformi d' interessi, di lingua, di costumi, d' ordinamento e di tendenze politiche, che *facilmente possano unirsi insieme senza pericolo di collisioni.*

2.° Che l'attuale ordinamento politico e d' interessi materiali in *Europa* appena concede per ora la riunione di tali elementi alla *Germania*, così com' è di presente ordinata la lega doganale fra la *Prussia* ed altri stati, coll' ancor possibile unione d' alcune altre provincie *germaniche* aventi uguali elementi. Similmente, che la penisola *spagnuola* potrebbe vantaggiosamente imitare cotesta unione, associandosi la *Spagna* col *Portogallo.*

3.° Che perciò le altre unioni, proposte dai citati autori francesi, sono, *per ora almeno*, ineseguibili e taluna ancora *sarà sempre impraticabile.*

4.° Che tuttavia la prosperità economica e commerciale *può ancora progredire* senza le dette *unioni*, *purchè gradatamente* si rinunzi da ogni governo agli errori del sistema proibitivo, il quale nato nell' infanzia della scienza economica, si dimostra oggi coi fatti, e coi ragionamenti che da essi derivano, *altrettanto insussistente quanto è nocivo* a quello stesso scopo cui pretende dell' aumento della generale ricchezza.

5.° Che le antiche gare commerciali *di voler tutto vendere all'estero e di comprare il meno possibile*, sono un *errore gravissimo*, perchè *non può esservi commercio* senza scambio reciproco di prodotti diversi: laonde conviene attenersi a *creare quelli che si possono ottenere senza sforzi straordinarj*, per ricevere quelli creati nello stesso modo dagli altri, al fine di rispettivamente lucrare, *in ragione del bisogno d'ognuno e dell'utilità relativa conseguibile.*

6.° Che il pensiero d'*impoverire altrui* per arricchire sè stesso, è anche un *errore capitale*, perchè più le nazioni saranno *rispettivamente ricche*, di quella ricchezza che maggiormente si confà alla natura de' luoghi, alle produzioni di cui sono suscettivi ed all' indole del produttore, *più sarà facile lo scambio de' rispettivi prodotti*, più crescerà l' agio universale, e l' utilità relativa sarà conseguita, *senza il menomo altrui danno*, col vantaggio altresì così pregevole della comune moralità.

7.° Che le produzioni eccedenti i bisogni della consumazione, ottenute *con sforzi di protezione malintesa* e *mercè di speculazioni arrischiate*, se a primo aspetto sembrano far crescere la generale ricchezza, *producono in realtà un effetto solo fittizio*, il quale in breve risolvesi

nella rovina, cui conducono le *crisi commerciali*; onde il consumo inutile di capitali, la miseria delle classi lavoratrici, tolte ad altri più utili lavori, l'immoralità crescente delle dette classi, ed il pericolo di vederle spinte a turbare la pubblica quiete.

8.° Finalmente, che se i dazj di consumazione e di dogana possono essere necessarj, onde procurare alla finanza pubblica una rendita, la quale la ponga in grado di sopperire alle spese governative, debbono però sempre essere imposti colle seguenti *norme generali* e *più essenziali*.

1.° Che non aggravino *soverchiamente* le derrate *più necessarie* al vitto del popolo.

2.° Che non servano di *protezione indebita e soverchia* all' industria interna, la quale protezione è, ripetesi, *più pregiudicevole che vantaggiosa*.

3.° Che non promuovano colla esuberanza loro al contrabbando, *peste morale delle popolazioni*; il quale contrabbando, oltre al danno del mal costume ed al pericolo della quiete talvolta compromessa, è ancora *un notevole pregiudicio economico*, poichè distoglie da altri lavori *produttivi*, e costringe i governi a maggiori spese *improduttive* onde frenarlo.

4.° Che non incaglino con *inutili e superflue formalità e discipline* le relazioni commerciali, specialmente quelle *di transito e di riesportazione*, le quali, esse pure, tanto giovano all' aumento della pubblica prosperità.

Coteste *dottrine fondamentali di economia politica pratica* noi abbiamo creduto utile d'esporre, perchè a' dì nostri le scienze morali *si appalesano tanto più utili, quanto più sono generalmente applicate al buon governo de' popoli*, ed abbandonato il campo delle speculazioni teoriche, *versano principalmente sulla realtà pratica*, e si mostrano atte a far discernere con sano

criterio i *divisamenti eseguibili* dalle *utopie* di certiscrittori. Costoro, unicamente occupati del pensiero di fare un libro, che trovi facile e vantaggioso spaccio, anche perchè contenendo alcune verità utili, *debbe necessariamente interessare l'universale*, non esitano tuttavia ad *accozzarvi gli errori ed i sofismi.*

Noi cercammo di combattere cotesti errori e cotesti sofismi con ragioni *facili ad intendersi* anche da coloro, che non si sono unicamente occupati della scienza economica. Ci reputeremo felici se coloro cui c' indirizziamo, *giudici più competenti,* potran dichiarare che siasi riuscito nel *divisato intento* (13).

(13) Vedasi lo stato dell' *associazione doganale germanica* che segue, tratto da quello pubblicato dal Sig. *Teodoro Fix* nella *Rivista* francese, tom. XI, *dispensa di Marzo* 1839, pag. 170 e 171.

Dopo quella pubblicazione altri stati minori ancora si sono aggregati all' unione *doganale*, e tra essi principalmente il Ducato di *Brunswick,* con altri, sicchè può dirsi che la detta lega oltrepassa i 26,000,000 d' abitanti.

La lega pare poi viepiù *estesa ed assicurata* dal seguente articolo, che si legge nel *Monitore universale di Francia* del 21 e 22 Maggio 1841, 5.º supplimento, a pag. 1440. Berlin 11 Mars. Le congrès de l'union des douanes vient d'être clos *sous les auspices les plus heureux*. Le 8 les envoyés ont signé les traités, et plusieurs ont déjà quitté notre capitale. *La durée de l'union est assurée jusqu'à l'année* 1852. On s'est fait réciproquement des concessions, et on à prévu *tous les cas de l'accession des membres nouveaux* à des traités à conclure *avec les puissances voisines.* (Journal allemand de Francfort).

QUADRO *dell' estensione dell'Associazione doganale Germanica nell'Anno* 1838.

	Stati che la compongono e loro Denominazione		Popolazione o Numero d' abitanti	Estensione in Miglia quadrate
	Prussia		13690653	5157. 21
	Baviera		4251118	1477. 26
	Sassonia		1595688	271. 68
	Wurtemberga		1631779	385. 15
	Assia elettorale		640674	182. 10
	Granducato d'Assia		769691	179. 25
	Turingia composta			
A	Circoli prussiani d'Erfurt, Schlensingen, Ziegeneruck, e villaggi prussiani di Kischlitz, Mollchutz e Althesbuck	83534		
B	Circolo di Schmalkaden dell'Assia elettorale.	25153		
C	Sassonia Weimar, eccettuati i baliaggi d'Allstoedt d' Oldisleben e d'Ostheim	266664		
D	Sassonia Meiningen	146224		
E	Sassonia Altemburgo	117921		
F	Sassonia Coburgo, eccettuati i baliaggi di Volkewrode e Konisberg	129740		
G	Schwartzbourg – Sonderhausen, parte superiore	23750		
H	Schwartzbourg–Rudelstadt, parte superiore	50333		
F	Reuss–Scheits, con 20580 ab. Greitz, con 30293, Gera con 27593, in tutto	90626		
I	Circolo Bavarese di Klanslorf .	434		
	Totale della Turingia . .	908478	908478	233. 49
	Ducato di Nassau		373601	82 70
	Città libera di Francfort		60000	4. 33
	Totali generali		25153847	8252. 71 (*)

(*) Vedi la nota N.° 12 alla pagina precedente

PS. Dopo scritta questa Memoria ci pervennero altre notizie sull' unione doganale Tedesca, le quali debbonsi riferire.

Dal Monitore Universale di Francia del 16 e 17 Agosto ricavasi, in data di *Francoforte*, che il *Ducato* di *Lucemburgo*, cui impera il re dei *Paesi-Bassi*, o di *Olanda*, è stato recentemente aggregato all' unione doganale *tedesca*, con trattato firmato il 10 Agosto. Giova credere che un' *assoluta reciprocità*, come per gli altri stati, siasi stipulata; epperò che siasi chiuso l' orecchio alle pretese enunciate nella nota segnata di numero 8, le quali non erano fondate.

Tutti i fogli periodici parlarono recentemente dell' unione progettata tra le dogane *francesi* e *belgiche*. Mentre molti partigiani della libertà commerciale lodarono il divisamento, alcuni d' opposta sentenza lo censurano, specialmente in *Francia*, dove il minor costo della produzione *belgica* spaventa alcuni produttori.

I fogli *inglesi* poi e *tedeschi*, pretendendo detta unione contraria alle stipulazioni diplomatiche, le quali fondarono la neutralità del *Belgio*, neutralità che a loro avviso potrebb' essere compromessa, pretesero, che il diritto pubblico europeo ostava a detta unione e che verificandosi la medesima, ciò poteva essere un *casus belli*. Pare che i due governi, i quali ebbero forse un momento quell' idea, vi rinunciarono prontamente per quell' istinto pacifico che li distingue, da essi, la Dio mercè, spiegato anche nelle cose, dove la minaccia del *casus belli* in fin di conto si ristringerebbe a *sole parole* o *scritture*, non *alla realtà*.

Ond' è che il fatto divisamento mutossi in un' idea di trattato commerciale, tendente a facilitare le transazioni tra i due popoli.

In *diritto* non sappiamo vedere come possa fondarsi

un' eccezione alla divisata unione. La Francia non ne ha mossa alcuna all' associazione tedesca, quantunque comprenda molte provincie ad essa limitrofe; e mal sarebbesi apposta facendolo. L' Inghilterra poi, che tanto estende le sue relazioni sull' orbe intero, non potrebbe ragionevolmente imporre altrui de' principj ch' essa non professa per sè. Quanto alla neutralità pel caso di guerra, nulla osta a che sia osservata, *volendolo;* ma quì sta il punto, malgrado tutte le stipulazioni, la situazione dei luoghi è tale, che il *Belgio* non sarà mai terra neutrale, sibbene verrà occupato da quello fra i contendenti, che sarà più ardito e veloce ad accorrervi, fors'anche da tutti, e, come sempre, servirà di campo di battaglia alle armate belligeranti.

In *fatto* la cosa sarebbe possibile, gioverebbe all' industria rispettiva de' due stati, se non che per alcune produzioni della Francia più costose dei prodotti consimili belgi, converrebbe aggiungere qualche sforzo di maggiore economia, onde resistere alla concorrenza sul mercato interno. Vero è però che la qualità della merce francese è un elemento favorevole da valutarsi.

Si faran da noi pertanto voti, perchè deposti i timori, si mandi tal divisamento ad effetto.

L' ultima notizia avuta sulle unioni doganali si trae dalla *Gazzetta di stato di Prussia*, che così si esprime (17 Agosto) « il Bullettino delle leggi d' ieri contiene il trattato conchiuso tra la *Prussia*, la *Baviera*, la *Sassonia*, il *Wurtemberg* e *Bade* per la prolungazione dell' unione tedesca delle dogane ».

Codesto trattato componesi di molti articoli, e stipula:

1.° La prolungazione dell' unione doganale per 12 anni, cioè dal 1.° Gennaio 1842 al 31 Dicembre 1853, senza abrogare però i trattati conchiusi a tal fine l' 11

Maggio 1833; il 12 Maggio e 10 Dicembre 1835, ed il 2 Gennaio 1836.

2.° L' abrogazione dell' art. 8 di quegli stessi trattati, concernente l' ispezione doganale sui confini che separavano allora l' unione commerciale dalla *Baviera*, dal *Wurtemberg* e da *Bade*.

3.° Le regole da osservarsi circa i dritti d' entrata su certi prodotti di commercio, tanto interno che internazionale.

4.° L' ammissione nel trattato di speciali convenzioni, tendenti a regolare l' industria del zucchero di barbabietola o Napo.

5.° La regolarizzazione del ragguaglio monetario sul piede di quattro talleri equivalente a sette fiorini.

6.° e 7.° Finalmente l' unità della misura per tutta l' unione, ed un modo più uniforme pella percezione de' dritti.

Codeste stipulazioni, come scorgesi, fanno esauditi alcuni de' voti prima espressi. Nell'insieme d' esse vedesi un progresso, tendente a meglio e più stabilmente ordinare l' associazione; onde nasce, ch' essa pare oramai radicata a segno nella nazione tedesca, che in avvenire sarebbe difficile a qualunque membro di essa di scioglierla, perchè gli usi ed i costumi invalsi per conseguenza delle abolite linee doganali interne, osterebbero in modo insuperabile a vederle ripristinate, e non si potrebbe certamente mandarne ad effetto il nuovo divisamento, ove si avesse.

9

Lobschrift

auf

Johann von Müller,

den Geschichtschreiber.

Gelesen

in der königlichen Akademie der Wissenschaften
zu München am 29sten Mai 1811

von

Friedrich Roth, D.

königl. baierschem Oberfinanzrathe und Mitgliede der Akademie.

Sulzbach,

im Verlage des Kommerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung.

1811.

467

Lobschrift
auf
Johann von Müller,
den Geschichtschreiber.

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Männerkraft, Hochsinn und des HeldenAlters
Art erhob aus nächtlichem Dunkel Er zu
ewigen Sternen.

— vires animumque moresque
aureos educit in astra nigroque
invidet Orco.

Hor. Carm. IV. 2.

Jedwedes Verdienst in Wissenschaft und Kunst, auch jedes Werk, dem solches inwohnt, ist in zwiefacher Beziehung zu betrachten und zu schätzen; einmal für sich, bloß nach dem innern Werthe, dann aber nach seinem Verhältnisse zu seiner Zeit. Das eine Urtheil hält sich an die Sache; das andere umfaßt auch die Person. Dort kann nur die Annäherung zur Vollkommenheit, hier muß die Erhebung über die Umgebung beachtet werden. Als vorhanden erscheint das Verdienst in jener Schätzung, in dieser auch wie es entsteht und wirkt. Tadelt jene, was

nach allgemeinen Gesetzen tadelhaft ist, so entschuldigt diese nicht nur, sondern lobt zuweilen sogar manche Härten. Obwohl beide Schätzungen gleich unbefangenen Sinn erfordern, so gebührt doch jene mehr der Nachwelt, diese den Zeitgenossen; als denen noch vor Augen oder in frischem Andenken ist, was hier vornehmlich zu erwägen. Gleichzeitig mag daher die Lobschrift des Mannes Trefflichkeit darstellen; eine spätere Zeit aber das Kunsturtheil über seine Werke sprechen.

Jenes Ziel der Lobschrift hat die gegenwärtige auf den, vor zwei Jahren hingeschiedenen, Johann von Müller, dessen Rang unter den Gelehrten, Staatskundigen und Beredten, vorzüglich unter den Geschichtschreibern zu bestimmen, mehr der Nachwelt zukommt, als den Zeitgenossen; dem aber zu besonderem Lobe, ja zum Ruhme gereichen muß, daß er in solcher Zeit ein solcher Mann gewesen ist; und dessen großes Werk, obwohl ein Werk auf immer, noch besonderen Werth für seine Zeit und wegen derselben hatte; als ein desto erfreulicheres Erzeugniß, weil es allem sowohl zunächst vorhergehenden als gleichzeitigen nicht ähnlich, viel-

mehr so entfernt davon als erhaben darüber war. Gleichwie eine große That oder eine glückliche Begebenheit um so erwünschter begegnet, je mehr man ihrer bedurfte und je weniger man sie hoffen konnte.

Selbst die Lebensumstände Johann von Müllers, obzwar nicht merkwürdig an sich, erhöhen, recht betrachtet, seinen Ruhm. Denn obgleich in allen seinen bürgerlichen Verhältnissen, so ehrenhaft sie waren, doch nichts Ruhmverleihendes, nichts für die Folgezeit erhebliches ist; indem vermuthlich alle Aemter, die er in mehreren Ländern nach und nach mit tadelloser Treue bekleidet hat, von manchem Andern, weit geringer begabten, gleich gut, ja besser wären versehen worden; so gehört doch zu gerechter Schätzung seines Verdienstes die Erwägung: daß er nie in einer unabhängigen Lage war; daß er geraume Zeit, nachdem sein Name schon zu Ehre gekommen, seinen Unterhalt erst suchen mußte; daß ihm dieser fast überall nur gegen das Opfer eines großen Theiles seiner Zeit gereicht wurde; daß die Geschäfte, denen er sich hinzugeben hatte, fast alle, theils ihrer Natur nach, theils durch die vorgeschriebene Behand-

lung, seinem Geiste fremd, ja widerstrebend waren; daß er in dreißig Jahren fünfmal Wohnsitz und Lage ganz veränderte. Was er in einem so mühseligen, dazu nicht langen, Leben dennoch gebildet, ist um so achtungswerther und läßt abnehmen, wie viel mehr die Welt von ihm zu erwarten gehabt, wenn das Glück ihm die Freyheit und die Muße, überhaupt aber die heiteren Verhältnisse gegönnt hätte, deren sich die großen Alten gemeiniglich und selbst die Besten unter den Neueren erfreuten.

Johann von Müllers ächter Beruf, dem Knaben schon gleichsam vorbedeutet, klar und theuer dem Jüngling, durch den Mann standhaft erfüllt, war das Geschäft, oder, wie er selbst es nennt, „das große Amt des Geschichtschreibers.“ Von da wandte sich sein vielfaches Vermögen und Streben auch nach andern Seiten; jedoch immer nach verwandten. Denn als Forscher in der Weltgeschichte, fand er zur Erfüllung jenes Berufes neue Kräfte und Mittel; und als Schriftsteller über die Staatsverhältnisse seiner Zeit, versuchte er auf die Gegenwart anzuwenden, was ihn die Erkenntniß der Vergangenheit gelehrt hatte. Billig wird

daher auch diese Lobschrift ihn als Geschichtschreiber zum Mittelpuncte nehmen.

Zuerst nun ist das Verdienst des Mannes in Erforschung der Geschichten, so er zu beschreiben unternommen, zu betrachten. Nicht sowohl einzelne Eigenschaften, — denn er ist wohl in manchen übertroffen worden — als vielmehr alle vereinigt, erheben ihn als Forscher über seine Zeitgenossen. Denn weit entfernt, daß Fleiß und Scharfsinn, die zwar selbst auch selten und schätzbar sind, zu jener Arbeit hinreichten, nimmt sie vielmehr, wie unscheinbar sie ist, alle Tugenden des bewegtesten Lebens in Anspruch. Den Muth nämlich, um bis an die Enden des Wissens vorzudringen, dahin oft unbetretene Wege zu versuchen; des Muthes Schwester, die Beharrlichkeit, bei unerwarteter Schwierigkeit und nach oft unbelohnter Bemühung; die Mäßigung, die, immer den Zweck vorhaltend, weise beschränkt und vor reizenden Ausschweifungen bewahrt; die Ueberlegung, welche das Wesentliche nicht nur bezeichnet, sondern es auffsuchen und entdecken lehrt; ja, die Gerechtigkeit, die Haß und Vorliebe entfernt, die Wahrheit allein ehrt und die Aufmerksamkeit

auf alles nach dem rechten Maaße vertheilt. Schwer ist es wohl dem feurigen und von der Vorstellung des kurzen Lebens erfüllten Geiste, diese Tugenden vereint zu üben. Müller hat sich ihnen im vollen Feuer seiner Jugend schon ergeben. Er hat von sich gefordert, daß er die ganze Wahrheit der zu beschreibenden Geschichten seines Volkes fände; und so weit sie noch gefunden werden mag, ist es ihm gelungen.

Groß war allerdings der vor ihm schon gesammelte Vorrath der Nachrichten; auch zur Benützung hatten Etliche bereits mit Glück vorgearbeitet. Ihm war vorbehalten, Alles zu übersehen, zu ordnen und zusammenzufassen; während er zugleich jenen Vorrath selbst mit neuentdecktem vermehrte.

Unter den schriftlichen Hülfsmitteln gebührt den alten Jahrbüchern der erste Platz. Nur wenige sind volles Zutrauens würdig; die meisten vielfältiger Anfechtung ausgesetzt. Müller hat sie alle, sowohl einheimische als fremde, gewürdigt und mehr als Eines Brauchbarkeit gerettet; weniger durch künstliche, aus Einzelnem erhobene, Beweise, als durch glücklichen Ueberblick der ganzen Eigenthümlichkeit; vergleichbar

dem sichern Urtheile des Vielgeübten, der in den Gesichtszügen der Menschen und in ihrer Umgebung schnell ihr Wesen findet. Also, wie der Weise auch der Schlimmen Dienst zu nützen weiß, folgt er ohne Gefahr selbst übel angesehenen Schriften, wo er die Zuläßigkeit ihres Zeugnisses erkannt hat.

Doch, auf die Jahrbücher nicht eingeschränkt, verbreitet sich seine Aufmerksamkeit auf andere gleichzeitige Schriften, selbst in weiter Ferne; nicht ihres Gegenstandes halber, sondern weil das Gepräge ihrer Zeit an ihnen ist; mit Fremdem vermag er das Einheimische zu beleuchten, aus dem Allgemeinen das Besondere zu ziehen.

Eben so geschickt braucht er den Schatz, den, noch zerstreuter und verborgener, die zahlreichen Urkunden der Vergangenheit enthalten; schätzbar als Belege des Geschehenen, dem sie zunächst gewidmet sind; noch wichtiger, so fern sie aus häuslichen Verhältnissen auf öffentliche, und aus Einem auf Vieles, oft auf das Ganze schließen lassen. So zu Gebote stehen sie nur dem Meister, der in sie nichts hineinlegt, aber nichts in ihnen liegendes verkennt.

Die Gegenwart selbst befragt Müller über die Vergangenheit oft mit bewundernswerthem Erfolge. Denn er verwandte ungemeinen Fleiß auf die Kenntniß des Schauplatzes der zu beschreibenden Geschichten. Hier die eigenthümliche Gestalt des Landes, dort die Trümmer ehemaliger Wohnplätze; hier eine bedeutungsvolle Sitte, dort eine merkwürdige Eigenheit der Sprache; Alles, von ihm selbst unmittelbar aufgefaßt, verglichen und beurtheilt, wird durch ihn Zeugniß früherer Zeiten.

Ueberhaupt ist die Selbständigkeit seines Forschens auszeichnend. Er behandelt seine Vorgänger mit der einem Jeden gebührenden Achtung; hadert nicht mit ihnen, wo er verschiedener Meynung ist; benützt erkenntlich, was von ihren Arbeiten ihm zusagt; aber nie wird er von ihnen abhängig und giebt nie dem Abgeleiteten die Ehre, welche nur der Quelle zukommt.

Ferner ist sein Vorzug eine seltene Vollständigkeit. Gar nicht begnügt mit dem Hervorragenden, das nur zu Umrissen zureicht, verfolgt er alles Wissenswerthe bis in seine Tiefen und nach seinen kleinsten Zweigen eben so entschlossen, als er das nicht Wissenswerthe ver-

schmäht. Daher ihm volle Macht über seinen Stoff und die Zuversicht des reichen Mannes gegeben ist, der sein Besitzthum kennt und die Verlegenheiten des Mangels nicht zu fürchten hat.

Die Eigenschaft aber seines Forschens, welcher alle übrige nur dienen, wie dem Geiste die Sinne, ist das reine, starke, sichere Gefühl der Wahrheit. In dem Zeitalter des übermüthigen Witzes, und noch ehe große Erfahrungen die Schwäche dieses Herrschers dargethan, hat er den Glauben, dessen Verbannung selbst zur Glaubenslehre geworden war, in die Geschichtsforschung wieder eingeführt und ihm sein Gebiet neben dem Zweifel angewiesen. Also erhält bei ihm das Ungewöhnliche, das sonst kein Recht erlangen konnte, einen mächtigen Fürsprecher, und wird nie darum, weil es ungewöhnlich ist, verworfen. Er verachtet die Gaben der Sage nicht; Wahrscheinlichkeit und selbst Gewißheit sucht er daraus zu ziehen, und gelingt das minder, so behält auch die dunkel bleibende Erscheinung dennoch ihre Stelle. Vorsichtig ohne Argwohn, zutraulich ohne Leichtglaubigkeit, gelangt er nicht allein zur Fülle, sondern auch

zur Sicherheit des Wissens, nach welcher Andere nur auf Kosten der Fülle gestrebt haben.

So vortrefflich ist er und so glücklich in der Forschung über den Stoff seines Werkes. Als entschieden dürfte man, auch wenn kein Beweis vorläge, annehmen, daß er dazu Geschick und Kraft vornehmlich durch Erkenntniß dessen, was man die Weltgeschichte nennt, empfangen habe. Denn wie zu den Wissenschaften die Hauptwissenschaft, so verhält sich zu der Geschichte Eines Volkes die allgemeine oder Weltgeschichte.

Diese hat Johann von Müller nicht von Andern sich lehren lassen, sondern dergestalt erforscht, daß er selbst sie lehren durfte. Völliges Ergründen zwar ist einem Menschenalter, wäre sogar zehn vereinigten unmöglich; möglich aber, jedoch schwer ist es, zu den Hauptquellen allen selbst, wie Müller that, hinabzusteigen. Nicht nur was von dem Reichthume Griechenlands und Roms auf uns gekommen, lernte er nach der Ordnung alles kennen; nicht minder aufmerksam, wenn auch minder froh, verweilte er bey den bedeutendsten Denkmalen der nachfolgenden Zeiten. Und wie das Alterthum ihn

nicht von Erforschung späterer Geschichten abhielt, so ward nicht über dem Abendlande das Morgenland von ihm versäumt. Jedoch verlor er sich nicht dahin, wo nur die Neugierde noch Befriedigung findet; in die Länder, welche, wie Ostindien und China mit ihren Inselmeeren, der allgemeinen Geschichte nothwendig fremd bleiben, weil ihre eigenen Geschichten wenig oder nichts mit den abendländischen gemeines haben.

Eine Frucht und ein Zeugniß dieser Forschungen ist ein jugendliches Werk, erst nach seinem Tode an's Licht getreten. Obgleich der unermeßlichen Nachlese seines reiferen Alters nicht theilhaftig, und daher in allen Beziehungen weit nicht so vollendet, als die letzte Hand es geschaffen haben würde, ist es dennoch wohl das Einzige, was Deutschland der berühmten Abhandlung Bossuets entgegenhalten kann. Und das mit Zuversicht. Denn es behauptet zwar der Franzose mehr Einheit: aber, wie es scheint, nur darum, weil er den Gesichtskreis enger zieht; weil er die jüngsten zehen Jahrhunderte ganz ausschließt; und weil er zum Standpuncte die Kirche nimmt. Der Deutsche führt die allgemeine Geschichte nicht nur bis auf seine Zeit

herab; auch in der Weite umfaßt er Alles, was mit den Schicksalen Europas in sichtbarer und bedeutender Verbindung steht; zum Standpuncte aber behält er den Staat. Daher die Sache selbst, vielmehr als ihre Behandlung, den Ueberblick erschwert, doch nicht vereitelt. Denn es wird, ohne Willkühr und Einseitigkeit, das Herrschende, Ursprung und Ziel aller Bewegung, so hervorgehoben, daß die reiche Mannichfaltigkeit, die sich umher verbreitet, einen nothwendigen Mittelpunct gewinnt, den aber der Verfasser, als dem die Gewohnheit der Fingerzeige niemals zusagte, nicht ausdrücklich bezeichnet.

Mag übrigens noch Manches vermißt, und Anderem das Recht auf eine Stelle in einem solchen Buche bestritten, dazu der Mangel an Ebenmaaß bedauert werden; je größer die Aufgabe, desto minder war Vollkommenes zu hoffen. Leichter ist es auch, Fehler aufzufinden, als den ganzen Werth des Unternehmens und dieser Ausführung zu fassen. Den Maaßstab eines Lehrbuches darf man nicht ansetzen; auch ist es ein geringes Lob, daß Müller von manchen Dingen handle, die in Lehrbüchern kaum berührt werden. Nicht das Beybringen selbst, von Sachen, deren

Quellen längst bekannt und zugänglich sind, vielmehr, wie das Gewählte aufgestellt, noch mehr, wie es verbunden, und hauptsächlich wie es beleuchtet wird, ist an einem solchen Werke zu schätzen; zu verdanken ist ihm nicht ein Besitzthum der Gelehrsamkeit, sondern ihre Blüthe; nicht eine Erweiterung des Wissens, sondern dessen Verwandlung in Erkenntniß und in Einsicht.

Die schon bemerkte Selbständigkeit und Allseitigkeit der Forschungen Johann von Müllers giebt dem Werke, welches daraus erwuchs, den Vorzug der Einheit in der Ansicht und Behandlung. Denn wie sich ein Bericht des Augenzeugen von Erzählungen, die bloß von Anderen gehörtes wiederholen, merklich unterscheidet; so muß die Arbeit aus den Quellen über die Nachbildung des Entlehnten weit hervorragen; wodurch in vielen Schriften, die aus Beidem zusammengesetzt sind, unangenehme Ungleichheit entsteht. Ferner, da sonst von dem Einem mehr die Menschen und die Handlungen, von Anderen mehr die Sachen und Begebenheiten hervorgehoben werden, scheint hierin Müller das rechte Maaß zu halten; da bey ihm die Freyheit sowohl als das Schicksal in allen ihren

Stärken auftreten. Denn einmal sind die Gestalten der Handelnden, im Augenblicke ihrer kräftigsten Bestrebung, so gezeichnet, daß sie als das Bestimmende erscheinen; dann wird die Gewalt der Dinge, ob sie nun mit oder entgegenstrebe, so geschildert, daß man glaubt, in ihr das Waltende zu erkennen. Mit Sorgfalt sind nicht die Ereignisse allein, sondern auch die Zustände, auf welche und aus welchen jene wirkten, dargestellt; umständlicher, wie sich geziemte, die an Thätigkeit reichen, als die Zeitalter des Genusses und scheinbaren Stillstandes. Ueberhaupt wird dem Thätigen mehr Aufmerksamkeit als dem Leidenden, dem Aufwachsenden mehr als dem Abnehmenden gewidmet. Alles ist nur in Umrissen und nach kleinem Maaßstabe; eine andere Behandlung gestattet die Aufgabe nicht; aber die Umrisse sind scharf und die entferntesten Gestalten erkennbar. Uebrigens im ganzen Buche keine Nebenabsicht, keine Anmaßung, keine Zudringlichkeit; bescheiden wird von dem Verfasser der Eindruck mitgetheilt, den er von dem ergreifenden Schauspiele empfangen. Diese Vorzüge krönt ein rascher, lebenvoller und fast immer würdiger, oft edler, und wie der Gegenstand es will, erhabener Vortrag.

Welchergestalt Johann von Müller die Geschichten seines Volkes erforschte, so daß er derselben Meister wurde; wie er seine Forschung auf die Weltgeschichte erstreckte und durch ein gehaltvolles Werk beurkundete, das haben wir zu zeigen versucht. Ein bedeutender Theil seines Verdienstes, jedoch nicht der wichtigste, ist dadurch angedeutet. Denn es könnte zwar der Geschichtforscher überhaupt größer als der Geschichtschreiber darum erscheinen, weil jener seyn kann ohne diesen, nicht aber dieser ohne jenen; allein mit Unrecht. Jener besitzt nur das Erworbene; dieser schafft ihm neue Gestalt; jener ist dem Kenner ähnlich, dieser dem Künstler.

Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft sind „die That der Geschichtschreibung" Johann von Müllers. Daran hat Alles seine erfreuliche Eigenthümlichkeit: die Anordnung des Ganzen, die Auswahl und die Stellung des Einzelnen, der Vortrag, die Sprache. Das alles aber geht aus seinem Geiste hervor; wie auch die Betrachtung, welche oftmals den Lauf der Erzählung nicht unterbricht, doch aufhält. Denn es war an ihm viel Angebildetes, doch

doch gar nichts willkührlich Angenommenes, das eben so willkührlich wieder abgelegt werden mag. Es ist daher zuerst von dem Geiste des Geschichtschreibers zu reden, als dem Grunde seiner eigenthümlichen Art.

Dieselbe Kraft, die oben als die vornehmste des Forschers betrachtet ward, ist auch in dem Geschichtschreiber das Mächtigste; der Geist der Wahrheit, dessen Gesetz fast jede Trefflichkeit des Künstlers in diesem Fache begreift. Denn, da ihm obliegt, das Wesen der Vergangenheit zu unsrer Anschauung zu bringen, so ist in Auswahl und Verbindung der Sachen, wie in Bildung der Rede, die Wahrheit seine Meisterin. Sie muß das Wesentliche und Nothwendige ausheben, das Zufällige und Unerhebliche entfernt halten, den Zusammenhang der Dinge offenbaren, die Erzählung abtheilen und ordnen, den Vortrag in Uebereinstimmung mit dem Wesen der Dinge setzen, die Worte selbst den Sachen anmessen; auf daß nicht der Blick gestört, beschränkt, getäuscht, verführt werde; nicht das Große klein, das Kleine groß, das Getrennte verbunden, das Verbundene getrennt erscheine; vielmehr Alles in der Erinnerung der Men-

schen dieselbe Stelle, Würde und Gestalt erhalte, die es in der fernen Wirklichkeit gehabt hat. Keinem ward gegeben, dieses Ziel der vollkommenen Wahrheit zu erreichen; die aber ihm am nächsten gekommen sind, die haben sich, begeistert durch die Liebe zu ihr, dahin geschwungen. So vermag den Bildner zur Darstellung des Schönen nicht ein Vorsatz, eine Absicht, sondern allein die Begeisterung der Schönheit zu befähigen. Der als Jüngling schon zum Berufe seines Lebens wünschte, Kronen des Ruhmes den Unwürdigen abzunehmen und den Würdigen zu sichern, Johann von Müller hat früh erkannt, wie verehrungswerth die Wahrheit an sich, wie unverantwortlich ihre Verletzung und wie edel ihre treue Darstellung sey. Darum aber, weil er sich ihr unbedingt verpflichtet, ist ihre Hand in seinem Werke sichtbar. Denn wie sie denjenigen bestraft, der nicht als der Gebieterin ihr huldigen, der sie Geringerem unterordnen, sie als Mittel brauchen will, sey es um zu lehren oder zu ergötzen; Verdacht und Mißtrauen ist seinem Werke eingepflanzt und wohnt ihm bey, so lang es dauert; so verherrlicht sie sich an dem, der ihr, wie Johann von Müller, treu

und rein gedient, indem sie seiner Arbeit das Siegel des Vertrauens aufdrückt.

Neben dieser hohen Wahrheitsliebe aber sind andere Eigenschaften, die ihrem Einflusse nicht schaden, vielmehr ihn unterstützen und befördern. Es sind diejenigen, welche die Sinnes- und Gemüthsart des Mannes bilden. Unmöglich ist es, daß sie ohne sichtbare Wirkung auf das Werk des Geschichtschreibers bleiben; keines ist und keines wird seyn, an dem sie nicht erschienen. Diejenigen, von welchen man das Gegentheil mit einigem Scheine rühmen möchte, sind gar nicht frey davon; nur kündigen sie ein kaltes oder unedles Gemüth an. Also liegt daran ungemein viel, wie der Geschichtschreiber gedacht und gefühlt habe. Großentheils ist davon der Werth seiner Arbeit abhängig. Denn ist seine Seele niedrig und in Banden gewesen, so mag dem Werke weder Fleiß noch irgend eine Gabe frommen.

In Johann von Müller vereinigten sich Eigenschaften, die einander in erwünschtem Gleichgewichte haltend, der Wahrheitsliebe nicht gefährlich, nur beförderlich seyn konnten.

Von Natur etwas zu weich für einen Mann — daher im Leben weit nicht auf der Höhe seiner Schriften — hatte er im Umgange mit tüchtigen Männern, noch mehr in vertrautester Bekanntschaft mit den mannhaften Alten, die Anlage des Ernstes, der in seinem Werke vorherrscht, ausgebildet. Die Zeit, in welche seine Jugend fiel, unkundig der so nahe bevorstehenden Stürme, gefiel sich weibisch in Spiel und Scherz, unterwarf ihnen auch die ernsthaften Dinge. Nachdruck und Innigkeit im Denken und Wollen, im Handeln und Reden, war als schwerfällig verrufen, nicht nur bey den von Natur leichtsinnigeren Völkern, sondern auch bey deutschen. Gesellin jener Artigkeit, bestimmt die Stelle der Tugend einzunehmen, war eine schwächliche Empfindsamkeit. Müller, voll der würdigen Vorstellung, die er aus der Kenntniß ächter Männer gezogen, voll des Eindruckes der ernsten Weltgeschichte, voll auch der Ahndung einer schweren Zukunft, verabscheute die gar nicht deutsche Sitte, mit dem Ernsthaften zu spielen und der Schwäche sich zu freuen. Er bekannte sich nachdrücklich zu seiner Meynung, zu seiner Neigung; hielt umfaßt, was

Andere gleichgültig berührten; zu großen Gegenständen ließ er dem Scherze keinen Zugang; das Unmännliche verachtete, verwarf er; Freyes, Selbständiges, Ausrichtendes und Siegreiches erhob er; Tugend war ihm die Gesundheit der Seele. Die Theilnahme, so aus dieser Gesinnung entsteht und wohl manchmal in Eifer übergeht, hat er mit Tacitus und selbst mit Thucydides gemein; vergebens und auch ohne Grund begehrte er als Jüngling der unbekümmerten Nüchternheit Julius Cäsars, welche, zwar bewundernswerth, doch nur demjenigen geziemt, der große und schlimme Dinge, von ihm selbst gethan oder herbeygeführt, beschreibt.

Also mußte sein Buch ernste Züge, doch nicht finstere annehmen. Wie der, welcher zu kriegen recht versteht, des Friedens am glückseligsten genießt; so behauptet sich bey ihm Wohlwollen und kraftvolle Heiterkeit unschwer neben dem Ernste; denn sie haben gleichen Ursprung. Ihm erregt das Widerwärtige nur Wehmuth, nicht abstumpfende Trauer: stets empfänglich für das Erfreuliche, entbehrt er nicht der Quelle der Anmuth.

Recht und Sittlichkeit, die Pflegerinnen der Gesellschaften, hat er wahrlich nicht geringer, als von einem solchen Manne zu erwarten stand, geachtet. Aber nicht nur hielt er die Gesetzgebung der Schule, welche das Freye mit Begriffen binden will, für unbefugt; sondern ihm war die Unvollkommenheit der menschlichen Natur so klar und gegenwärtig, daß er den Fehlern, die oft neben großer Tugend stehen, ungemeine Nachsicht schenkte. Was den Mann untüchtig macht, was ihn entehrt, Unmäßigkeit, Feigheit, Untreue, zeigt er mit Verachtung und Abscheu; viel Anderes jedoch ist, nach ihm, denen, so das Wesentliche ihrer Pflicht thun, zu vergeben. Vornehmlich pflegt er öffentliches und häusliches Leben scharf zu sondern und, obwohl gegen dieses nicht gleichgültig, jenem den Vorzug, der ihm besonders in der Geschichte der Völker zukommt, anzuweisen; die Tugenden des Handelns mehr als die des Leidens zu feyern und, gemäß seinen hohen Vorstellungen von dem Wesen des Staates, die staatsverderblichen Fehler, sonderlich die Trägheit, mehr als Schwächen, die oft auffallender, doch minder gemeinschädlich sind, zu strafen. Selbst unsittliche Naturen, wenn eine

große Kraft in ihnen waltete, sind ihm tie- ferer Betrachtung werth; wo aber selbst das Böse schwach ist, flieht er mit Ekel; wie man gifterzeugenden Boden lieber sehen mag, als nackten, leblosen Sand. Demnach bleibt er auch frey von der fast löblichen, doch im- mer der Wahrheit nachtheiligen, Parteylich- keit für das sittlich Gute; die Wichtigkeit in der Geschichte wird nicht durch die Art der Kräfte, sondern durch ihre Größe bestimmt.

Er liebte sein Vaterland mit alterthüm- licher Zuneigung, jedoch ohne Vorurtheil und seiner Unbefangenheit desto sicherer, weil er den besten Theil seines Lebens in der Fremde zu- brachte und dadurch den Versuchungen ent- ging, das Gute sowohl als das Böse der Heimath höher, als er sollte, aufzunehmen. Mit Recht begeisterten ihn die Thaten der Alt- vordern seines Volkes; denn „viele sind in Schweizerischen Jahrbüchern der schönen Tage in Frieden und Krieg;“ allein daß er sie überschätzte, litten nicht die ihm stets gegen- wärtigen Erinnerungen aus der Weltgeschichte. Fremd blieb ihm jener vorgebliche Weltbürger- sinn, der, tödtlich für die Vaterlandsliebe, den

Ereignissen, die wir erlebt haben, voranschritt; aber ein europäisches Gemeinwesen, vormals die Christenheit genannt, das große, vielfach verbundene Geschlecht des Abendlandes bildete ihm den weiteren, sein Vaterland umfassenden Kreis; und obgleich ihm thörichte Anmaßung schien, das Wohl der Menschheit besorgen zu wollen, so hatte doch die Vorstellung der Menschheit in seinem Geiste ein nicht unwirksames Daseyn.

So vertieft er in den menschlichen Dingen war, so gegenwärtig blieben ihm stets die göttlichen. Es ward ihm aber durch den Gedanken der übersinnlichen Welt die sinnliche keineswegs zerstört, vielmehr veredelt. Was in Streben und Wirken, in Thaten und Anstalten der Menschen Herrliches ist, verlor in seiner Vorstellung nicht durch das Andenken der Endlichkeit; gemäßigt aber wurde die Bewunderung, gemildert der Eifer, abgehalten die Leidenschaft. Dasselbe, was er, weltlich urtheilend, als Handlung wohl betrachtet, wußte er, auf die Vorsehung trauend, als Begebenheit zu würdigen. Ein treuer Bekenner des Christenthumes, dessen Geheimnisse ihn nicht

beunruhigten; voll Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, jedoch die Weisen unter den Heiden nach Verdienst ehrend; tief erkennend die ursprüngliche Einfalt der göttlichen Lehre, doch die späteren Entwickelungen und Zubildungen nicht allzumal verwerfend; sah er und verehrte diese Offenbarung im Zusammenhange mit dem vorangegangenen und nachfolgenden, in ihrem Ursprunge und in ihren Wirkungen, vornehmlich in ihrer wohlthätigen Verbindung mit dem Staate, theils der sichtbaren, vermittelst der Kirche, theils der unsichtbaren, durch Muth und Trost, Erhebung und Ergebung, welche aus ihr auch auf die bürgerliche Tugend kommen.

Dieses sind die Eigenschaften, welche in dem Geiste unseres Geschichtschreibers am meisten einheimisch und für sein Verfahren am meisten bestimmend scheinen. Eben dieselben veranlassen nicht nur die Betrachtungen, die er im Laufe seines Werkes anstellt und die Winke, die er seinen Zeitgenossen, vornehmlich seinen Landsleuten, giebt, sondern sie durchdringen auch die Schriften, in welchen er über die Staatsverhältnisse seiner Zeit ge-

sprochen. Es ist kaum möglich, von diesen Schriften, welche doch hier nicht dürfen übergangen werden, zu reden, ohne das allgemeine Schicksal solcher Arbeiten zu beklagen. Denn seit den Sehern in Israel bis auf Demosthenes, und von Machiarelli bis auf Johann von Müller, haben Viele mit ausnehmender Geisteskraft und erhabener Beredsamkeit die Gebrechen ihrer Zeit gezeigt, zur Besserung ermahnt und, wenn sie nicht erfolgte, unabwendbaren Untergang geweissagt; jedoch alle, ohne Ausnahme, vergebens. Sie riefen alle den Geist zu der ihm zustehenden Herrschaft über das Fleisch; aber keine Rede, nur Gewalt kann ihn befreyen. Wo die Verblendung eintritt, Vorläuferin des Verderbens, deren Sendung die Alten einer feindseligen Gottheit zuschrieben, da kann vielleicht noch ein Held, rasch handelnd und die Menge fortreißend, erretten, nicht mehr der, Nachdenken und Erkennen fordernde, Redner. Dennoch sind die Arbeiten solcher Männer höchst verdienstlich; einmal, als Denkmal ehrenhaften Widerstandes gegen das Hinsinken ihres Zeitalters; dann aber, weil große Gesinnungen, an einem großen Gegenstande geübt, anziehend

für alle Zeiten bleiben, und selbst durch Belehrung anderer Geschlechter in ganz andern Lagen, eine Wirksamkeit, die ihnen in dem Augenblicke ihres Erscheinens nicht beschieden war, erlangen können.

Johann von Müller konnte nicht unmittelbar in die Begebenheiten, nicht einmal durch Rath, eingreifen, wie es trefflichen Geschichtschreibern des Alterthumes und selbst der neueren Zeit, vor dem achtzehnten Jahrhundert, das den Gelehrten, Krieger und Staatsmann am schärfsten gesondert hat, vergönnt war. Also, mit dem Bewußtseyn, daß er Heilsames vorzutragen habe, mit jener Hoffnung, welcher einst auch des grauen Isokrates geübte Weltkenntniß und des florentinischen Staatsschreibers unbesiegter Verstand nachgab, ergriff er zur Ermahnung seiner Zeitgenossen, vornehmlich der Deutschen, sowohl zunächst vor der großen Umwälzung Europas, als während derselben, oft und bis in seine letzten Jahre noch, die Feder. Gleichwie Cornelius Tacitus in jener glücklichen Ruhe, die Trajanus der Welt gegeben, das über Rom hereinbrechende Verhängniß doch erkannte: so

ahndete Müller in dem tiefen Frieden, welcher auf den letzten Feldzug Friedrichs des zweiten folgte, das heranziehende entsetzliche Ungewitter. Aus dem Schlafe zu wecken, die Gefahr anschaulich zu machen, das Unhaltbare zu zeigen, bessere Rüstung zu befehlen, vorzüglich Gemeinsinn hervorzurufen, dahin war all sein Dichten und Verlangen gerichtet. Als der Ausbruch eines großen Unheils schon gewiß, nur, wo es anfangen würde, zweifelhaft war, schien noch der deutsche Fürstenbund den bedrohten Verfassungen die Wehre, deren sie bedurften, geben zu können. Müller zeigte die Bestimmung dieses Bundes in einem ewig denkwürdigen Buche, das bedauert werden mag, wie bey dem Dichter Achills unsterbliche Pferde, zum Dienste des frühsterblichen bestimmt. Sehr bald offenbarte sich, daß in dem Bunde keine Seele war, und Müller „sprach darüber das Leid edler deutscher Männer aus.“ Aber, obwohl auch dieser letzte Versuch des Aufstrebens so ganz verunglückt war, so konnte doch weder Unmuth über die Gebrechen der Staatsverwaltungen, noch Unwille über die Schläfrigkeit und Geistlosigkeit, mit welcher die Rettungsmittel versäumt wurden, noch die ver-

führerischen Reize der in Frankreich beginnenden großen Neuerung, den durch die Weltgeschichte staatskundigen Mann hinreissen, den alten Verfassungen abzuschwören, wie selbst einige seiner Freunde thaten. Denn er hatte diese Verfassungen aus der altdeutschen und der spätrömischen erwachsen und so tief wurzeln gesehen, daß ihre gänzliche Vernichtung ihm unmöglich schien. Dagegen mußte das verwegene Werk, das ihnen entgegengestellt wurde, nach seinem Urtheile schnell vergehen, aber in der kurzen Dauer ungeheures Uebel stiften. In der Mitte des langen Kampfes, der hierauf entbrannte, rief er in mehreren Schriften zur Eintracht, zur Besinnung und zu mannhaftem Widerstande. Auch nachdem in Frankreich selbst das Uebel ausgetobt und eine herstellende Regierung sich erhoben hatte, verharrte er, in dem noch fortdauernden Streite, bey der Sache der alten Staaten und des sogenannten Gleichgewichtes, bis ihn die Schlacht bey Jena so belehrte, wie einst manchen edlen Römer, zuvor Cäsars Gegner, die Schlacht bey Pharsalus. Sofort, als er die Unhaltbarkeit nicht zwar des Grundes aber der bisherigen Gestaltung der Verfassungen erkannt, em-

pfahl er, in seiner letzten Zeit, zwar nur in zerstreuten Blättern, die aber leicht große Bücher aufwiegen, würdiges Benehmen in der neuen Ordnung, treues Mitwirken zu ihrer festeren Gründung, zur verständigen Benützung der so theuer erkauften Vortheile.

Mehr durch hohe Beredsamkeit als durch Neuheit des Inhaltes sind diese Schriften ausgezeichnet. Denn sie lehren die Weisheit der Jahrhunderte auf unsere Zeiten angewandt. Es wird das urkundliche Recht gepriesen, „der Anker aller Sicherheit,“ dessen Besitz uns von den Morgenländern, deren Rechtsverfassung ein Tag umwirft, am meisten unterscheidet; aufgezeigt die Grundzüge der alten Verfassungen, vielfach entstellt durch die Zeit, doch immer noch erkennbar als gar nicht willkührlich und zufällig; dargethan die Schwäche des Wahnes, welcher nicht erneuernd fortbilden, sondern Neues erschaffen will; den Einbildungen die Einsicht entgegengesetzt; gewarnt vor der Selbstsucht, die gemeinen Vortheil und gemeine Gefahr mißkennt; gerügt die Uebel des Zeitalters, aus welchen Unruhe und Lust der Neuerung entsprang; gerühmt die wahre Auf-

klärung als die Seele der Macht; den Männern zugerufen, daß sie möchten Männer seyn, der Sieg verheißen denen, so es wären; endlich drohend nachgewiesen, wie man aus Scheu der Anstrengung in Mühseligkeit gerathe, aus Furcht vor Entbehrungen in Elend, und aus Schwäche gegen Schmerz in Verderben. Keiner Regierung, die sich selbst versteht, konnte damals, kann auch jezt und in Zukunft diese Lehre verdächtig seyn, in welcher nichts Arglistiges ist, nichts irreführendes, nichts untergrabendes; vielmehr die Redlichkeit, die Ruhe, die Befestigung.

Ueber den Geist des Geschichtschreibers und dessen Hervortreten auch in Schriften über die Staatsverhältnisse seiner Zeit, mag dieses hinreichen. Wenn uns gelungen ist, ein klares Bild, obgleich weit nicht vollendet, aufzustellen, so wird daraus die Nothwendigkeit der eigenthümlichen Art des Mannes in der Anlage seines Werkes wie im Vortrage erkannt werden.

Jene gewissenhafte Wahrheitsliebe hat die Anordnung im Großen bestimmt. Nicht bestochen durch den Reiz eines künstlerischen Ganzen, als in welches die sämmtlichen Geschichten

der Eidgenossenschaft nur mit einem, für den Gehalt schädlichen, Zwange gebracht werden konnten, ordnete Johann von Müller sein Werk nach Art der Jahrbücher, welche selbst das kunstreichere Alterthum nicht gering geachtet, sondern an mehreren Meisterstücken bewundert hat. Erschwert zwar mußte selbst die Beobachtung der Zeitfolge durch die Natur des Gegenstandes werden; da nicht Eines Staates, sondern vieler Städte und Landschaften, verwandte aber oft nur wenig zusammenhängende, Geschichten zu beschreiben waren. Ob diese Schwierigkeit besiegt und dem Werke so viel Einheit, als die Aufgabe zuließ, gegeben sey, bleibt dem Kunsturtheile, welches hier nicht unternommen wird, anheimgestellt. Hier ist nur anzudeuten, wie lobenswerth das treue Verharren bey dem Zwecke, das Verschmähen einer künstlichen, den Sachen nachtheiligen Gestaltung war; und das an einem Bewunderer des Herodot und jener Heldengedichte, welche man dem Geschichtschreiber zu Vorbildern aufstellt; ferner in einer Zeit, die Glänzendes dem Einfachen, Leichtgebautes dem Schweren, Angenehmes dem Wahren und selbst Erkünsteltes dem Kunstlosen vorzog. Die Einrede, daß Müller einen Gegen-

stand nicht hätte wählen sollen, der künstlerischer Behandlung ungünstig sey, verdient keine Widerlegung, sondern nur Zusammenstellung mit dem Vorwurfe, den ein griechischer Kunstrichter dem Thucydides gemacht hat, daß er einen Krieg beschrieben, der, als nichts Erfreuliches darbietend, besser wäre der Vergessenheit übergeben worden; oder mit der Vorschrift eines französischen Kunstrichters, daß man zum Helden eines Gedichtes einen Mann nicht wählen solle, dessen Name ohne Wohllaut sey.

Auch in der Auswahl und Verbindung der Sachen gedenkt Johann von Müller stets der übernommenen Pflicht, das Wesen der Vergangenheit vollständig darzustellen. Ganz ausführlich ist er, wie er selbst bemerkt, „damit man sehe, wie Alles war, wie Alles gekommen.“ Ob ihm gleich jener Maaßstab des Merkwürdigen nicht fehlt, an welchen er selbst im Eingange seines Werkes erinnert, wo er die Gedanken eines Privatmannes von Athen, das Leben Epaminondas des Thebaners, für merkwürdiger als den ganzen Norden bis auf Hermann den Cherusken, erklärt; so leitet ihn dennoch beständig in der Auswahl der Sachen

die Erwägung, daß ungemein viel Einzelnes, für sich bedeutungslos, dadurch bedeutend wird, daß es, als Umgebung des Größeren, demselben mehr Bestimmtheit giebt. Zudem erkennt er als ein Vorrecht ausgezeichneter Völker, wie berühmter Männer, daß in ihre Geschichten auch Umstände dürfen eingetragen werden, die aus anderen, als Kleinigkeiten, mit Recht verwiesen sind. Ohne Nachgiebigkeit gegen den verwöhnten Geschmack seiner Zeitgenossen, welcher das Verfahren bloßer Uebersichten, schnelles Hingleiten über Einzelnes und Besonderes, Fortschweben im sogenannten Allgemeinen, fast ausschließend schätzte, geht Müller, wo er kann, mit einer Umständlichkeit zu Werk, mit einer Bestimmtheit in dem Einzelnen, die kein angesehener Schriftsteller des Jahrhunderts noch gewagt hatte, obwohl der Vorgang nicht allein vortrefflicher Geschichtschreiber, sondern auch des ersten der Dichter dazu aufmunterte. Zeit, Ort, Lage, Menge, Zahl pflegt er genau zu bestimmen: Herkunft, Verwandtschaft, häusliche Umstände merkwürdiger Leute, wenn sie auch nicht Hauptpersonen waren, anzugeben; gar nicht karg in Anführung von Namen, ausführlich über die Schicksale guter Geschlechter und

genau im Erzählen auch der kleinen Erwerbungen der Städte und Länder. Dadurch vornehmlich erhält sein Buch ein heimisches Ansehen und wird dem Volke, von welchem es handelt, zugeeignet. Ueberdieß erstreckt sich diese Umständlichkeit auch auf das Auswärtige, das in die Geschichten der Eidgenossenschaft hereintritt oder beständig angränzt; so daß die Darstellung nicht abgeschlossener wird als die Wirklichkeit gewesen. Was aber nun das Größere betrifft, so hat er Staat und Kirche, Krieg und Frieden mit gleicher Sorgfalt beschrieben; obgleich dem Unglauben des Zeitalters das Lob der Kirche und seiner Empfindsamkeit die Kriegsgeschichten nicht zusagten. Gesetze und Sitten, Kenntnisse und Meynungen sind eben so umständlich, als die Begebenheiten und zwar im Zusammenhange mit diesen, nicht in unfruchtbarer Trennung, vorgetragen. „Viele Geschlechtalter hindurch sieht man Alles wie aus sich selbst erwachsen.“ Das ist des Geschichtschreibers vornehmste Sorge, daß die Leser, in vollkommener Freyheit, nicht ihm auf das Wort glauben, sondern selbst anschauen. Nicht Lehrsätze werden von ihm aufgestellt, nur Ansichten mitgetheilt; nicht Urtheile gefällt, nur Be-

trachtungen vorgelegt. Weit entfernt, Alles erklären, durch zergliederndes Verfahren deutlich machen zu wollen, achtet er jene geheimen Kräfte, jene dem Messen und dem Rechnen sich entziehenden Größen, das Geheimniß des Weltgeistes; und ist ehrenwerther in seinem Nichtwissen als die sich vermessen, Alles zu begreifen.

Sein Vortrag unterschied sich von dem seit vielen Jahren üblichen und beliebten auf mehrfache Art. Ihm genügte nicht die bloße Deutlichkeit, die Weise des gemeinen Lebens; für den höheren Gegenstand schien ihm die höhere Rede nöthig. Schalkhaften Witz, der selbst berühmte Werke dieser Zeit verunzierte, fand er anstoßend gegen die achtungsvolle Scheu, mit welcher von vergangenen Geschlechtern und ihren Schicksalen ein weiser Mann zu reden hat. Er sah, daß die Geschichte, wie das Trauerspiel, dem sie am nächsten verwandt ist, niemals in das Gebiet des Lustspieles herabgezogen werden darf. Hinwiederum verschmähte er den erborgten Schmuck und die geheuchelte Stärke. Höchst selten hat er außerhalb der Sachen Zier der Rede gesucht. Seine Kraft geht aus lebendiger Anschauung der Dinge

selbst hervor. Die Bilder, welche er, zwar häufiger als die Alten, seltener jedoch als viele Neuere, gebraucht, sind nie fremdartig. Gleichnisse nimmt er viel lieber aus der Geschichte selbst als anderswoher. Ruhmwürdiges insonderheit gefällt ihm durch Erinnerung an Aehnliches bey Griechen und Römern hervorzuheben. Ueberhaupt gewinnt sein Vortrag Fülle und Erhabenheit vornehmlich durch Zusammenstellungen aus der Weltgeschichte, wo er in nicht vielen Sätzen oft große Abschnitte zusammendrängt. Denn er pflegte nicht auf das Nächste, sondern, wie Tacitus in jener bewundernswerthen Stelle vom Entstehen der Gesetze, auf das Erste zurückzugehen. Anspielungen aber auf die spätere Zeit, und was von Anderen versucht ward, um dem Neuen das Alte näher zu bringen und eine gewiße Verständlichkeit — nur allzu oft auf Kosten der Wahrheit — zu erreichen, hat er nicht verschuldet. Nicht ohne Abwechselung ist seine Rede; von der Höhe des Ernstes tritt sie mit den Gegenständen in das anmuthige Gefild: im Anstande bleibt sie sich gleich. Daß er weder hüpfend hineilt, noch sich mühsam fortarbeitet, sondern mit Würde rasch einhergeht; daß er von aller

Vorarbeit nichts in den Vortrag aufnimmt, sondern was von jener wissenswerth ist, in Anmerkungen mittheilt, muß ihm wenigstens in Vergleichung mit gleichzeitigen Erscheinungen zum Lobe gereichen; so wie, daß er den Leser weder kalt läßt, noch zu überreizen sucht, nur männliche Theilnahme, Gefühl mit Fassung bey ihm zu erregen weiß, und das ohne mit Fragen und Ausrufungen, so oft Behelfen der Schwäche, auf ihn einzudringen, vielmehr allein vermittelst treuer und vollständiger Darstellung.

Der Sprache widmete Johann von Müller nicht geringere Sorgfalt als dem eigentlichen Vortrage; überzeugt, daß ihre Mängel, wenn sie schwach, nachläßig, unrein ist, das gehaltvollste Werk entstellen; wie denn mancher Deutsche, selbst bey seinen Landsleuten, bloß darum weniger Eingang als der Ausländer findet, weil jener eine nicht empfehlende, oft abschreckend häßliche Sprache, dieser eine wenigstens anständige redet. Was dagegen verständige Auswahl und geschickte Stellung der Worte zur Erhöhung des Gehaltes und Ansehens eines Werkes vermöge, sah er nicht nur an den

griechischen Kunstwerken in ungebundener Rede und den Bruchstücken der alten Kunstlehrer, sondern auch an neueren Arbeiten, namentlich einiger Franzosen. Glücklicher als diese, denen ein strenges Gesetz ihren Kreis beschrieb, so daß sie weniger irren, aber auch weniger sich hervorthun konnten, fand Müller in Behandlung der deutschen Sprache freyeren Schwung gestattet. Aus der Knechtschaft, in welche sie der dreißigjährige Krieg, Urheber der ausländischen Uebermacht, gezwungen, hatten treffliche Männer angefangen, sie dahin emporzuheben, wo sie vor jener allverderblichen Zeit gestanden; auf die Stufe des Ueberganges von der Kraft zur Schönheit. Jenen Männern schloß sich Müller an, und vermehrte das Vermögen der Sprache theils durch Wiederherstellung alter und Bildung neuer Worte, theils durch mannigfaltig neue Wortfügung. Denn ächtdeutsche Ausdrücke der alten Urkunden und Jahrbücher sollten nicht auslöschender Verjährung unterliegen, sondern jene Stelle wieder einnehmen, von welcher andere, zum Theil ausländische und minder tüchtige, Worte sie verdrängt hatten. Durch neue Bildungen aus alten Wortstämmen aber sollte die Sprache,

ohne Zwang, indem sie ihre eigene Kraft entwickelte, sich verjüngen und bereichern. Nicht so konnte sie auch größere Freyheit der Wortfügung aus ihr selbst erzeugen. Müller wollte, daß sie nach den Sprachen, welche vorzugsweise die alten heißen, als ehrwürdigen Pflegeltern, sich bildete, nicht von den neueren, als welche zwar vorlauteren, jedoch nicht vorzüglicheren Geschwistern zu vergleichen sind, gemeistert würde. Rasch, gedrängt, volltönig, tief ist seine, meist den Römern nachgebildete, Wortfügung; und verletzt nicht das ursprüngliche Recht der deutschen Sprache, tritt nur kühn dem Herkommen entgegen, welches für Zucht und Ordnung, für Reinheit, Anmuth, ja Vollendung ausgab, was nur blöde, niedrig, seicht, armselig und kraftlos war.

Nicht als blinde Verehrung werde das bis hieher vorgetragene Lob Joh. v. Müllers aufgenommen. Unberührt blieb darum, was an ihm getadelt werden mag, weil nicht eine Prüfung seiner Schriften beabsichtigt wurde, sondern frohes Andenken an sein vielfaches Verdienst. Aber dieses ist so wohl begründet, daß auch die Betrachtung seiner Mängel ihm nicht schaden kann; besonders

da sie großentheils mit Rühmlichem verbunden und nur Uebertreibungen desselben waren. Denn, nicht zwar in der Forschung, aber in der Darstellung, hat er vielleicht dem Glauben zu viel eingeräumt, und sich, indem er das Entgegengesetzte mied, dem Aberglauben genähert. Der Gleichgültigkeit entgehend, ist er manchmal zu allzu großer Theilnahme hingerissen, und von der Einseitigkeit der Kräfte, deren Aeußerung er zu beschreiben hatte, überwältigt worden. Hauptsächlich hat er in dem Lobe nicht immer strenges Maaß gehalten, sondern allzu wohlwollend und in das Löbliche verliebt, das angränzende Gegentheil oft nicht genug beachtet. Solches ist ihm vornehmlich in der Würdigung bedeutender Menschen, Thaten und Anstalten, indem er sie mit ähnlichen Erscheinungen des Alterthumes verglich, begegnet; wo auch das für einen bestimmten Zweck vorzüglich tüchtige zuweilen nicht mit aller Achtung, welche der sittlichen Natur zukommt, erhoben wurde. Aehnlich ist der Hauptfehler seiner Staatsschriften; zu viel Liebe der Sache, welche sie vertheidigen; es war ihm aber, wie den Meisten, überhaupt nicht gegeben, so die Gegenwart, wie die Vergangenheit zu kennen. Seine Umständlichkeit scheint manchmal in Weitläufigkeit auszuarten und sich

auf Dinge auszubreiten, welche zur Vollständigkeit selbst nicht nöthig waren. Abtheilungen sind bey ihm nicht selten, die durch keinen oder nur durch einen harten Uebergang verbunden werden; Züge in einzelnen Darstellungen, die sich nicht ordentlich reihen. Sein Vortrag wechselt nicht genug und ist zuweilen höher als er sollte; nähert sich auch zu sehr dem Dichterischen dadurch, daß er, rein darstellend, Sagen in einer Reihe mit dem Wahren, und ohne sie als Sagen zu bezeichnen, vorbringt. Endlich ist die Sprache nicht immer ganz edel, manchmal üppig, anderswo steif, herb, schroff und sogar finster.

Allein, theils erscheinen die meisten dieser Mängel, wie an Helden, als der Preis, um welchen hohe Tugenden erkauft werden, welche, stark anstrebend gegen herrschende Fehler, sich des Heftigen nicht erwehren, nicht zu der Mäßigung, in welcher das Vollkommene wohnt, gelangen können; theils aber muß die Bewunderung des Mannes, wenn sie durch den Anblick des Unvollendeten in seinem Werke sinken möchte, an der Erinnerung des mannigfaltigen Hindernisses, mit welchem er sein Leben lang zu kämpfen hatte, sich wieder hoch aufrichten. Denn nicht ein vergnüg-

ter Wanderer, wie Herodot, noch, wie Thucydides, in würdevoller Muße, noch ausruhend, wie Xenophon, von einem thatenreichen Leben, noch in Ehrenstellen ohne Mühe, wie Tacitus, nicht einmal in Humes und Robertsons bescheidener Unabhängigkeit; viel umgetrieben, viel geplagt, sehr lang an kleinliche Beschäftigungen angekettet, hat er Zeit und Kraft dennoch gewonnen, ein Werk solches Umfanges und Gehaltes hervorzubringen.

Betrachten wir nun desselben Verdienst, vornehmlich in Beziehung auf seine Zeit, so wird sich Folgendes ergeben. Nicht von äußeren Umständen begünstigt, durch die Stärke seines Geistes allein, hat sich Joh. v. Müller auf den Standpunct des Geschichtschreibers erhoben, der nicht in der Schule, auch nicht in gemischter, flatterhafter Gesellschaft, sondern in der Versammlung ernster und weltkundiger Männer ist. In ihm hat tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit der lebhaftesten Erkenntniß, gründliche Forschung mit hoher Dichtung sich verbunden. Deutsche Geschichte, vormals nur geehrt als Dienerin der Kenntniß einer schon absterbenden Reichsverfassung, gelangte durch sein Werk, welches die

Schicksale eines deutschen Volkes durch anderthalb Jahrtausende beschrieb, zu selbständigem Ansehen. Das verkannte, ja verhöhnte Mittelalter hat er, ohne seine Fehlen zu verbergen, in all seiner Herrlichkeit, er der erste, dargestellt. Die merkwürdigste Macht, deren Kenntniß auf uns gekommen, die römische Kirche, erhielt in seinem Werke ein, dem seichten Spotte Stillschweigen gebietendes, Denkmal ihrer schönen Zeit; unverdächtiger und doch so würdig, als irgend eines, selbst von ihren Anhängern ihr gesetztes. Wunder heldenmüthiger Tugend, dergleichen man sonst nur im fernen Alterthume gesucht, erglänzen in den Thaten eines deutschen Volkes. Nicht mehr wohl „kann das Nibelungenlied die deutsche Ilias werden;" aber die Tage bei Morgarten, Sempach, Laupen, St. Jacob und Murten sind erst jetzt unsterblich wie die schönsten Tage des gegen den großen König streitenden Griechenlands; und nicht besungen von Dichtern, aber von ihm geschildert, haben Winkelried, Erlach, Hallwyl „bey den verewigten Helden ihren sichern Sitz." Jene mehr bewunderte als eingesehene Kunst der alten Geschichtschreiber hat, unter den Deutschen, er zuerst geübt; der Wahrheit nicht zu Leid viel-

mehr zu gut, durch eine, sonst von keinem Gleichzeitigen erreichte Stärke, Vollständigkeit und Reinheit der Darstellung. Den Vortrag der Geschichte hat er glücklich umgebildet, und vieles hat auch er gethan, um der verwelkenden Sprache jugendliches Frisch wieder zu geben. Alles dieses hat schon tief gewirkt und wird noch tiefer wirken. Nicht daß ihm Nachahmer zu wünschen wären; alle Nachahmung des Einzelnen ist knechtisch und alles knechtische unwürdig; Vorbild soll der treffliche Schriftsteller, nicht Urbild seyn. Aber mannigfaltig belehren, ermuntern und begeistern muß sein edler und siegreicher Vorgang; da in ihm vor unseren Augen erschienen ist die Macht, die Würde, die Hoheit, ja die Göttlichkeit der Geschichte.

Quanta potestas, quanta dignitas, quanta majestas, quantum denique numen sit historiae.

Plin. Epp. IX. 27.

Einige Verlagswerke
der
J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung zu Sulzbach.

Aretin, J. Christoph Freyherr von, systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Geschichte und Kritik dieser Wissenschaft, mit 3 Kupfertafeln, gr. 8. 1810.
weiſs Druckpapier 3 Thlr. 8 gr. oder 5 fl.
grau Druckpapier 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Auswahl aus den kleinen Schriften des verstorbenen Professors und Rektors am Gymnasium zu Regensburg, Johann Philipp Ostertag, aus dessen Nachlaſs herausgegeben von einigen seiner Freunde, 2 Sammlungen, mit 4 Kupfern, gr. 8. 1810.
Schreibpapier 3 Thlr. 8 gr. oder 5 fl.
Druckpapier 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Baader, D. Klement Aloys, das gelehrte Baiern, oder Lexicon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18ten Jahrhunderte erzeugte oder ernährte. Erster Band, gr. 4. 1804. 3 Thlr. 8 gr. oder 5 fl.
NB. wird fortgesezt.

Bachmann, G. A., über Archive, deren Natur und Eigenschaften, Einrichtung und Benutzung, nebst praktischer Anleitung für angehende Archivsbeamte in archivalischen Beschäftigungen. Mit Kupfern, 1800. gr. 8.
Schreibpapier 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.
Druckpapier 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Chiron eine der theoretischen praktischen, literarischen und historischen Bearbeitung der Chirurgie gewidmete Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Joh. Barthel von Siebold. Erster Band, von 3 Heften, mit 8 Kupfertafeln, broch. 1805. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Desselben zweiter Band, von 3 Heften, mit 10 Kupfertafeln, gr. 8. broch. 4 Thlr. 12 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Dirksen, Harro Wilhelm, die Lehre von den Temperamenten, 8. 1804. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— — über Stärke der Seele, ein philosophischer Versuch, 8. 1810. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Dirksen, Harro Wilh., philosophische Untersuchungen über den Einfluß der Religiosität auf die Sittlichkeit, 8. 1808. 16 gr. oder 1 fl.

Eß, Karl und Leander van, die heiligen Schriften des neuen Testaments, 2te für die drey christlichen Konfessionen zugleich bearbeitete Ausgabe, gr. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Mannert, K., die älteste Geschichte Bajoariens und seiner Bewohner, aus den ältesten Quellen entwickelt, gr. 8. 1807. 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Osthof, H. C. A., einige Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Kultur, hauptsächlich in Beziehung auf akademischen Unterricht, zunächst für die öffentlichen Lehrer der Arzneywissenschaft gr. 8. 1807. 12 gr. oder 45 kr.

— — Ferdinand Niederholdt's, eines jungen teutschen Arztes, Lehrjahre, 2 Theile, gr. 8. 1809. 2 Thlr. 8 gr. oder 3 fl. 30 kr.

Reinhard, Fr. V., Dr. Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund, 2te unveränderte Auflage, 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

— — Predigten bey dem königlich evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden in den Jahren 1795—1810 gehalten, 16 Jahrgänge von 2 Bänden in gr. 8. à 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. im Ganzen 32 Thlr. oder 57 fl. 36 kr.

Dieselben Predigten in einer für Minderbegüterte veranstalteten Ausgabe in ord. 8. Der Jahrgang à 1 Thlr. 14 gr. oder 3 fl. — Die 16 Jahrgänge 25 Thlr. 8 gr. oder 45 fl. 36 kr.

Schuldbuch, der schlechten Aerzte, bekannt gemacht durch einen Freund der Wahrheit, gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Vogel, P. J. S., Professor der Theologie zu Altdorf, Glaube und Hofnung. In Briefen an Selmar und Elise, 8. 1806. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Wiebeking, C. F., theoretisch-praktische Straßenbaukunde, mit 5 Kupfertafeln, gr. 8. 1809. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

10

Der

Freiherr vom Steine

und

seine Bedeutung

für

Deutschlands Wiedergeburt.

Jena,
Druck von J. G. Schreiber.
1850.

Vorwort.

Wenn unsere schönsten Hoffnungen bald an der charakterlosen Halbheit, bald an der leidenschaftlichen Erbitterung extremer Parteien scheitern, wenn in dem chaotischen Drängen der Gegenwart sich bisweilen der Blick umdüstert, richtet sich unser Geist gern, zur eigenen Erbauung, an den großen Charakteren der Vergangenheit empor, welche in schwerer Zeit siegreich gestrebt und gerungen haben. Dieses innere Bedürfniß führte mich zu jener ehrwürdigen, ernsten Gestalt aus der großen Zeit der Freiheitskriege, zu dem preußischen Staatsminister Stein, welcher als charaktervoller Staatsmann ebenbürtig dasteht neben den größten politischen Persönlichkeiten Englands und des klassischen Alterthums. Sein staatsmännischer Blick hat die große Frage von Deutschlands Wiedergeburt, wie kein anderer Mann seiner Zeit, klar durchschaut, sein prophetischer Mund sprach 1813 und 1815 Gedanken aus, deren tiefe Wahrheit wir erst heutzutage recht zu verstehen beginnen. Es ist von hoher Bedeutung, sich das Leben und Wirken eines solchen Mannes lebendig zu vergegenwärtigen. In dieser Ueberzeugung wählte ich

diesen Gegenstand zu einem Vortrage vor einem größern Publikum und bestimmte denselben zur Veröffentlichung. Bis zum Jahre 1807 hatte ich an dem trefflichen Werke des berühmten Pertz einen untrüglichen Leitfaden. Aber gerade für die Zeit, wo Stein's weltgeschichtliche Bedeutung beginnt, hört diese Quelle auf zu fließen und ich sah mich genöthigt, aus den verschiedensten Werken das Material zusammenzutragen. Der Mangel an veröffentlichten Quellen, welche sich hier sehr bemerkbar machte, möge etwaige Lücken eines Vortrags entschuldigen, welche ohnedies auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann.

H. S.

Wie ein majestätischer Dom aus den Tagen des Mittelalters herüberragt in das buntbewegte Treiben der Gegenwart, so stand bis zum Anfange dieses Jahrhunderts der Bau des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, ernst und altersgrau, unter den modernen Staatsgebäuden des übrigen Europa. Wie der gothische Dom mit zahllosen phantastischen Ornamenten geschmückt ist, so gliederte sich, als Zierrath des deutschen Staatsgebäudes, die Reichsstadt und die Reichsabtei, der Bischofsstab und der Churhut, bis die kolossale Pyramide mit der Kaiserkrone abschloß. Ein solches mittelalterliches Ornament, eine bizarre staatsrechtliche Anomalie war auch die Reichsritterschaft. In langem Kampfe mit den benachbarten Landesherren hatten diese stolzen autonomen Geschlechter ihre vollständige Selbstständigkeit bewahrt; oft mitten in den Territorien der Fürsten angesessen, erkannten sie über sich keinen andern Herrn als den Kaiser in Wien und Gott im Himmel.

An den rebengrünen Gestaden der Lahn, auf der Burg Nassau, blühte ein solches reichsunmittelbares Geschlecht, dessen Ursprung sich in das Dunkel grauer Vergangenheit verlor, die Freiherren vom und zum Stein. Unter Eduard III. von England wie unter Karl dem Kühnen von Burgund, in des Reiches Schlachten, wie in eigenen Fehden verdienten sich die Ritter vom Stein ihre Sporen. Ein Jahrtausend grünte ihr Stammbaum in ritterlicher Herrlichkeit; aber als er in diesem Jahrhunderte seine schönste Blühte getrieben hatte, starb er ab, weil er nichts Höheres mehr erreichen konnte.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein wurde 1757 am 26. October, zehn Tage vor der Schlacht bei Roßbach, geboren. Sein Vater war der churmainzische Geheime Rath Philipp vom Stein, ein einfacher, treuer, redlicher Mann, ein rüstiger Weidmann von festem Körperbau. Als strenger Protestant lebte er zu Mainz über vierzig Jahre, geachtet und geliebt an dem geistlichen Hofe des ersten Würdeträgers der katholischen Kirche in Deutschland. Seine Gemahlin, ein gebornes Fräulein von Langwerth-Simmern, schenkte ihm in ihrer 37jährigen Ehe zehn Kinder, unter denen unser Stein das neunte war; seines Hauses letzter, aber herrlichster Sproß.

Auf den Burghöhen des Steins und der Nassau, in dem herrlichen Lahnthal, auf grünen Wiesen und in stolzem Hochwalde verlebte der Knabe eine fröhliche Kindheit. Das Beispiel tugendhafter Eltern, der edle Geist seines Hauses legten früh die Keime zu allem Edlen und Schönen in sein junges Herz; treue Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern, ein offener Sinn für die Schönheit der Natur waren dem geistvollen Knaben eigenthümlich. Vor allem Andern übte seine edle Mutter einen tiefen, nachhaltigen Einfluß auf sein empfängliches Gemüth aus; sie pflanzte ihm jene christliche Frömmigkeit ein, jenen unerschütterlichen Luthergleichen Glaubensmuth, der ihn feststehen ließ im Kampfe wie den Felsen im Meere, jene feste Zuversicht auf eine göttliche Weltleitung, welche ihn aufrecht hielt, als sich ganz Europa vor dem neuen Götzenbilde beugte, jene männliche Demuth, welche sein Wahlspruch bekundet: „Nicht mir, nicht mir, sondern Deinem Namen gebührt die Ehre.“

Kräftig an Geist und Körper, ein aufstrebender 16jähriger Jüngling, bezog er 1773 die damals in höchster Blüthe stehende Universität zu Göttingen. Geschichte, Rechtswissenschaft, besonders deutsches Staatsrecht fanden dort Pflege von Meisterhand. Mit vollem Eifer widmete er sich dem Studium

der Rechtswissenschaft, „dabei machte er sich mit der Geschichte, den statistischen, ökonomischen und politischen Werken der Engländer bekannt.“ Adam Smith und sein Werk über den Nationalreichthum übten einen bestimmenden Einfluß auf die staatswirthschaftlichen Grundsätze aus, welche er während seiner politischen Laufbahn verwirklichte. Es war damals eine tiefgeistig bewegte Zeit, wo in reicher Fülle die erhabensten Geister auftraten und Ideenblitze Deutschland durchzuckten. Friedrich der Einzige und Joseph **II.** schritten mit großartigen Reformen voran; Klopstock, Lessing, Herder und Winkelmann standen in der Mittagshöhe ihres Ruhms und schon erhob sich Göthe's glänzende Sonne, um ihre ersten Strahlen über unser Vaterland zu verbreiten. Im fernen Westen proclamirten die Amerikaner ihre Unabhängigkeit und Staatsmänner wie Washington und Franklin regten im Gebiete des Staatslebens mit schöpferischen Ideen das alte Europa mächtig an.

Mit aller Macht wirkten diese Erscheinungen auf Steins empfängliches Gemüth ein; aber sein fester Geist ließ sich nicht von den einstürmenden Eindrücken überwältigen, er verarbeitete sie ruhig in sich und ging mit sicherem Schritt seinen eigenen Weg. Ein kleiner aber auserlesener Kreis treuer Freunde gab ihm reiche Gelegenheit zu fruchtbringendem Ideentausch. Brandes und Rehberg, die beide schon als Jünglinge hohe geistige Befähigung zeigten, waren seine nächsten Freunde; mit ihnen lebte er in dem innigsten Geistesverkehr, besonders verband ihn mit Rehberg die Begeisterung „für die hohen Ideale von aufopferndem Wirken für das deutsche Vaterland.“ Rehberg schildert seinen jugendlichen Freund, wie er ihm damals erschien, mit folgenden Worten: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches, aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühle für alles Große, Edle, Schöne unterordnete sich ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen

er sich hingab, war er nur durch die Vermittelung seiner Empfindungen verbunden und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm 1½ Jahre auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte!"

Nach 4 Jahren verließ er Göttingen, um nach der Sitte der damaligen Zeit bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar sich zum höhern Staatsdienste tüchtig zu machen, begab sich darauf nach Regensburg, um den Reichstag, nach Wien, um den Reichshofrath kennen zu lernen. Aber die glänzende, heitere Gesellschaft der Kaiserstadt fesselte ihn mehr als der schläfrige Geschäftsgang der feierlich pedantischen Reichsbehörden. Die nähere Bekanntschaft mit den veralteten Institutionen des deutschen Reiches hatte wichtige Folgen für die Wahl seiner künftigen Laufbahn. Ihm als reichsunmittelbaren Edelmann lag nichts näher, als in den Dienst des Reichs zu gehen, wie es auch Anfangs seiner Eltern Plan gewesen war. Aber schon der Jüngling, dessen Brust mit hohen Idealen von der Größe seines Vaterlandes erfüllt war, fühlte mit richtigem Tacte, daß dem siechen Körper des deutschen Reichs kein neues Leben mehr einzuhauchen sei, daß seine Kräfte und sein Streben zu frisch seien für den eingerosteten Schlendrian des Reichskammergerichts, daß sein Herz zu frei schlage für die Perücken der Wiener Hofburg! Preußen allein konnte der Staat sein, welcher seiner Thatkraft Spielraum gewährte. Ein Freund seines Hauses, der Minister Heinitz, vermittelte den Eintritt des 23jährigen Jünglings in den preußischen Staatsdienst; am 2. Februar 1780 trat er in das Departement des Hütten- und Bergwesens ein. Mit Eifer warf er sich in die ergriffene Laufbahn, ersetzte bald durch anhaltendes Studium und praktischen Blick, was ihm an Fachkenntnissen noch fehlte; er begleitete den Minister auf seinen Dienstreisen und schon im nächsten Jahre ward er Bergrath mit Sitz und Stimme im Collegium. Seine Zuverlässig-

keit und seine schnell erworbene Sachkenntniß brachten es dahin, daß er 1784 die Leitung der sämmtlichen westphälischen Bergämter und der Mindenschen Bergwerkscommission übertragen erhielt. Hier war Stein an seinem rechten Platze; das frische unmittelbare Eingreifen in die Verhältnisse, die praktische Thätigkeit sagte seinem kräftigen Naturell zu. Das hügelige Land mit seinen stolzen Wäldern und raschen Flüssen, mit seinen naturwüchsigen treuen, echt germanischen Bewohnern gewann schnell sein Herz, er betrachtete Westphalen von dieser Zeit an als seine zweite Heimath.

Mitten aus dieser segensreichen, aber auf einen engern Kreis beschränkten Wirksamkeit rief das Vertrauen seines Königs den jungen Stein zu einem thätigen Eingreifen in die großen politischen Weltverhältnisse. Josephs II. nie rastender Geist ging mit neuen Plänen für die Vergrößerung Oesterreichs um. Schon hatte er den kinderlosen Churfürsten von Baiern, Karl Theodor, zur Abtretung seines Landes bewogen, schon begann er gegen Salzburg und Passau zu agiren, schon saß sein Bruder auf dem Bischofsstuhl von Köln und Münster, und es war nahe daran, daß durch Baierns Erwerbung die unmittelbare Verbindung Oesterreichs, Böhmens, Tyrols und der vorderösterreichischen Länder zu einer großen arrondirten Ländermasse bewirkt worden wäre. Rußland und Frankreich waren für diesen Plan Josephs gewonnen, England durch den amerikanischen Krieg hinreichend beschäftigt. Es kam nur noch darauf an, daß Joseph seinen einzigen Gegner, Friedrich II., durch schnelles Vorschreiten überflügelte. Aber der königliche Greis erkannte mit scharfem Auge die Gefahr, welche Deutschland drohte; seine letzte friedliche Heldenthat war zugleich sein größtes politisches Meisterstück. Bei der Constellation der europäischen Verhältnisse war an eine Alliance der Großmächte gegen Oesterreich nicht zu denken, Preußen allein war zu schwach, sich als fester Damm dem an-

dringenden Strom zu widersetzen. Friedrichs staatsmännischer Blick ergriff die Politik, welche für Preußen ein für allemal als die einzig wahre, naturgemäße gelten muß, — innige Verbindung mit den schwächeren Staaten des übrigen Deutschlands zu einem compacten Ganzen. Im deutschen Fürstenbund hat Friedrich II. seinen Nachfolgern die große Lehre gegeben, daß Preußens naturgemäße Stellung nicht in Allianzen mit Oesterreich und Rußland, sondern im festen Anschluß an das übrige, kräftiger Leitung bedürftige Deutschland besteht. Hannover und Sachsen traten dem Fürstenbunde bei, Weimars junger Herzog ergriff die Idee einer Wiedergeburt Deutschlands durch Preußen mit edlem Feuer, viele andere Fürsten schlossen sich dem Bündniß an. Jetzt kam es vor Allem darauf an, auch die katholischen, besonders die geistlichen Reichsstände zum Beitritt zu bewegen. Der Anfang sollte mit dem Churfürsten von Mainz, dem Reichserzkanzler, gemacht werden. Für diese schwierige diplomatische Aufgabe wurde der junge Stein bestimmt und er löste sie mit meisterhaftem Geschicke. — Am 3. Juli 1785 traf er zu Mainz ein. Sein erstes Geschäft, welches weder der kluge Feldherr, noch der geschickte Unterhändler jemals unterläßt, war, sich die gehörige Terrainkenntniß zu verschaffen. Die eigenthümliche Construction der geistlichen Höfe war ihm durch die Stellung seines Vaters am Mainzer Hofe hinlänglich bekannt. Karl Friedrich, geb. Freiherr von Erthal, Churfürst und Erzbischof von Mainz, gehörte zu den besseren Fürsten seiner Zeit. Er selbst, ein hoher Kirchenfürst, war freisinnigen Reformen nicht abgeneigt, hatte verjährte Mißbräuche abgeschafft und höhere Bildung verbreitet; „aber er war eitel, ehrgeizig, eifersüchtig auf sein Ansehen, ebenso empfänglich für Mißtrauen als Zutrauen ohne Grenzen!“ Stein suchte mit feinem Takte die schwache Seite des Churfürsten heraus, er stellte ihm vor, daß er der Schützer der Reichsverfassung, daß er berufen sei, „sich an die Spitze des

Vereins zu setzen, eine Stellung, welche der Würde seines Stuhles, seinen patriotischen Gesinnungen und seinen großen Eigenschaften gebühre.“ Eine Verstimmung gegen Oesterreich von Seiten des Churfürsten und die preußenfreundliche Gesinnung der Frau von Coudenhofen, einer Dame, welche dadamals nicht nur das Herz des Churfürsten völlig beherrschte, sondern sogar den bedeutendsten Einfluß auf seine Politik übte, arbeiteten dem jugendlichen Diplomaten nicht wenig in die Hände. Lange Zeit schwankte der Churfürst hin und her; der kaiserliche Gesandte setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Preußens Plänen zu begegnen. Aber vergeblich — mit sicheren Schritten rückte Stein seinem Ziele entgegen. Die kluge psychologisch berechnete Behandlung des Churfürsten, welcher höheren Ideen nicht unzugänglich war, die einnehmende feste Persönlichkeit Steins trugen den Sieg über österreichische Intriguen davon. Graf Trautmannsdorf machte seinem Unmuth durch das beleidigendste Betragen gegen Stein Luft, wenn er mit demselben in den churfürstlichen Antichambres zu Aschaffenburg zusammentraf. Stein setzte ihm die größte Gelassenheit entgegen und betrachtete ihn nur mit derselben gleichgültigen Miene, womit er ihn beehrte. Am 16. Oktober 1785 unterzeichnete der Churfürst die Convention.

Der wahrhaft glänzende Erfolg der ersten diplomatischen Thätigkeit trug Stein die höchste Zufriedenheit des Königs und des Ministeriums ein; aber seine freie Seele sehnte sich hinweg von den glatten Parquetts der geistlichen Hofburg nach seinen westphälischen Bergen. Das Spiel der Intrigue vertrug sich nicht lange mit seiner geraden offenen Gesinnung, seiner raschen durchgreifenden Heftigkeit. Eine Reise nach England erweiterte seine Kenntnisse im Hütten- und Bergwesen und prägte für immer seinem Geiste das erhabene Bild eines Volkes ein, welches in männlicher Besonnenheit und weiser Selbstbeschränkung Freiheit und Achtung vor dem Gesetze zu

verbinden weiß. Er kehrte bereichert an Erfahrung nach seinem geliebten Westphalen zurück.

„Mitten in seiner schaffenden Wirksamkeit überraschte den jungen Kammerdirector die französische Revolution.“ Preußen und Oesterreich gaben den alten dynastischen Hader auf und traten an die Spitze einer Coalition, deren Tendenz Unterdrückung der revolutionären Ideen war. Frankreich verkündigte „Krieg den Palästen und Frieden den Hütten.“ Der Herzog von Braunschweig schleuderte seine hochfahrende Proclamation in die gährenden Elemente des empörten Frankreichs. Es war ein erbitterter Kampf des alten Systems und der neuen Ideen; lange schwankte die Wage des Kampfes, bis Frankreich in riesiger Energie Mittel aufbot, denen die Coalition nichts Gleiches entgegen zu setzen verstand.

Wohl hatte mancher ehrliche Deutsche sich von dem Taumel der französischen Revolution fortreißen lassen, alle Größe im politischen Leben des deutschen Volkes war verschwunden; Nichtachtung des Heimischen, Bewunderung der französischen Nation, Begeisterung für abstracte Staatsideale waren eine Folge seichter Aufklärungsversuche.

Auch Steins jugendliches Herz schlug für Freiheit und Wiedergeburt seines ihm so theuern Vaterlandes, aber er durchschaute mit klarem Blicke, daß ein Volk nicht im leidenschaftlichen Sturme eines jähen Umsturzes, sondern nur auf dem Wege einer ruhigen politischen Selbsterziehung zur wahren Freiheit gelangen könne. Er erkannte, daß jene französischen Heere trotz aller philanthropischer Tiraden uns nur Knechtschaft und Unterjochung, niemals die Freiheit bringen könnten. „Französische Anarchie und Sittenlosigkeit, schreibt er im Jahre 1793, wird für den ruhigen sittlichen Deutschen nicht ansteckend seyn, er wird im Kampfe mit dieser unglücklichen Nation nicht unterliegen, das Beispiel der Gräuel, die seine Nachbarn begehen, wird manches Vorurtheil vernichten

und manches Gute beschleunigen; ich erwarte mir einen Krieg von mehreren Jahren, aber seine Einflüsse sind vortheilhaft, sie stellen Energie und Muth her, sie geben neuen Reiz zur Thätigkeit.“ In dieser Zeit erwarb sich Stein große Verdienste durch zweckmäßige Leitung der ihm übertragenen Heerverpflegung, er suchte dem gedrückten Landmanne die Last so leicht als möglich zu machen, er war bald in dem Hauptquartier um die Person des Königs und des Feldherrn, bald flog er im Lande herum, um Alles selbst zu leiten und zu überwachen. „Die Franzosen hatten die Insel Büdrich bei Wesel besetzt und in der Festung war schon von Uebergabe die Rede gewesen; da gerieth, wie Augenzeugen berichten, Stein in den höchsten Zorn, bewaffnete schnell die unter ihm stehenden Trainknechte, steckte sie in Uniformen, stellte sich an ihre Spitze und nahm im Sturme die Insel wieder, so daß Wesel gerettet wurde.“

Aber die schwache, charakterlose Friedenspartei gewann in Berlin täglich mehr an Macht. Die Politik Friedrichs II. war allein von seinem großen Geiste getragen, unter seiner Regierung hatten sich keine großen Staatsmänner bilden können. In edlerer Weise hatte auch er das l'état c'est moi verwirklicht. Nur er hatte die großartige Uebersicht über den Zusammenhang aller politischen Verhältnisse, er war sein eigener Minister, sein heller Blick ersetzte ihm einen Staatsrath. Als seiner Hand die Zügel entfielen, stand Preußen rathlos an seinem Sarge. Friedrich Wilhelm II., der nach Stein's Urtheil „mit einem starken durch Studium der Geschichte bereicherten Gedächtniß einen richtigen Verstand, einen edlen wohlwollenden Charakter, ein lebhaftes Gefühl seiner Würde besaß,“ bestieg den Thron. Aber seine Sinnlichkeit, sein Hang zum Wunderbaren, sein Mangel an Beharrlichkeit machten ihn abhängig von unwürdigen Menschen. Möllendorf, Kalkreuth, Mannstein vertraten eine Partei im Heer und Staate, welche Frieden um jeden Preis verlangte.

Kalkreuth's Eifersucht gegen Braunschweig, Lucchesini's weibische, kurzsichtige Politik, die Weichlichkeit und Eitelkeit eines großen Theils der Officiere, die sich noch auf den Lorbeeren von Roßbach wiegten, der Mangel jeder sittlichen Energie brachte es dahin, daß Preußen 1795 die Sache der Verbündeten durch den Baseler Frieden aufgab und Oesterreich im Stiche ließ.

Auch nachdem Friedrich Wilhelm III. seinem Vater gefolgt war, änderte sich Preußens auswärtige Politik nicht. Graf Haugwitz, ein eitler, charakterloser Wüstling, war Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Cabinetsrath Lombard, „ein schlaffer, genußsüchtiger Schöngeist," hatte bei dem Minister und im Cabinet des Königs den größten Einfluß. Kein einziger Staatsmann von hoher Befähigung und sittlicher Energie stand dem jungen Könige zur Seite.

Unterdessen arbeitete Stein in Westphalen rüstig vorwärts, der durchgreifende rasche Mann war jetzt Oberpräsident; die ungehinderte Selbstständigkeit, womit er in dieser Stellung durchgreifen konnte, sagte ihm besser zu, als die verhandelnde Actenthätigkeit in einem Collegium. Seine geborene Herrschernatur mußte immer an der Spitze stehen, sie mußte sich in freiester Thätigkeit bewegen können. Die Schiffbarmachung der Ruhr, welcher der Kohlenbau seine großartige Entwickelung verdankt, mehr als 20 Meilen von Kunststraßen, von höchster Wichtigkeit für das gebirgige und productenreiche Land, seine Bestrebungen für Volksbildung und für die Freiheit des Bauernstandes charakterisiren des Mannes unermüdliche Thätigkeit. In seinem Eifer gegen alles Schlechte griff er oft freilich hart durch. Bei Uebernahme der Mindenschen Kammer 1796 fand er eine solche Unordnung vor, daß er eine scharfe Untersuchung veranlassen mußte. Ein Rath ward cassirt, zwei in Ruhestand versetzt, ein Journalist unter die Garde gesteckt. Von seiner Heftigkeit wird hier erzählt:

„Einst legte ihm ein Kanzlist eine sehr wichtige Urkunde zur Unterschrift vor und gießt, als diese erfolgt ist, in der Eile statt des Sandes das Tintenfaß darüber hin; der Präsident springt auf, fährt ihm mit dem Tintenpapier ins Gesicht und reibt es darin herum. Acht Tage darauf tritt derselbe Mann, rein gewaschen, mit einem andern Auftrage herein. Stein, schnell auf, ihm entgegen, freut sich, ihn wieder zu sehen und drückt ihm freundlich ein Papier in die Hand, worin der Ueberraschte einen doppelten Friedrichsd'or findet." — Beamte von leichten Sitten waren ihm zuwider, pflichtvergessene Leute wies er mit strengem Ernste in ihre Schranken. Aber nichts war ihm so verhaßt, als eine grobe Behandlung der Unterthanen, welche damals noch zum guten Tone der Beamtenwelt gehörte. Einem höher gestellten Beamten, der unmittelbar unter ihm arbeitete, schreibt er zum Abschiede: „Ew. Wohlgeboren sind durch Ihre alle Gesetze des Anstandes und einer liberalen Erziehung beleidigende gallichte Grobheit ein Gegenstand des Hasses derjenigen geworden, die mit Ihnen in Dienstverhältnissen zu stehen das Unglück haben und des Spottes derjenigen, die von Ihnen unabhängig sind. Es vergeht kein Tag, wo Sie nicht die Untergebenen mit Härte und Bitterkeit behandeln und sie in einen Zustand von dumpfer Niedergeschlagenheit versetzen." — Gott hatte ein muthiges, feuriges, gewaltiges Herz in Stein's Brust gelegt, er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte. „Vor nichts zurückbeben, geschwindes Handeln, regstes Schaffen war sein Element!"

Schon längst hatte Stein bei seinem thätigen rastlosen Streben ein tiefes Bedürfniß nach einem schönen, häuslichen Glücke gefühlt, wie er es in dem edeln Vorbilde seiner Eltern hatte kennen gelernt. In seinen Briefen an eine ihm nahe stehende Freundin, Frau v. Berg, spricht sich diese Sehnsucht

warm und innig aus. Im Jahre 1793 vermählte er sich mit Wilhelmine Gräfin von Walmoden-Gimborn. „Längere Bekanntschaft unter verschiedenen gemeinsamen Erlebnissen hat ihm erst innige Hochachtung, dann feurige Liebe gegen sie eingeflößt.“ Mit der feinsten Bildung der großen Welt und einer schönen schlanken Gestalt vereinigte sie ein edles Herz und echte Weiblichkeit. Kurz vor seiner Vermählung schreibt Stein an Frau v. Berg: „Das Leben erhält für mich einen Werth, den es nur im Umgange meiner besten und innigsten Freunde hatte und ich hoffe, daß das Harte, Heftige, Uebereilte, so in meinem Charakter liegt, durch den Anblick dieses wohlwollenden, sanften Wesens und die Aeußerungen ihres richtigen Verstandes gemildert werde.“ Nach 26jähriger Ehe schildert Stein den Charakter seiner Gemahlin folgendermaßen: „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils, sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen.“ Wohl war es ihr in den ersten Jahren ihrer Verbindung schwer, Stein's hohe Feuerseele zu erfassen und zu mäßigen, aber in den langen Jahren der Verfolgung und des Unglücks wuchsen ihre Herzen so innig zusammen, daß Stein seit ihrem Tode allen Sinn für irdische Freuden verlor. Die Jahre seiner Wirksamkeit in Westphalen und der Grafschaft Mark betrachtete Stein als die schönste Zeit seines Lebens; noch in seinen späteren Jahren sagte er von diesem Leben: „Da habe ich in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen, ein Stachel der Sehnsucht ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe.“

Eine neue schwierige Thätigkeit übernahm Stein im Jahre 1803. Durch den Frieden von Lüneville war der Grundsatz aufgestellt, daß der Verlust der deutschen Reichsstände auf dem linken Rheinufer durch Säcularisation aller geistlichen Fürsten-

thümer und durch die Aufhebung aller freien Reichsstädte ausgeglichen werden sollte. Preußen erhielt unter andern als Entschädigungsland den größten Theil des Bisthums Münster. Ueber dieses Land hatte seit einem Jahrtausend der Krummstab sein mildes Regiment geführt. Im 18ten Jahrhundert hatte ein denkender Staatsmann, der bischöfliche Minister Freiherr v. Fürstenberg, die wohlthätigsten Reformen ins Leben gerufen, er hatte Erziehungsanstalten gegründet, das Volksschulwesen organisirt, eine gute Wehrverfassung eingeführt und Münster zu dem geistigen und literarischen Mittelpunkte von Westphalen erhoben. Welchen tiefen Schmerz die strengkatholische Bevölkerung empfand, als Blücher das Bisthum besetzte, die Truppen entwaffnete und die preußische Commission das bischöfliche Schloß bezog, läßt sich leicht denken. Die Einwohner glaubten das Theuerste, ihre Religion, bedroht, der Adel sah seine einflußreiche Stellung im hohen Clerus gefährdet und bildete eine gefährliche Opposition gegen die preußische Verwaltung. Da erwählte man Stein, um die Organisation des Münsterlandes zu vollenden. Er gewann durch sein uneigennütziges, gerechtes Benehmen, durch die Achtung, welche er dem sanften streng religiösen Charakter des Münsterlandes und ihren frühern Institutionen bewies, durch Sorge für Bildung und Wohlstand dem Anfangs verhaßten neuen Regimente die Herzen der Bevölkerung. Seinen Maßregeln suchte er dadurch leichtern Eingang zu verschaffen, daß er sich mit Männern umgab, welche dem frühern Regiment nahe gestanden hatten und das vollste Vertrauen des Volkes genossen. Unter diesen schätzte er besonders einen hochgebildeten Priester, Grafen Spiegel von Desenberg, nachmaligen Erzbischof von Köln, welcher mit freimüthiger Offenheit und ausgebreiteter Geschäftskenntniß seine Pläne in Münster unterstützte.

Stein's unermüdliches segensreiches Wirken lenkte die Aufmerksamkeit immer mehr auf ihn. Als der verdienstvolle Mi-

nister Struensee verschieden war, welcher das Zoll=, Accise=, Salz= und Fabrikwesen unter sich gehabt hatte, erhielt Stein den Antrag, diese wichtige Stellung zu übernehmen.

Am 27. Oktober 1804 ward Stein definitiv zum Minister ernannt. Der Abschied aus der ihm so lieb gewordenen Thätigkeit wurde ihm schwer, allein die höheren Pflichten gegen König und Vaterland trugen in seinem Herzen bald den Sieg davon. Er erklärte sich zur Annahme bereit, verließ aber sein geliebtes Westphalen nicht, ohne einen würdigen Nachfolger vorgeschlagen zu haben. „Der Freiherr von Vincke war mit einer vorzüglichen wissenschaftlichen Bildung sehr jung in den Staatsdienst getreten, so daß Friedrich Wilhelm II., als ihm Stein seinen jungen Freund vorstellte, bemerkt haben soll: Macht man hier Kinder zu Landräthen? worauf Stein antwortete: Ja, Ew. Majestät, ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit." Auf Stein's Vorschlag wurde Vincke Oberpräsident von Westphalen und verwaltete ein Menschenalter dieses wichtige Amt im Geiste seines großen Vorgängers.

In den Tagen, wo sich der Consul Bonaparte die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, traf Stein in Berlin ein und übernahm die Verwaltung seines Departements. Die Organisation des preußischen Staatsdienstes war höchst schwerfällig und unzweckmäßig. Keine durchgreifende praktische Eintheilung der Ministerien erleichterte den Geschäftsgang; neben den Fachministerien gab es noch Provinzialministerien, welches die mannigfaltigsten Verwickelungen und Wiederholungen herbeiführte. Die verschiedenen Departements hatten keinen festen Mittelpunkt, sondern correspondirten mit einander als selbstständige und getrennte Collegien. Das gefährliche Institut des Cabinets, welches neben dem Ministerium, ohne alle Verantwortlichkeit, den nächsten Rath des Königs bildete, erschwerte die Stellung der Staatsminister ganz besonders. Trotz der schwierigen Ver=

hältnisse, unter denen Stein sein Ministerium übernahm, bezeichnete er seine Amtsthätigkeit durch bedeutende Schöpfungen. Er ging von dem Grundsatze aus, daß die freie Benutzung des Bodens und die möglichst geringe Beschränkung des menschlichen Fleißes die leitende Maxime einer gesunden Gewerbspolitik sein müsse. Die Aufhebung aller Binnenzölle, ein verbesserter Betrieb der Salinen, eine Reform des Accisewesens, die Errichtung des statistischen Bureaus sind sein Verdienst.

Seine Thätigkeit gewann eine noch höhere Bedeutung, als Preußen, durch den steigenden Uebermuth Frankreichs genöthigt, sich von Neuem zum Kriege rüstete. Stein stellte sich die Aufgabe, „durch alle Mittel einer besonnenen, gründlichen, nachhaltigen Finanzkunst dem Könige den freien Gebrauch seiner Macht möglich zu machen.“ Noch lag Preußen gefangen in der leichtsinnigen, ehrlosen Hingebung Haugwitzens und Lombards, noch wagte der König die Kriegserklärung nicht auszusprechen; die Besitzergreifung Hannovers, die Ausschließung der Engländer von den Häfen der Nordsee bezeichneten die tiefste Abhängigkeit von Frankreich. Aber der Unwille über die Ehrlosigkeit der Staatsmänner, welche den Zustand eines schmachvollen Friedens dem Kriege vorzogen, sprach sich immer lauter aus. Haugwitz wurde im Vorzimmer des Königs insultirt, sein Haus vom aufgeregten Volke fast zerstört. Die öffentliche Meinung hatte aber kein gesetzliches Organ, wodurch sie an das Ohr des Königs hätte dringen können; selbst die Minister hatten keine Stimme über die Geschäftsführung des Cabinets, jeder hatte nur das Referat über sein specielles Departement, die große Politik war in den Händen der kleinlichsten Menschen. In dieser dringenden Lage entschloß sich Stein zu einem kühnen, außergewöhnlichen Schritte, er übergab dem Könige selbst eine Denkschrift, in welcher er die fehlerhafte Zusammensetzung des Kabinets auf das Schärfste tadelte; er sagt in derselben von dem Grafen Haugwitz: „daß

sein Leben eine ununterbrochene Folge von Verschobenheiten und von Verderbtheiten sei, daß er gebrandmarkt sei mit dem Namen eines listigen Verräthers, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings." Stein verlangt freie gemeinsame Berathung des Gesammtministeriums, Entfernung aller hemmenden Mittelspersonen zwischen König und Ministern. Prophetisch schließt er seine ernste Mahnung: „Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falles der französischen oder sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden für die traurigsten Erwartungen." Allein auch diese Darstellung blieb für das Erste ohne Erfolg, der König betrachtete Steins Freimüthigkeit als eine unberechtigte Einmischung in die Kabinetsangelegenheiten und fühlte sich unangenehm durch dieselbe berührt.

Die Gründung des Rheinbundes, die Auflösung des tausendjährigen deutschen Reichs, die Besetzung der fränkischen Fürstenthümer durch die Franzosen zeigte immer mehr, daß ein Zusammenstoßen unvermeidlich werde. Bei Jena brach die alte Größe Preußens zusammen. Die furchtbare Hohlheit des ganzen Staatsgebäudes zeigte sich hier in der erschreckendsten Weise. Mit den alten Formen hatte man sich in Selbsttäuschungen eingewiegt, aber der Geist war aus den Formen gewichen. Wie ein Kartenhaus stürzte der Staat Friedrichs des Großen durch einen einzigen Schlag zusammen. Die preußischen Festungen fielen der Reihe nach dem Sieger in die Hände, ehrvergessene Generale lieferten ohne Widerstand die Schlüssel Preußens dem Feinde aus, Napoleon brauchte kein Geschütz, er eroberte mit Husaren Festungen. Wüthend zerbrachen die Gemeinen hie und da ihre Gewehre und fluchten über Officiere und Generäle; die tiefste Entsittlichung zeigte sich aber in Berlin, als der Kaiser einzog. Nicht mit stummer Wuth und grollendem Blicke, sondern mit dem rauschenden

vive l'empereur! begrüßte man ihn. Die Behörden schärften dem Volke ein: „Ruhe sei die erste Bürgerpflicht und geboten die Auslieferung der Waffen bei Todesstrafe."

Stein litt in Folge der angestrengten Arbeiten an heftigem Podagra, als die Nachricht von der Vernichtung des Heeres eintraf. Sein erstes Geschäft war, Rettung der Kassen nach Königsberg, er selbst begleitete den König auf seiner Flucht. In Königsberg wurde ihm der Antrag, provisorisch das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen; noch konnte man sich nicht entschließen, Haugwitz definitiv zu entlassen. Stein fühlte, daß er unter so bewandten Umständen nichts werde durchsetzen können; waren doch alle Creaturen Haugwitzens zurückgeblieben, sperrte doch das Kabinet dem Minister den freien Verkehr mit dem Monarchen. Daher forderte er in einer neuen Denkschrift vom Könige dringend die Umgestaltung der höchsten Behörden. Der König konnte sich weder zu wesentlichen Aenderungen verstehen, noch wollte er Beyme und Lombard entlassen, auf welche die Nation mit Mißtrauen und Verachtung blickte. Stein mahnte von Neuem an die Nothwendigkeit dieser Maßregeln, ehrfurchtsvoll, doch mit Entschiedenheit. Er machte von der Erfüllung dieser Bedingungen seinen Eintritt abhängig. Als Stein alle vermittelnden Vorschläge zurückwies, hielt der König es für Trotz und Eigensinn. In scharfen Worten schrieb er an Stein:

„Ich habe mit großem Leidwesen ersehen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und auf seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, aus persönlichem Haß und aus Erbitterung handelt." Tiefer Unwille dictirte dem gekränkten Minister seine Antwort in die Feder, er forderte von dem Könige augenblicklich seinen Abschied, dieser wurde ihm mit kahlen Worten gewährt; kein

Wort des Dankes, kein leises Zeichen der Anerkennung beschönigte das Bittere dieses Schrittes.

Trauernd vernahmen alle Patrioten den Sieg der feigen charakterlosen Creaturen über den einzigen Mann, der fähig war, das gesunkene Preußen aus seiner Schmach zu erheben. Als ihn Freunde bewegen wollten, in Erwartung einer baldigen Kabinetsveränderung, Preußen noch nicht zu verlassen, antwortete er: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzen de la Cour de Memel — es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gährung fähig — ich erwarte von leeren, trägen und platten Menschen nichts.“

Stein verließ das Land, wo er so schwarzen Undank eingeerntet und traf am Ende März in Nassau ein. Hier auf seiner alten Stammburg, in unfreiwilliger Muße, beschäftigten ihn großartige Pläne für die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands. Sein Hauptgedanke war, daß der tiefe Fall Preußens seinen Grund in der sittlichen Erschlaffung, in der geistigen Verdumpfung des Volkes habe, daß es vor Allem darauf ankomme, die Flamme des Patriotismus in der Nation anzufachen und dem Volke Liebe, aufopfernde Hingebung für den Staat einzuflößen. Dazu sah er keinen andern Weg, als active Theilnahme des Volkes am Staatsleben, Vernichtung der alten maschinenmäßigen Bureaukratie, freie Selbstbewegung der Glieder in Gemeinde und Staat. „Es ist wichtig, sagte er, die Fesseln zu brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeit hindert, man muß diesen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vortheils zerstören, diese Anhänglichkeit an dem Mechanismus, welchem diese Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit heraustreten.“

Mit Riesenschritten ging unterdessen der preußische Staat seinem Abgrunde entgegen; der Friede von Tilsit vollendete die

Schmach. „Aus Rücksicht für Seine Majestät den Selbstherrscher aller Reußen“ war es, daß Napoleon dem Könige die Hälfte seiner Staaten ließ; dem erschöpften Reste ward eine ungeheure Kriegssteuer von 154 Millionen Franken auferlegt. In diesem tiefen Unglücke bedurfte man eines Retters: Aller Augen wendeten sich wieder auf Stein; der König selbst gewann es über sich, den Gekränkten zurückzurufen und ihm die oberste Leitung der Staatsgeschäfte zu übertragen. Stein lag am Fieber krank danieder, als die Nachricht eintraf. Im Augenblicke war sein Entschluß gefaßt, der Gedanke einer großen erhabenen Pflicht gab seinem Körper und Geiste einen neuen Aufschwung. Hatte er früher nur bedingungsweise das Ministerium annehmen wollen, so that er es jetzt ohne Bedingung. Mit keinem Worte erwähnte er der erfahrenen Kränkung. Krank warf er sich in den Reisewagen und durchflog eine Strecke von 150 Meilen.

Nie hat ein Staatsmann in schwierigerer Zeit das Ruder des Staatsschiffes ergriffen. Der Friede brachte erst den ganzen Jammer des lastenden Druckes zum Bewußtsein; französische Contributionen lasteten auf den Finanzen, französische Garnisonen lagen in den Festungen, die Continentalsperre tödtete den Handel, der Landmann hatte an vielen Orten selbst zur Aussaat kein Korn mehr, ganze Strecken lagen öde, zertreten von den Hufen der feindlichen Rosse, der Staat konnte für Beamte und Officiere die Gehalte nicht mehr aufbringen: es waren ungeheure Zeiten tiefen Ernstes; aber in Entbehrung und Noth wurde das neue Preußen wiedergeboren. Mit edler Selbstverleugnung gingen der König und die Königin voran. „Es wird mir immer klarer, schrieb die Königin, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein; es soll eine neue Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt.“

Welch ein intensiv geistiges Wirken beginnt nun von jener Schaar auserwählter Männer, deren Mittelpunkt Stein, der kühnblickende, gedankenmächtige Staatsmann, bildete. „Mit kühner Hand, hoch am Steuer, riß er das halb zerschellte Preußen in neue Bahnen.“ Er lenkte Preußen zum ersten Mal aus dem gewohnten Fahrwasser einer veralteten Kabinetspolitik und steckte in trüber Zeit auf den Mast das neue Panier einer wahrhaft deutschen Politik. Das alte dynastische Preußen war kläglich untergegangen, Stein schuf das neue Preußen, welches nur mit deutschem Geiste siegen konnte. Wahrlich, ein prophetischer Genius lag in Steins neuen Schöpfungen, welcher Preußens hohen Beruf für Deutschlands Wiedergeburt verstand!

Noch war die Zeit nicht gekommen, wo Preußen mit bewaffneter Hand die verlorenen Provinzen hätte wieder erobern können. Stein eroberte unterdessen bürgerliche Institutionen, welche Preußen stärker machten, als Länderbesitz und Territorialvergrößerung. Was dem Staate an extensiver Größe abging, sollte er durch intensive Kraft gewinnen.

Die französische Revolution hatte den gesammten gesellschaftlichen Zustand von ganz Europa erschüttert. Neben brutalen Uebergriffen und überspannten Phantasieen hatte sie nothwendige Vernunftforderungen zur Geltung gebracht, veraltete Mißbräuche über den Haufen geworfen. Der Sieg über die Kräfte, welche durch die Revolution zur Herrschaft gekommen waren, war nur möglich, wenn man das Wahre in ihr, ihren höheren sittlichen Gehalt, sich selbst zum Eigenthum machte.

Diesen Gedanken verwirklichte Stein mit genialer Meisterschaft. Was sich in Frankreich das Volk mit Strömen Blutes, mit Umsturz seiner ganzen staatlichen Verhältnisse errungen hatte, das sollte, nach Steins Plan, der König seinem Volke freiwillig bieten. Preußen sollte die wirklich heilsamen Resultate

der Revolution auf gesetzlichem Wege erreichen. Als solche betrachtete Stein die höhere staatsbürgerliche Freiheit, die Aufhebung drückender Standesverhältnisse, die Befreiung des Gewerbes von Monopolien und Zunftzwang, die Entfesselung des Bodens von dem Drucke der Feudallasten. „Es kommt darauf an, sagte er, die Disharmonie, welche im Volke statt findet, die Bande, welche nur Einzelnen nützen und dadurch die Vaterlandsliebe lähmen, aufzuheben.“

Die Revolution hatte dem französischen Volke zwar diese hohen Güter eingebracht, aber auch ebenso wichtige für immer vernichtet. Während sie mit schonungsloser Hand Alles nivellirte, alle Höhen abtrug und alle Thäler ausfüllte, verwandelte sie den Staat in einen öden Mechanismus, „in eine Gesammtheit statistischer Kräfte.“ Während sie die Volkssouveränetät im Staate proclamirte, vernichtete sie die Selbstständigkeit der kleinen Kreise, der Gemeinden, der Corporationen und Provinzen. — Stein dagegen beabsichtigte diese heilsamen Errungenschaften der Revolution mit jener altgermanischen Einzelfreiheit, mit jener Selbstregierung der Gemeinden, wie sie sich in England erhalten hat, zu verbinden; er wollte keine mechanische Einerleiheit, sondern höhere staatliche Einheit. Diese Idee beseelte ihn bei allen seinen Reformen.

Der Bauernstand, welcher in Preußen fast $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung umfaßt, war nicht nur mit Frohnen, gutsherrlichen Abgaben, Zehnten und Zinsen schwer belastet, sondern schmachtete sogar in vielen Gegenden unter dem unwürdigen Drucke der Hörigkeit. An die Scholle gebunden, die er bebaute, vererbte der Vater die Knechtschaft auf den Sohn, der Mensch galt als Zubehör des Grundstücks.

Das berühmte Edict vom 9. Oktober 1807 that den ersten Schritt zur Befreiung des Bauernstandes durch den großen Ausspruch: „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in Unsern sämmtlichen Staaten auf. Nach dem

Martinitage 1810 giebt es nur freie Leute." — „Die Erbunterthänigkeit, sagt Stein in seinem Sendschreiben, ist vernichtet und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerbe des Grundeigenthums ist proclamirt." Nach dem Edict vom 9. Oktober wurde der Bürger und Bauer auch zum Besitz adeliger Grundstücke, der Edelmann zum Betriebe bürgerlicher Gewerbe berechtigt.

Aber die nackte Freiheit reichte nicht hin, um einen kräftigen Bauernstand zu gründen. Zur Freiheit sollte auch das Eigenthum kommen. In dem Edict v. 27. Juli 1808 wurde allen Insassen auf den königl. Domänen von Ost- und Westpreußen das volle uneingeschränkte Eigenthum der Grundstücke überlassen, welche sie bisdahin nur precär besessen hatten. Alle sogenannten Zinsbauern wurden für freie Eigenthümer erklärt. Mit solchen Opfern ging der König in schwerer Zeit voran, aber viel engherzige Privilegirte verstanden jenes große Wort nicht, womit Stein sein Gesetz einleitete: „Eine große Maßregel ist nothwendig zum Besten des Staates." Sie begriffen die Nothwendigkeit der neuen Ordnung nicht und erklärten noch 1811 in einer Denkschrift: „Was der voreilige Eifer des Freiherrn v. Stein und seine öfters unüberlegte Nachgiebigkeit gegen die Systeme des Jahrhunderts zerstört habe, ließe sich wieder herstellen." Aber Stein wußte, daß seine Gesetzgebung eine eherne, feste Mauer wäre, welche sich nicht wieder durchbrechen lasse. Er nannte selbst mit Recht diese Institutionen die „habeas corpus Acte, das erste Fundamentalgesetz" des preußischen Volks. Er kannte sehr wohl die Gegner, aber er hielt die Opposition nicht für furchtbar, „weil sie nur von einigen Gutsbesitzern ausging, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil von ihm wären, insbesondere aber weil niemals die Rede davon sein könnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden!"

Stein hat in wenigen großen Grundzügen eine Agrargesetzgebung vorgezeichnet, welche mit bewundernswerther Schnelligkeit in die Herzen aller Preußen eingedrungen ist. Ihre Konsequenzen müssen sich mit Nothwendigkeit realisiren, man mag sich dagegen stemmen, wie man will. Ein kräftiger, selbstständiger Bauernstand ist das großartige Resultat der Steinschen Legislation. In der Mark Brandenburg allein wurden aus 78,000 Familien gutsunterthäniger Bauern ebenso viel freie Eigenthümerfamilien geschaffen. Aus diesem Stande der freien Bauern gingen die kräftigsten Soldaten der glorreichen Armee von 1813 hervor. Die pommerschen Regimenter, welche an der Katzbach französische Quarrées mit Kolbenschlägen zu Boden streckten, die Landwehren, welche bei Großbeeren ihren ersten Ehrentag feierten, bestanden aus keinen geworbenen Miethlingen mehr, sondern aus den Söhnen eines freien Volkes, welche wußten, *wofür* sie kämpften und bluteten.

Aber auch die Bevölkerung der Städte wollte Stein kräftigen, erheben und politisch mündig machen. Im Jahr 1719 unterwarf Friedrich Wilhelm I. die Städte seiner Monarchie durch ein Gesetz der vollsten Abhängigkeit, die Bürger verloren dadurch alle Theilnahme an der städtischen Verwaltung und Besetzung der städtischen Aemter, das städtische Vermögen behandelte der Staat als sein Eigenthum, mit dem er willkürlich schalten und walten konnte, die Bürger lebten in Entfernung von allen öffentlichen Geschäften, die Polypenarme der Bureaukratie griffen in ihre innersten Verhältnisse willkürlich ein, das Beamtenthum allein war *activ* im Staatsleben, die Bürgerschaft eine todte, lethargische Masse! Dieser Masse wieder Interesse für das allgemeine Wohl, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe einzuflößen, war die Aufgabe einer Zeit, wo sich das Heer und das Beamtenthum unfähig gezeigt hatten, den Staat zu retten.

Die Städteordnung, das Product des Steinschen Genius, steckte sich dieses hohe Ziel. Die bürgerlichen Gemeinwesen erwachten aus langem Schlummer zu neuer Lebensthätigkeit, sie erhielten ihre Selbstständigkeit wieder, zwar nicht wie im Mittelalter als Staaten im Staate, wohl aber als freie Glieder eines großen Ganzen. Die Städteordnung vom 19. November 1808 gab den Städten die Wahl ihrer Magistrate wieder und schuf das vortreffliche Institut der Stadtverordneten, wodurch die Idee der constitutionellen Staatsform im kleineren Kreise zweckmäßig angewandt wurde. Die Städte erhielten eine vollständig freie Benutzung ihres Vermögens, kurz, ein wahres self government, der Staat behielt sich nur das Oberaufsichtsrecht, Genehmigung der Magistratswahlen und das Bestätigungsrecht neuer Statuten vor. Die Städte waren somit „für mündig erklärt.“ Welche Schule für das größere Staatsleben eröffnete sich in diesem bürgerlichen Gemeinwesen, welcher Gemeinsinn, welche Fülle praktischer Geschäftskenntniß konnte sich hier ausbilden!

Steins Städteordnung steht in scharfem Gegensatze zu den Institutionen der Staaten, welche auf Napoleonischer Grundlage ruhen. Während in Preußen der große Bau des Staates gewissermaßen von unten auf begonnen wurde, setzten die französischen Verfassungen dem Gebäude eine so schwere Spitze auf, daß die untern Kreise völlig zerdrückt wurden. Das Reglement vom 6. August 1808 erklärte: „Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört ganz auf und Jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte.“ Die Verordnung vom 24. Oktober 1808 hob die drückendsten Monopolien der Zünfte auf.

Wohl mag man in ruhigeren Zeiten vom sichern Bureau oder der behaglichen Studirstube aus den schnellen energischen Gang des kühnen Freiherrn ungestüm, überstürzend, ja revolutionär genannt haben. Unter jenen Umständen konnte

nur die rasche kühne That retten; Preußen bedurfte einer schnellen Reform und volksthümlicher Institute, um ein kampfbereites, hingebendes Volk zu haben. Dazu war allein Stein der rechte Mann, rasch, kühn und ohne Zaudern. Aus dem Zustande völliger Bevormundung wurden die Stadtgemeinden in den Zustand der größten Freiheit gesetzt, nicht durch allmäligen Uebergang, sondern durch einen jähen Sprung. Aber der glänzende Erfolg rechtfertigte diese Kühnheit und machte die Tadler verstummen.

Stein war nicht bloß ein thätiger energischer Geschäftsmann, sondern ein Staatsmann im höchsten Sinne des Wortes. Ihm war jene hohe staatsmännische Kraft gegeben, welche Aristoteles die königliche nennt, jene schöpferische Kunst, welche in reicher Fülle für neue Ideen neue Formen zu schaffen weiß. Mit großen Entwürfen war sein Geist beschäftigt, als er sich durch einen Zufall des allmächtigen Napoleons furchtbare Ungnade zuzog. „Der Assessor Koppe sollte von Königsberg im August 1808 mit Aufträgen nach Berlin und das nördliche Deutschland abgesendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel und fand den schon Reisefertigen, der sich die letzten Befehle erbat. Stein ließ ihn einen Augenblick warten und schrieb stehend in Eile und Eifer noch an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein einen Brief, den Koppe empfing und dann abreiste. Die Sache blieb so gut wie vergessen, als plötzlich die Nachricht eintraf, Koppe sei von den Franzosen aufgefangen und seiner Brieftasche beraubt worden. In der Unruhe und Besorgniß, welche dieses erregte, bekannte der Minister Graf v. Golz: er sei in großer Angst wegen einiger Briefe, in denen er sich bitter über Napoleon ausgelassen. „Das war recht dumm von Ihnen", fuhr ihn Stein sogleich an und sodann befragt, was er selbst für Briefe geschrieben, versetzte er guten Muths: „O, was ich geschrieben habe, das dürfen die Franzosen Alles lesen." Bald nachher las er seinen Brief an Witt-

genstein, mit bittern Bemerkungen begleitet, im Moniteur und mußte nun allerdings den Inhalt für verfänglich und unbedacht erkennen, da er die früheren Vermuthungen der französischen Polizei bestätigte, daß in Deutschland geheime Verbindungen zur Wiederbefreiung beständen. Bei dem laut gewordenen Unwillen Napoleons konnte Stein nicht länger Minister bleiben. Bald erfolgte jene berüchtigte Achtserklärung aus dem Lager von Bayonne gegen den „le nommé Stein voulant exciter des troubles en Allemagne.“

Nur Ein Jahr hatte Stein in seinem schweren Wirkungskreise unter Hemmnissen und Widerstreit aller Art gekämpft und gestrebt, dennoch aber das Größte hervorgerufen, was die Geschichte der Gesetzgebung und Staatsverwaltung in der preußischen Monarchie aufzuweisen hat, als er aus seinem großartigen Wirkungskreise verdrängt wurde. — Ehe er aber in das Privatleben zurücktrat, zeichnete er in seinem berühmten politischen Testamente vom 24. November 1808 mit kräftigen Grundzügen die Bahn vor, welche seine Nachfolger zu gehen hätten. Hatte Hardenberg auch nicht den schöpferischen Geist Stein's, noch dessen unbeugsame Charaktergröße, so verstand er es doch, mit geschickter Hand fortzubauen, wozu der gewaltige Baumeister den Grundstein gelegt hatte. Alles, was in der Legislation von 1807 — 13 Großes vollbracht wurde, findet sich in Stein's Denkschrift in kühnen Umrissen angedeutet. Die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes, welche Stein dringend fordert, wurde die Grundlage jener herrlichen Kriegsverfassung, welche von dem hochsinnigen Scharnhorst und seinem Lieblingsschüler Clausewitz durchgeführt wurde. Steins Pläne für die Reformen der Erziehungs- und Bildungsanstalten gehen aus folgenden Worten der erwähnten Denkschrift hervor: „Am meisten ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geistes-

kraft von Innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip genährt, alle einseitige Bildung vermieden und werden die oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und die Würde der Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen." — Stein's Ideen fanden ihren rechten Mann in Wilhelm von Humboldt, jenem „Staatsmanne von Perikleischer Hoheit." Den schon vorbereiteten Reformen des Unterrichtswesens gab er die feste Gestalt und erzog dem Staate ein selbstdenkendes, kräftiges Geschlecht.

Freilich andere großartige Entwürfe, welche Stein's Denkschrift vorzeichnet, blieben durch die Ungunst der Zeit unausgeführt. War doch seine Städteordnung nichts Anderes als eine Vorbereitung zu einer höhern Gliederung des politischen Lebens. Von unten aufbauend wollte Stein das Gebäude des preußischen Staates mit einer großartigen Nationalrepräsentation abschließen, welche ihm nur als nothwendige Consequenz seiner übrigen Institutionen erschien. „Von der Ausführung oder Beseitigung dieses Plans hängt Wohl und Wehe unsers Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden." Wie freisinnig Stein sich diese Repräsentation dachte, deuten seine eigenen Worte an: „Jeder active Staatsbürger, er besitze 100 Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation." Er wollte daneben eine kräftige monarchische Einheit in der Regierung und in der Organisation der höchsten Behörden. „Heilig bleibe das Recht und die Gewalt unsers Königs, aber man gebe dieser Gewalt Mittel, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen kann." Diesen Ge-

danken suchte er durchzuführen bei der Gliederung sämmtlicher Staatsbehörden, indem auch den Regierungen landständische Repräsentanten nach der Wahl der Provinzialstände beigegeben werden sollten. Auch hier steht er in schroffem Gegensatze zu allen Napoleonischen Verfassungen. „Ein frischer Geist, welcher weiß, wozu es Menschen und Staaten gibt, weht aus der neuen preußischen Staatsorganisation.“ Napoleon mochte es geahnet haben, daß aus dem Geiste der Stein'schen Gesetzgebung die gewaltigste Reaction gegen seine projectirte Weltmonarchie hervorgehen würde.

Der Geächtete fand in Oesterreich eine Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen der Franzosen, welche auch seine Güter in Nassau mit Beschlag belegt hatten. In Brünn und Prag wartete er den Gang der Weltbegebenheiten ab, welche ihm bis jetzt ein thätiges Eingreifen versagten. Er blieb mit Berlin in fortwährender Verbindung und stand in einem an die schönsten Zeiten des klassischen Alterthums erinnernden, durch eine unverwelkliche Correspondenz bezeichneten Freundschaftsbunde mit Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Dohna, Grolmann und Dörnberg. In Prag fanden sich die stärksten Elemente des Franzosenhasses zusammen: der alte, starre Churfürst von Hessen, vertriebene preußische Patrioten, französische Emigrirte der beharrlichsten Art, der Korse Pozzo di Borgo, voll alten Familienhasses gegen den allgewaltigen Landsmann. Stein's unbeugsame Gesinnung, die Schärfe seines Geistes, der glühende Haß gegen die fremden Unterdrücker machten ihn zum Mittelpunkte aller Bestrebungen gegen Napoleon's Gewaltherrschaft. „Wenn Stein für etwas eiferte, erzählt Varnhagen, gerieth seine Stimme und Geberde in eine eigene Art von Zittern, wobei er die Augen zudrückte und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf sein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerspruch auf dem Gesichte ablas und mit einem oft

härten und verletzenden Anlaufe entgegendrang. Sein rascher, ungestümer Geist hing ganz mit seiner körperlichen Organisation zusammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsschläge, und hielt mir dann lachend die Hand hin, ich sollte die seinigen zählen. Es waren über 100 in einer Minute. Dieß, versicherte er, sei von jeher sein gewöhnlicher Pulsschlag, bei dem er sich vollkommen wohl befinde."

Durch die wachsenden Anstalten zum russischen Kriege wurde Stein's Gemüth in immer größere Bewegung gesetzt. Während Napoleon in zwölf denkwürdigen Tagen zu Dresden am Zenith seines Ruhmes stand, während Könige und Fürsten in furchtsamer Unterwürfigkeit als gekrönte Höflinge in seinem Vorzimmer antichambrirten, erhielt Stein von dem Kaiser Alexander eine Einladung, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen und ihm mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Stein war schnell entschlossen, dem Rufe des Kaisers zu folgen. „Wundern Sie sich nicht, sagte er zu einem Bekannten, daß ich auf gut Glück, wie ein junger Mensch, eine neue ungewisse Bahn betrete. Wer sein Vaterland verloren hat, der ist nothwendig ein Abenteurer. Ich habe keine Wahl, ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt suchen."

Der Eindruck, den Stein's Abreise in Deutschland hervorrief, war ungeheuer. In ihm sahen alle Patrioten die deutsche Sache personificirt. Nach Rußland wendeten sie die hoffenden Blicke, von dorther erwartete man den Anstoß zur Wiederbefreiung. Rußland wurde das letzte Asyl der Freiheitsmänner in Europa. Eine solche Zufluchtsstätte suchte damals auch ein Gesinnungsgenosse Stein's, der edle Sänger des deutschen Vaterlandsliedes, E. M. Arndt. Verbunden durch ein gleiches Streben, trat er in Petersburg als Sekretär in Steins Dienste. Er erzählt in seinen Erinnerungen: „Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Ver-

anlassung der Herr von Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief — das versteht sich und das hat er mir selbst erzählt. Von Andern habe ich wohl gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen, und habe diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend ihn berufen."

Stein's Stellung zu Petersburg war eine gewaltige, einflußreiche. Dem Kaiser Alexander, dessen Geist zwar empfänglich für alles Gute und Schöne war, fehlte der Stahl in seinem Charakter. Romanzoff, der Mann „mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene", saß noch immer am Ruder und predigte Frieden und Unterwerfung! Stein war in Petersburg wie das gute Gewissen des Kaisers: „er war der unerschütterliche Fürst und Feldherr des Muthes." Sein Muth, seine Kühnheit — erzählt Arndt — noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen überall durch und ein, und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahlen, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in kürzesten, unscheinbaren Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen mußte, machte ihn bald zu einem mächtigen Manne in der Petersburger Gesellschaft. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von Moskaus Brande eintraf und Czar Constantin umhersprengte und Frieden, Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heitern Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackern Deutschen bei ihm. Nie hab ich ihn herrlicher gesehen; da ließ er frisch einschen-

ken und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei, vier mal verloren, man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen; weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“

Stein, der Unerschütterliche, Glaubensmuthige, ließ sich von augenblicklichen Erfolgen der Franzosen nicht irre machen, sein Vertrauen auf den Sieg der guten Sache war auf einen festern Grund gebaut. Bei Borodino strahlte „die Sonne von Austerlitz“ zum letzten Male für den Kaiser und seine sieggewohnten Legionen. Ein furchtbares Gottesgericht brach im Winter 1812—1813 über die große Armee herein. Der Unbesiegte wurde durch Gottes Hand geschlagen. Es war ein Elend, wie die Geschichte kein zweites kennt! Kaum der zehnte Theil der großen Armee kehrte aus Rußland zurück, verwildert, von Hunger und Frost verzehrt, eine Masse wandelnder Leichen.

Aber noch war der Sieg nicht entschieden: Napoleon hatte noch gewaltige Hülfsmittel. Mit seinem gewohnten Zauber riß er von Neuem Frankreich hin; noch einmal schaarte sich Frankreichs Jugend um die kaiserlichen Adler, der Rheinbund war noch zuverlässig, Preußen und Oesterreich versicherten ihre Freundschaft. Aber eine Macht erhob sich im Norden Deutschlands, welche außer aller Berechnung der Kabinette lag: der langverhaltene Grimm der Unterdrückten zerriß die Bande, als die Kunde der fruchtbaren Niederlage in Rußland sich verbreitete. Der wieder erwachte Geist des Volkes riß die zaghaften Regierungen im Sturme mit sich fort. Noch wagte Hardenberg keinen entschiedenen Schritt. „Der Geist ist vortrefflich, schreibt Gneisenau, aber kein Geist vorhanden, diesen Enthusiasmus zu benutzen.“

Stein, der unermüdliche Agitator, war jetzt wieder auf dem Platze, wo es galt, zu stärken, zu ermuthigen, zu entflammen. Er eilte von Rußland nach Ostpreußen, versammelte

in Königsberg die Würdenträger und angesehensten Männer des Landes, vor allen die Grafen Dohna und den Präsidenten Schön und rief sie zum allgemeinen Landeskriege auf. Hier wurde die erste Landwehr errichtet, in diesen Grenzmarken Preußens wehte, wie immer, der wärmste deutsche Geist. „Dieß waren leuchtende Tage, diese kriegesbangen Tage und Jeder ward von allgemeiner Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten.“ Es war die höchste Zeit für Preußen zu einem kräftigen Entschluß. „Stein eilte darum nach Breslau, krank wie er war — es könnte sein Tod sein, sagten die Aerzte — um den König über seine Lage aufzuklären,“ ihn dringend zur Theilnahme an dem heiligen Kriege zu beschwören. Am 15. März kam Alexander nach Breslau, am 17. erfolgte der Aufruf des Königs „an mein Volk“ und das Aufgebot der Landwehr. Das erschöpfte, von Geld und Hülfsmitteln entblößte Preußen leistete Unglaubliches. Oesterreich diplomatisirte noch hin und her. Streng und ernst ist Stein's Urtheil: „Das (Metternichsche) Ministerium strebte seit dem Frieden bis jetzt den Cours zu verbessern, den Frieden zu erbetteln, die Armee zu desorganisiren, den Geist der Nation zu lähmen; man hoffte durch allerlei diplomatische Künste das große Problem der Regeneration Europas zu lösen. Wer zwar rechnet, aber ohne Tiefe, ist ein guter Buchhalter, aber kein großer Mathematiker.“ Am 28. August schreibt er über den Beitritt Oesterreichs: „Wir verdanken ihn nächst Gott dem klugen Benehmen Anstetts und Humboldts, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen Alexanders — nicht der weichlichen, egoistischen, lauernden, mit einem elenden Flickwerk sich begnügenden Politik. Von Metternich erwarten Sie keine großen Ansichten. Er steckt sich das Ziel nahe, um auf die bequemste und kürzeste Art die Sache einstweilen auszuflicken. Er ist ein kalter, absichtlicher, flachberechnender Mensch, der sich vor jeder kräftigen Maßregel scheut.“

Als endlich Deutschland den siegreichen Heeren der Verbündeten offen lag, beschlossen die alliirten Monarchen am 21. October 1813 die Einrichtung eines obersten Verwaltungsrathes. Die Sorge für die Unterhaltung der vordringenden Heere, die Vertheilung der Geldbeiträge und Naturalleistungen, denen jeder einzelne Staat sich unterziehen sollte, vorzüglich die Entwickelung der Streitkräfte der deutschen Völkerschaften, waren die Aufgaben dieser Behörde. Stein, welchem sein untadeliger Wandel und die Lauterkeit seiner Gesinnung das Recht furchtloser Strenge gegen Jedermann gaben, wurde an die Spitze dieser Behörde gestellt. Sein Name tönte gefeiert, Freude erweckend, erhebend den deutschen Völkern zu, er war der Mann, Begeisterung zu erwecken, Landwehr und Landsturm zu organisiren, alle Hülfsmittel in Bewegung zu setzen. Stein begleitete das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, um in einer steten Uebersicht der Bundesverhältnisse zu bleiben, jedes Dazwischentreten verderblicher Intriguen zwischen ihm und den Regenten abzuwehren. Sein erstes Geschäft war die Errichtung einer Centralverwaltung für das Königreich Sachsen, Reorganisation des Heeres, Bildung einer Landwehr. Die wichtigsten Verhandlungen fanden in Frankfurt a. M. statt. Wenn diese in Beziehung auf Deutschland nicht den Erfolg gehabt haben, welchen seine besten Männer aus der Bewegung der Völker, aus dem siegreichen Kampfe für die politische Wiedergeburt des Vaterlandes erwarteten, so ist dieß wahrlich nicht Stein's Schuld gewesen. Er verlangte, man solle sich zu allen deutschen Staaten in ein Verhältniß setzen, „wobei man die Einschränkungen der Territorialgewalt, welche die Erbauung einer deutschen Verfassung nach beendigtem Kriege anriethe, nicht als Aufopferungen von den deutschen Fürsten zu erhandeln, sondern die Rechte, welche man ihnen ferner einräumen wollte, als Vergünstigungen zu überlassen brauchte.“

Wie schroff Stein mit der Politik der Großmächte zusammengerieth, zeigte sich schon in Frankfurt. Wie leicht und sicher wären die Unterhandlungen des Wiener Congresses geworden, wenn Stein's Grundsätze durchgedrungen wären! Aber schon band der Vertrag von Ried Oesterreichs Hände gegen Baiern. Die Centralverwaltung fand überall Schwierigkeiten in der abgeneigten Stimmung der süddeutschen Regierungen. Bei einem solchen Mangel an allem Patriotismus, bei der Uneinigkeit im Hauptquartier hatte Stein eine schwierige Aufgabe. „Dennoch, sagt Varnhagen, war hier die einzige Stelle, wo die Sache der Verbündeten wirklich als eine wahre, großartige Einheit erschien. Ohne die Persönlichkeit eines solchen Mannes hätte die ganze Einrichtung nicht entstehen oder doch gewiß nicht behauptet werden können.“ Im December 1813 übertrugen die verbündeten Mächte Stein auch die Verwaltung der in Frankreich besetzten Landestheile; von den deutschen, seiner Verwaltung unterworfenen Ländern blieben ihm nur Sachsen, Frankfurt und Fulda anvertraut, bis in den Mai 1815, wo er den Wiener Congreß verließ.

An den Verhandlungen dieses Congresses nahm er keinen Antheil, seines Bleibens war in Wien nicht lange gewesen. Den Grund davon gibt er selbst in einem Briefe an: „Zu Wien haben sie finalement nur halbe Arbeit gethan und die Nation über Bund und Bundessystem gar nicht begriffen. Der Fürst Metternich, gewohnt zu verführen, verführte darin das preußische Kabinet und beschädigte dadurch Beide — ja uns Alle!“

Preußen, welches in der heiligen Arbeit dieses Krieges am meisten gethan und gelitten hatte, erhielt nicht einmal den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahre 1806 besessen hatte, verlor Ostfriesland und seine fränkischen Fürstenthümer. Das besiegte Frankreich führte durch den gleißenden Talleyrand das große Wort, Baiern und Würtemberg pochten trotzig auf ihre

Souveränetät und wollten um keinen Preis Unterordnung unter eine feste Bundesgewalt. Mit herrlichen Entwürfen, mit Forderungen für nationale Institutionen trat Preußen hervor, 27 kleine Fürsten und freie Städte forderten, „daß der deutschen Nation ein Kaiser wieder gegeben werde, da ein bedeutender Staatenbund ohne Oberhaupt nicht geknüpft werden könne.“ Aber die Stimme des Patriotismus wurde übertäubt von dem Souveränetätsschwindel der Mittelstaaten und den Intriguen der fremden Großmächte. Nach langen Geburtswehen kam die Mißgeburt des deutschen Bundes zu Tage!

Stein's Ideen fanden freilich unter solchen Umständen auf dem Wiener Kongreß wenig Gehör. In seinem Lapidarstyl und seiner altrömischen Einfachheit deutet er in den Briefen an Münster seine Gedanken über Deutschlands Gesammt-Verfassung an: „Die Herstellung des alten Standes der Dinge scheint widersinnig und unmöglich, sie war nicht das Ergebniß eines aufgeklärten Nationalwillens, sondern päpstlicher Ränke, des Aufruhrgeistes der deutschen Fürsten, des Entschlusses fremder Mächte.“ An einer andern Stelle bezeichnet er als Mittel zu einer festen Ordnung in Deutschland: „Kraft zum Widerstande nach Außen, im Innern Sicherheit des Eigenthums und des Lebens, Verstärkung der Macht des Kaisers, Wiederherstellung Preußens, Verminderung der Macht der Fürsten.“ Keine engherzige Vorliebe für Preußen, sondern die feste Ueberzeugung, daß um diesen Kern ein neues Deutschland sich krystallisiren werde, beseelte Stein in seinen Plänen für Preußens Größe. Er gibt einen lehrreichen Commentar in einem Briefe an Gagern: „Mein Wunsch, Preußen vergrößert zu sehen, floß nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an diesen Staat, sondern aus der Ueberzeugung, daß die Zerstückelung Deutschland schwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt. Ich wünsche nicht für Preußen, sondern für Deutschland eine dichtere, festere innere Krystal-

lisation und werde diese Meinung mit ins Grab nehmen. Mag Anderen die Zersplitterung der Nationalkraft gefallen, mir nicht." Mit noch größerer Entschiedenheit weist er in einem Briefe an den Grafen Münster den Vorwurf eines engherzigen Preußenthums zurück: „Es ist mir leid, daß Ew. Excellenz in mir den Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken; ich habe nur Ein Vaterland: das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastieen in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europas. Es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden, dieß hieße das System einer militärischen künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und der mit Mauern und Thürmen befestigten Städte gründen wollen. Mein Glaubensbekenntniß finden Ew. Excellenz in der Anlage, es ist die Einheit. Ist sie nicht möglich, doch ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. — Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland 20 Jahre lang unglücklich bestanden und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiele endigen, so mag ich wenigstens nicht daran Theil nehmen, sondern kehre in das Privatleben eilig zurück!"

So dachte Stein über die alte Kabinetspolitik, welche die Völker als Nullen, die dynastischen Interessen allein als Zähler betrachtete. Die Stimme des Patrioten verhallte vor dem unreinen Gekreisch der Nachteulen, welche aus ihren Ver-

stecken hervorflogen: die Federn der Diplomaten verdarben, was die Schwerter gut gemacht hatten. Preußen selbst, das herrliche, das so kühn gerungen, „le roi à côté de son peuple,“ verkannte in trauriger Verblendung für lange Zeit seine hohe Aufgabe. Die satrapenartige Abhängigkeit von Wien, die Demagogen-Untersuchungen, das Buhlen um Rußlands nachbarliche Freundschaft, der Mechanismus der Bureaukratie bezeichnen die traurige Umkehr.

Für den hochherzigen Freiherrn gab es auf dem politischen Theater keine Rolle mehr. Gegen seinen alten Freund Arndt sprach sich Stein im Frühlinge 1816 im Schatten seiner zerfallenen Burg mit folgenden Worten aus: „Ja, lieber Freund, wir haben viel gewonnen, aber Vieles sollte auch anders sein. Gott regiert die Welt und verläßt keinen Deutschen, und wenn wir treu und deutsch bleiben, so werden wir's mit den Franzosen künftig wohl aufnehmen. Ich sehne mich heraus, diese Welt ist einmal so, daß man auf der geraden Straße nicht vorwärts kann und auf der krummen nicht fahren soll. Es bleibt dabei, die Verhältnisse und Umstände stoßen und treiben die Menschen, sie handeln und meinen, sie thun es. Gott entscheidet.“

Der Mann, welcher mit gewaltiger Hand in die Geschicke Europas eingegriffen hatte, lebte von 1815 auf seiner Stammburg Nassau und seiner westphälischen Herrschaft Kappenberg in stiller, bescheidener Thätigkeit. Den Kreis- und Provinzialangelegenheiten, der Verbesserung seiner Wirthschaft, seiner Forsten und Felder, selbst der Blumenzucht in seinen Gärten widmete er sich mit demselben Eifer, mit welchem er ehemals die Geschicke eines großen Staates gelenkt hatte. Von seinem reichen geistigen Leben, seinem tiefen Urtheile über alle Zeitverhältnisse gibt uns sein Briefwechsel mit seinem würdigen Freunde, dem alten Gagern, ein treues, lebendiges Bild. Ein eifriger Zeitungsleser, verfolgte er mit scharfsichtigem Blicke alle Ereignisse in der politischen und literarischen Welt, keine

Schrift von größerer Bedeutung entging ihm; seine Urtheile über neue literarische Erscheinungen sind oft einseitig und schroff, aber immer geistvoll und körnig. Besonders liebte Stein die vaterländische Geschichte, welche die große Vergangenheit Deutschlands vor seinen Augen entfaltete; er hatte die Idee der Gründung eines Vereins für deutsche Geschichte lange in sich getragen, durch die Ausführung dieser Idee hat er sich ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Von Stein und dem durch ihn begründeten Verein ging jene großartige Sammlung deutscher Geschichtsquellen aus, welche für immer deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit Ehre machen wird.

Wie ehrwürdige Erinnerungen ihn auch an seine Stammburg Nassau knüpften, so war es ihm doch nicht mehr recht heimisch daselbst zu Muthe. Der stolze Reichsritter konnte es nimmer verschmerzen, daß er, früher nur des Kaisers und Reichs Unterthan, jetzt einen kleinen Fürsten als Landesherrn anerkennen sollte. „Das Nassauische bleibt mir immer fremd, schreibt er an Gagern, nach den Grundsätzen der dem Reich unmittelbar Angehörigen; sie standen sogar in einer mißtrauenden Spannung gegen die Fürsten. Die gegenwärtigen Machthaber haben gegen mich und gegen die ganze Klasse, der ich angehöre, einen hohen Grad von Ingrimm. Sie fühlen sich beleidigt, daß man ihr Machwerk nicht vergöttert, ihrer Pfiffigkeit und Unwahrheit nicht traut. Allen diesen Neckereien entgehe ich in dem Lande, an das mich alle Ereignisse meines Lebens geknüpft haben.“ Am liebsten wohnte er hinfort auf seiner westphälischen Besitzung Kappenberg, in seinem alten Münsterlande. In den herrlichen Eichen- und Buchenwäldern war die Jagd seine liebste Erfrischung. „Ich jage hier, schreibt er an Gagern, mit meinen Freunden, und der Schall des Flügelhorns, das Bellen der Hunde, das Knallen der Gewehre in der Einsamkeit und Stille der Wälder ist mir erfreulicher und durch Luft und Bewegung gedeihlicher, als der Aufenthalt

in den Städten.“ Hier war er heimisch, hier liebte er die Menschen und Verhältnisse, hier hielten ihn die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft, denn er lebte auf preußischem Boden.

In Preußen sah er die rettende, bindende Kraft für das zerstückelte Deutschland. „Die deutschen Fürsten, schreibt er, sollten bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens beruht und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben.“ In dem Bundestage sah Stein die traurige Vielköpfigkeit Deutschlands verkörpert, von dorther erwartete er kein Heil für Deutschland. „Leider, schreibt er, ist der Philistergeist progressiv in die politische Maschine eingedrungen, so man den deutschen Bund nennt; sie steht unbekannt und ungeachtet mitten in Deutschland, kraftlos zur Beseitigung der Reibungen unter ihren Gliedern, unberechtigt und abgeneigt, die Person und das Eigenthum zu schützen.“ Die Beschäftigung der Bundestagsgesandten nennt er ein „fortwährendes Sacklaufen“ und ruft sehnsüchtig aus: „Gott befreie bald Deutschland von seinem jetzigen aus der Vielköpfigkeit entstehenden Leiden.“ Seine stärksten Pfeile schleuderte er aber gegen das Bevormundungssystem der Bureaukratie, gegen den Mechanismus des Polizeistaats; er erwartet nichts „von der besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, ohne Eigenthum seienden Schreiberkaste.“ „Sie schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureau und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen heran. Eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806 am 14. October: vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. October finden!“

Der ernste, sittliche Geist des ergrauten Staatsmannes fand aber eben so wenig Freude an dem seichten Treiben des modernen Liberalismus. Seine scharfe Geißel schwingt er über die „unbärtigen, fratzenhaften Reformatoren“ und die „unpraktische Demokratie mit ihren abstrakten Theorieen.“ Die Julirevolution betrachtete er als das Resultat einer frivolen egoistischen Partei. „Was läßt sich von einem solchen Volke erwarten, bei dem die Bande der Staatsgewalt gelöst sind, das

mit der größten Frechheit sich der Irreligion rühmt, für das nur das Irdische besteht und alles Höhere verschwindet?"

Aber nach seiner Ansicht waren keine Mainzer Kommissionen, keine Karlsbader Kongresse im Stande, diesem Uebel zu steuern. „Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehen kann, ist, dem Reiche der Willkür ein Ende zu machen und das Reich einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen."

So verstand Stein's heller Blick das unveräußerliche Recht unsers Volks auf eine deutsche Gesammtverfassung und die Forderung einer großen nationalen Existenz, welche erhaben über allem niedern Parteigetriebe dasteht!

Als großer Grundbesitzer, als Freund und Nachbar des Bauern wie des Edelmanns, als Landmarschall der westphälischen Ständeversammlung war er thätig bis an sein Ende. Der Tod seiner edeln vielgeprüften Gattin, welche mit ihm Leiden und Freuden getheilt, gab seinem Geiste eine noch ernstere Richtung. Er erwartete in frommer Ergebung seine eigene Auflösung und drückte recht oft den Wunsch aus: „aus dem irdischen Gewirre erlöst zu sein." Am 20. Juli 1831 machte ein Lungenschlag seinem Leben ein Ende. „Im vollen Bewußtsein und getrost seines Glaubens an den Erlöser ging er freudig in ein besseres Dasein über." Sein Leib ruht auf der Burg seiner Väter, auf der westlichen Höhe von Ems, wo der freie Blick in das schöne Rheinthal schweift.

Seinem Volke hat er in seinen unvergänglichen Schöpfungen ein heiliges Vermächtniß hinterlassen. Vor Allem grünt und gedeiht die Saat seiner hochherzigen Gesetzgebung auf dem Boden des Vaterlandes; weder der plumpe Fuß retrograder Bewegungen konnte sie zertreten, noch konnte sie überwuchert werden von dem zudringlichen Unkraut einer charakterlosen Neuerungssucht und der Giftpflanze demokratisch-socialer Systeme.

Stein's heller klarer Geist umschwebe das deutsche Volk läuternd und erhebend, sein weckender Mahnruf dringe in den Tagen der Entscheidung vor Allem an das Ohr der Gewaltigen; Stein's thaten- und ideenreiches Leben werde das politische Erbauungsbuch des deutschen Volkes, sein unerschütterlicher Glaube an eine große Zukunft unserer Nation das siegreiche Panier, um welches sich die Patrioten schaaren.

11

Worte,

gesprochen

bei der Beerdigung

des

Großh. Bad. Geh. Raths und Professors der Rechte

Dr. A. Fr. J. Thibaut,

Commandeur des Ordens vom Zähringer Löwen mit Eichenlaub,

am 31. März 1840.

Heidelberg,

Akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr.

Rede
in der Universitätskirche
gehalten
vom Universitätsprediger, Professor
Dr. Rothe.

Herr, unser Gott, der Du die Menschen in Staub wandelst, und sprichst: kommt wieder, Menschenkinder! Du bist dennoch unsre Zuflucht für und für, unsre feste Burg und unser Hort! Amen.

Andächtige, hochverehrte Trauerversammlung!

Ein ernstes, feierliches Vorhaben hat uns in diesem Gotteshause zu ungewohnter Stunde zusammengeführt. Wir sollen Abschied nehmen von der sterblichen Hülle eines Mannes, den die Allermeisten von uns seit langen Jahren mit Stolz und Liebe, wenn auch in mannigfach verschiedenem Sinne, den Ihrigen genannt haben. Mir ist der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, im Namen der Universität, welcher der Verewigte nach dem engsten Kreise der Seinigen am nächsten zugehört hat, ihm ihr trauerndes Lebewohl nachzurufen, und den bitteren Schmerz auszusprechen, mit dem die Trennung von ihm sie durchdringt. Die Universität will dies an heiliger Stätte thun, vor Gottes Angesicht. Und sie hat Recht; denn man muß mit Assaph eingehn in das Heiligthum Gottes, wenn sich der Schmerz in die Ergebung auflösen soll, die auch in die tiefste Dunkelheit das Licht von oben hineinleuchten sieht, und der Dahingeschiedene

selbst würde uns hierhin gewiesen haben. Ausdrücken aber können wir unsern Schmerz in Worten nur dadurch, daß wir ein klares Bewußtseyn um die ganze Größe des Verlustes darlegen, der uns so ungeahnet getroffen hat, nur dadurch, daß wir bezeugen, wie wir wohl wissen, was der nun Verewigte uns war und was er selbst war. Und indem wir uns so von der vollen Bedeutung unseres Verlustes Rechenschaft geben, wird es uns zugleich auf beruhigende Weise gewiß werden, daß wir den nicht völlig verloren haben, von dem uns nur das irdische Pilgerkleid übrig geblieben zu seyn scheint. Wohl bin ich vor allen andern ungeeignet, jenes Bewußtseyn nach seiner vollen Wahrheit auszusprechen, der ich am kürzesten durch das Verhältniß der Amtsgenossenschaft mit dem Seligen verbunden gewesen bin; doch wird sich die Größe unseres Verlustes auch wieder um so sicherer ermessen lassen, wenn selbst der Neuling aus der Fülle der Seele von ihr zeugen muß.

Was der Dahingeschiedene uns gewesen, — ich rede nicht von den Einzelnen, sondern vor allem von der Universität als Ganzem, — was er dieser gewesen, das haben wir, Gottlob! nicht erst jetzt würdigen und empfinden gelernt; aber wir empfinden es heute in anderer Weise als bisher. Sonst sagten wir es uns mit freudigem Stolze, heute sagen wir es uns mit tiefer Wehmuth. Der Verklärte ist nicht blos einer der ehrwürdigen Väter unserer akademischen Genossenschaft, er ist unserer Hochschule nicht blos fünf und dreißig Jahre hindurch ein treuer und berühmter Lehrer gewesen; nein, er ist ihr mehr gewesen. Schon jenes für sich allein wäre etwas Großes und Seltenes. Fünf und dreißig Jahre ununterbrochener, bis auf den letzten Augenblick ungeschmälerter und

ungeschwächter Lehrthätigkeit hat er unserer Akademie gewidmet, die beste, die volle Kraft seines Lebens, — und eine Kraft, wie sie so selten ist, — und seinen Ruhm, — diesen Ruhm, der die Feuerprobe der Zeit unversehrt bestanden hat, und den er in voller Blüthe mit in's Grab nimmt. Allein dies hier zu sagen ist sehr überflüssig; in allen Gauen des deutschen Vaterlandes könnt Ihr es ja vernehmen, wo es nur Heiligthümer der Gerechtigkeit gibt, und der laute Wiederhall unseres Schmerzes von dorther bei der Kunde von Thibaut's Tode wird es am beredtesten verkündigen. Aber — ich wiederhole es — mehr noch als dies ist der Verewigte unserer Universität gewesen; und dies muß ausdrücklich gesagt werden, denn nicht alle können das wissen. Nicht seine Thätigkeit blos, nein, auch die volle Liebe seines Herzens, sich selbst hat er ihr hingegeben, so daß er in entscheidenden Augenblicken kein irdisches Interesse kannte, das ihm höher gestanden hätte als ihr Gedeihen, keine Furcht und keine Rücksicht auf seine Person. Er war zusammengewachsen mit unserer Hochschule. Aber eben so eng ist auch ihre Blüthe mit seiner Wirksamkeit verwachsen und mit seinem Ruhm. Der Zeitpunkt seiner Berufung war es, mit dem unsere altehrwürdige Akademie aus langer trauriger Ermattung wieder jugendlich kräftig ihr Haupt erhob und schnell zu dem freudigen Leben erwachte, von dem wir noch alle Zeugen sind. Dies Zusammentreffen war nicht das Werk des Zufalls; so wenig, daß vielmehr des Verklärten Geist unserer Universität wesentlich mit das Gepräge aufgedrückt hat, welches ihre Eigenthümlichkeit bildet. Wie viel der Einzelne dem größeren Ganzen seyn kann, wenn er sich ihm mit ganzer Liebe und Treue weiht, dies liegt hier auf selten augenfällige Weise vor unserm Blick, Dir

besonders, akademische Jugend, zum leuchtenden, anspornenden Vorbild. Wir wissen also, was **Thibaut** uns gewesen ist, und es ist uns eine süße Genugthuung und eine Linderung unseres Schmerzes, davon ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und dem Entschlafenen mit unseren Klagen auch unseren warmen Dank nachzurufen für den Segen, der uns in ihm geschenkt gewesen ist. Weiter geht **mein** Auftrag nicht; was er nicht blos unserer Hochschule, was er auch unserer Stadt, unserm Vaterlande, unserm erhabenen Fürstenhause gewesen ist, das habe **ich** nicht zu bezeugen, und dafür bedarf es auch keines besonderen Zeugnisses; diese Versammlung selbst ist Zeugnisses genug dafür. Aber in Eurem Namen darf ich getrost das Wort nehmen, Ihr Wittwen und Waisen, Ihr Armen und Hülfsbedürftigen, die Ihr heute nicht den großen Rechtslehrer beweint, sondern den freundlichen, väterlichen Berather und Helfer, der es in innerster Seele mit Euch empfand, wenn die Sorge der Nahrungslosigkeit Euch drückte, oder wenn Ihr vergebens Schutz suchtet gegen den Frost des Winters, den liebevollen Versorger, der so oft Euch selbst verborgen Euch erquickte, und nur denen bewußt, welche die verschwiegenen Verwalter der Gaben seiner Liebe waren; — in Eurem Namen auch darf ich ihm Dank nachrufen, einen Dank, den Ihr mit Euren Thränen besiegelt.

Wollen wir uns aber nicht fragen, wie der Selige selbst dieses unser Zeugniß aufnehmen würde, wenn er mitten unter uns wäre, nicht blos in den stummen Ueberresten dessen, was an ihm sterblich war? Unsre Liebe, die sich darin ausspricht, würde er freudig hinnehmen; aber dabei — deß bin ich gewiß — würde er uns zugleich von sich selbst hinweg auf einen andern hinweisen, auf

den, vor welchem er jetzt steht. Bin ich Euch ein Segen gewesen, — so würde er zu uns reden, — nun so war das Gottes Segen. Ihm gebührt die Ehre, nicht mir; zu Ihm sendet Euern Dank empor, zu Ihm, der von Jugend auf über mir mit seiner begünstigenden Leitung gewaltet, der mich zu meinem eignen reichen Segen zu Euch geführt und mein Werk unter Euch gesegnet hat. So ungefähr würde der demüthige Mann zu uns sprechen, der das, wofür wir ihm unsern Dank darbringen, selbst mit aufrichtiger Rührung als ein Geschenk der Gnade seines Gottes hinnahm. Und er würde noch hinzusetzen: zu diesem meinem und Eurem Gott sehet hinauf, und erkennet in dem, was er mich Euch hat seyn lassen, ein Zeichen seiner gnadenvollen Fürsorge für unsre theure Akademie und ein Unterpfand dafür, daß er auch forthin sie behüten und segnend über ihr walten wird. Seht, andächtige Christen, so weist uns der Selige, wenn wir dessen gedenken, was er uns war, auf Gott hin, daß unsre Trauer sich auflöse in Dank gegen Ihn und in Vertrauen zu Ihm, von dem wir den theuren Entschlafenen empfingen und dem wir ihn wieder zurückgegeben haben.

Und ähnliches wird uns auch begegnen wenn wir uns nun vergegenwärtigen, was der Verewigte selbst war. Ich meine natürlich nicht, was er als Mann der Wissenschaft war. Darüber steht mir kein Urtheil zu, dabei zu verweilen wäre nicht dieses Orts, und darauf einzugehen wäre nutzlos, nachdem seit mehr als einem Menschenalter die allgemeine Stimme der Kundigsten auf unwiderrufliche Weise darüber entschieden hat. Nein, nicht Thibaut den Gelehrten meine ich, sondern den Menschen. Und grade hierauf beruhte ja auch zum großen

Theil seine eigenthümliche Herrlichkeit und Gewalt als Lehrer, daß bei ihm durch den Gelehrten überall der gediegene und liebenswürdige Mensch klar hindurchleuchtete, und seine Wissenschaft als das Erzeugniß seines persönlichsten Lebens erschien. Daher eben kam ja die Geistigkeit, welche seine Behandlung der Wissenschaft bezeichnete, die geistige Macht, mit der er überall den Stoff, ihn sicher beherrschend, durchdrang. Darin grade zum großen Theil war ja der wahrhaft bildende und geistig hebende Einfluß gegründet, den er als akademischer Lehrer in so ausgezeichneter Weise ausübte, und seine eigenthümliche Kunst, die Wissenschaft zu einer unmittelbaren Schule für das Leben zu machen. Sein Bild als Mensch aber darf ich Euch kaum erst zeichnen. Ihr habt es ja alle selbst angeschaut, und es hat sich gewiß auch unwillkürlich Eurer Seele eingedrückt; denn es war ein sprechendes, ein gewaltiges Bild, an dem man nicht unberührt vorübergehen konnte. Nicht alltäglich freilich, aber immer auf höchst wohlthuende, innerlichst erfrischende Weise begegnen uns im menschlichen Leben Persönlichkeiten, die unsern Blick unmittelbar fesseln durch die scharf ausgeprägten Züge ihrer Eigenthümlichkeit. Von einer menschlichen Erscheinung dieser Art wäre uns von uns selbst die Vorstellung nie vor die Seele getreten, und auch die schöpferische Phantasie des Dichters würde sie aus eignen Mitteln nicht hervorgerufen haben. Solchen Persönlichkeiten sind noch in besonders kenntlicher Weise die Spuren der schöpferischen Hand aufgedrückt, die sie gebildet hat. Sie überraschen uns, aber sie gebieten uns zugleich Ehrfurcht, und ziehen uns an sich durch einen mächtigen Zauber. Zu ihnen gehörte unser Verklärter. Er war durchaus eine ungewöhnliche,

eine hervorragende, eine gewaltige, ja, erlaubt mir den Ausdruck, eine vornehme, eine wahrhaft adlige Persönlichkeit. Wir haben das zum großen Theil selbst erfahren. Denn über alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, übte er unwillkürlich eine persönliche Macht aus. Aber sie drückte uns nicht; wir konnten uns dessen nur freuen, wenn wir die gewichtvolle Geltung des Mannes auch in weiteren Kreisen sahen, zumal in einer Zeit, da solche Erscheinungen so selten geworden sind, vollends bei den Männern der Wissenschaft. Wen hätte doch auch jene persönliche Uebermacht unseres Seligen drücken mögen? Sie stand ja bei ihm in engem Bunde mit dem einfachsten, wir dürfen sagen patriarchalischen Wesen, das sich nirgends vordrängte, sondern in dem stillen Kreise einer durch die innigste Liebe beglückten Häuslichkeit seine anspruchslosen Feste feierte, mit einem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn, mit unverstellter Offenheit und Freimüthigkeit, mit einer Seelenreinheit, die uns schon aus dem hellen Licht des großen Auges anleuchtete, mit liebevoller Freundlichkeit und mit einem kindlichen Sinn, der nicht zu vornehm war zu herzlicher Theilnahme, sey es an der Freude der harmlos Fröhlichen, sey es an den Thränen der Weinenden. Nur dem Unreinen und Gemeinen gegenüber verwandelte sich die heitre Milde des Mannes in den Ernst unerbittlicher Strenge und in die Entrüstung aufwallenden Zorns. Denn so ist es die Art sittlich adliger Naturen.

Wenn uns nun also das Bild des Verewigten mit seinen hohen, bedeutungsvollen Zügen von selbst gegenwärtig ist, bleibt uns dann weiter nichts zu fragen übrig? Eins allerdings, die Frage nach der Quelle, aus der dieser sein sittlicher Adel floß. Und hier bin ich gewiß,

in seinem eigenen Sinn antworten zu können. Diese Quelle war seine tiefe, aufrichtige Ehrfurcht vor dem Heiligen, sein geöffnetes Auge für die unsichtbare Ordnung der Dinge, sein Glaube nicht nur an sie, sondern seine wirkliche Gemeinschaft mit ihr, sein wirkliches Leben in ihr. Er schmeckte die Kräfte der zukünftigen Welt und von ihnen ward seine Seele groß und sein Auge hell. Nicht alle werden sich ihn so deuten, am wenigsten diejenigen, die an ihm nur den klaren, schneidend scharfen Verstand des Rechtslehrers kennen, wie er allen Träumereien abhold und immer stracks der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit zugewendet war, zumal wenn sie etwa auch wissen, daß genaue religiöse Lehrbestimmungen so gar nicht nach seinem Sinne waren. Aber ganz anders müssen diejenigen urtheilen, die ihm innerlich näher standen. Sie wissen, mit welcher überströmenden Bewegung der Seele er sich vor dem Heiligen beugte, wie er zu reden verstand von dem Dahinschmelzen der sich vor Gott demüthigenden und dem überschwenglichen Entzücken der vor ihm seligen Seele. Sie werden es nicht vergessen, wie er sich seinen Christus nicht wollte rauben lassen aus der Weltgeschichte, wie freudig er bekannte, ihn nicht entbehren zu können, und in welchem schönen Eifer er entbrannte, sobald ihm jemand seinen Erlöser antasten wollte. Sie erinnern sich gar wohl, welch eine feine und sichere Gabe der Unterscheidung zwischen den wahren und einfachen Erscheinungen der Frömmigkeit und den künstlich gemachten ihm beiwohnte, und wie er an jenen, wo sie ihm auch begegneten, sey es in der Gegenwart in unmittelbarer Anschauung oder in der Geschichte, nicht blos mit Liebe, nein mit warmer Verehrung hing, und wie er an ihrer Nähe immer wieder (ich gebrauche sei-

nen eignen Ausdruck) sich reinigte und erfrischte. Aber allerdings nicht in der verständigen Vorstellung, wie bei den meisten von uns andern, hatte seine Frömmigkeit ihren Boden, — von ihr wendete sie sich sogar entschieden ab, — sondern im Gefühl. Aber in einem mächtigen, überfließenden Gefühl, das seiner Wahrheit unmittelbar gewiß war, für die Wirklichkeit seines Gegenstandes nicht erst verständiger Beweise bedurfte, sie gar nicht verlangte, ja sie als seine unmittelbare Zuversicht nur störend wohl auch unwillig zurückwies. In verständigen Formeln wußte er seine christliche Frömmigkeit nicht auszudrücken; aber deshalb war sie nicht stumm. Er hatte für sie eine andere, gar gewaltige Sprache gefunden, die Tonkunst, und zwar die heilige, die christliche Tonkunst. In dieser Sprache vor allem andern vernahm er das Heilige, verstand er seinen Gott und seinen Erlöser; in dieser Sprache betete er Christum an aus der Fülle des Herzens, in dieser Sprache predigte er ihn, für einen weiten Kreis der Zeitgenossen ein kräftiger Retter der Reinheit und Heiligkeit seiner geliebten Tonkunst. Noch einmal also: aus diesem lebendigen Verkehr mit der Welt des Heiligen, daraus floß der Adel seines Wesens, daraus die unverwelkliche Jugendfrische seines Geistes, — daher stammte der hohe geistige Zug, der in seine ganze Erscheinung verwebt war, der schwankungslosen Sicherheit unbeschadet, mit der er in seinem Beruf den Blick auf die unmittelbarsten Verhältnisse des wirklichen Lebens geheftet hielt.

Auch hier also kehrt der vorige Fall wieder, meine Zuhörer; auch das Bild des Seligen selbst weist uns wieder nach oben hin, auf Gott. Es ist als riefe er uns zu: Die neue Ordnung der Dinge, zu der mein Gott mich hinangehoben hat, sie ist für mich keine fremde; schon

mitten unter Euch habe ich in ihr mein bestes, mein eigentliches Leben gelebt, aus ihr schon damals die Kräfte geschöpft, mit denen ich Euch diente und um derenwillen Ihr meine Thätigkeit werth hieltet. Meinet doch nicht, daß die Gemeinschaft mit der Welt des Heiligen den Sinn und die Kraft für das irdische Leben und seine wahren Aufgaben abstumpfe. Lernet doch von mir, wo der rechte Reichthum und die rechte Frische des geistigen Lebens geschöpft wird, — lernet von mir, was die Wissenschaft und ihre Priester und Jünger wahrhaft adelt: sich vor Gott und dem Erlöser beugen mit einem von seiner Heiligkeit und Liebe erweichten Herzen und sich erheben in dem Gefühl seiner vergebenden und reinigenden Gnade. O erhebet so immer kräftiger Eure Herzen zu dem, was droben ist, auf daß wir auch jetzt ungeschieden bleiben! — Und wir, meine Zuhörer? Ja, so sey es, theurer Entschlafener, Amtsgenosse, Freund, Lehrer! Ja, wir wollen auch jetzt nicht von Dir lassen! wollen auch da unsern eigentlichen Wandel führen, wo Du Dich jetzt sättigest mit dem Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, dessen Vorschmack Du schon hier genossen hast. Der Herr, Dein Gott, der Dir kund gethan den Weg des Lebens, Er erquicke Dich mit den Freuden seines Antlitzes und lasse Dich ruhen nach der langen und treuen Arbeit! Amen.

Gesprochen

am Grabe

vom

Universitätsprediger, Professor

Dittenberger.

So ruhe denn sanft hier im stillen Grabe, nach einem Leben voll großer, schwerer, herrlicher Arbeit, edler, großer Mann! umgeben von denen, die Dir vorangegangen, in der Nähe Deiner Kinder, in der Nähe von Freunden, die mit Dir treu verbunden gearbeitet, gerungen und gekämpfet haben im Dienste der Wissenschaft für Recht und Wahrheit. Gottes Friede wohne über Deinem Grabe und unser Dank, der Dank der Stadt, der Universität, des Vaterlandes, der Dank der Tausende, die einst zu Deinen Füßen saßen, — er bleibe ein lebendig Monument im ganzen deutschen Lande, das noch den späten Enkeln Kundschaft gibt von Deinem Namen!

Wir aber wollen aufschauen von der Erde dorthin, wo Dein verklärter Geist jetzt wohnt, wir wollen danken dem Herrn, von dem alle gute Gabe kommt, wollen beten zu ihm, dem Vater des Lichts.

Herr Gott Allmächtiger! tiefgebeugt stehen wir an diesem Grabe, blick' auf uns in Gnaden, vernimm unsern Dank, hör' unser Flehen!

Wir danken Dir, daß Du Ihn uns gegeben, der jetzt hier ruht und dessen Verlust wir beweinen! Wir danken Dir, daß Du Ihn hergeführt aus weiter Ferne in unsere Stadt, um hier eine neue Heimath zu finden und dieser Heimath Stolz und Ruhm zu seyn! Wir danken Dir, daß Du Ihn uns erhalten, daß Du Ihn alle Zeit gestärket und beschützet im großen, schweren Berufe, daß Du Ihm Kraft geschenkt, zu arbeiten bis in die letzten Tage seines Lebens geistesfrisch, mächtig, gewaltig im Dienste des Rechts und der Gerechtigkeit! Wir danken Dir, daß Du auch Seinen letzten Wunsch erhört, daß Du Ihn schmerzlos, friedlich, schlummernd hinaufgenommen an Dein ewiges Vaterherz!

Dafür danken wir Dir an Seinem Grabe, Herr unser Gott!

Aber Du hast Ihn auch hinweggenommen aus dem Kreise der Seinen, deren Dasein mit dem seinigen zu einem Leben verwachsen war, Du hast Ihn hinweggenommen aus unserer Mitte, wo er so lange wirkte zu Deiner Ehre und der Menschheit zum Segen. Darum bitten wir Dich, Herr Gott erhöre uns! Tröste die trauernde Gattin, tröste die Kinder, auf daß sie erbauet in Deiner Kraft auch in diesen bittern Stunden sprechen mögen: was Gott thut, das ist wohlgethan! Nimm die Anstalt in Deine gnädige Obhut, welcher der Entschlafene Seine ganze Kraft und Liebe schenkte und deren Ruhm mit Seinem Namen so innig verbunden ist. Segne unsere Universität mit ihren Lehrern und Zöglingen. Erhalte noch lange die theuren Männer, welche mit dem Vollendeten wirkten und noch unter uns wirken durch Deine

Gnade. Gib, daß die Schüler des Seligen des großen Lehrers würdig seien und Seiner immer würdig bleiben! Mit diesem Flehen scheiden wir von Seinem Grabe. Herr Gott erhöre uns um Deiner Liebe willen! Amen.

Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiliget. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser täglich Brod gib uns heute. Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Und führe uns nicht in Versuchung; sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Der Herr segne euch, und behüte euch!
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über euch, und sei euch gnädig!
Der Herr erhebe sein Angesicht über euch, und gebe euch Frieden! Amen.

7 Jera, 1:7 . 5. 15. 2. 7, 12
T. t.

Einige Worte

am Grabe

Johann Heinrich Voſs,

gesprochen

von

Tiedemann

am 1. April 1826.

Heidelberg, 1826.

14 70

Verehrteste Freunde und Mitbürger!

Thränen sehe ich fliefsen über das Hinscheiden eines grofsen Mannes, dessen irdische Hülle dieser Sarg einschliefst. Meine Absicht ist es nicht, indem ich das Wort nehme, durch Redekünste den Strom der Thränen zu mehren. Auch will ich nicht den Lobredner des Verewigten machen; denn befürchten müfste ich, dafs Schmeicheley selbst noch dem entseelten Körper des bescheidenen Mannes ein unwilliges Erröthen abzwingen würde. Anmafsend würde es ferner seyn, wenn ich, als Naturforscher, von Vossen's unsterblichen Verdiensten um die deutsche Sprache und um die alte classishe Literatur reden, oder gar sein Dichter-Talent schildern wollte. Treues Zeugnifs will ich nur mit wenigen Worten

ablegen über den Character eines Mannes, mit dem ich seit zehn Jahren das unschätzbare Glück hatte, in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu leben.

Unsterblicher Geist des grofsen Voss, Dich rufe ich zum Zeugen an, dafs nur Wahrheit über meine Lippen gleiten soll!

Die wichtigste Frage, deren Beantwortung der Laie wie der Gelehrte zunächst wünschen dürfte, ist die: War Voss ein religiöser und frommer Mann?

Nennt Ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrsätze, wie sie Menschen-Satzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgestellt haben, so war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ueberzeugung, Gott sey so Erhaben, dafs die vollkommene Erforschung und Erkenntnifs des Göttlichen durch des Menschen Geist nie abgeschlossen seyn werde. Er hielt sich ferner für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um so reiner und veredelter in dem Menschen-Geschlechte hervortreten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der geistigen Veredelung nähere. An eine zwischen Gott und den Menschen sich ein-

drängende Unfehlbarkeit glaubte er nicht, und er räumte ihr nicht das Recht ein, Gebote zu Beten, Fasten und Buſse ergehen, und den Bettler wie den Kaiser vor ihrer Hoffarth sich demüthigen zu lassen. Welche erhabene Vorstellung jedoch Voss von der Würde und Bestimmung eines ächten Geistlichen im Sinne des Evangeliums hegte, das zeigt die in seiner Luise enthaltene treffliche Schilderung des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau.

Nennt Ihr aber Religion und Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben an Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit, und das redlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger Veredlung, dann war Voss von einer Religiosität und Frömmigkeit durchdrungen, wie vielleicht nur wenige unter uns. Ich habe den edelen Mann unter Verhältnissen gesehen, die dem Menschen als Prüfung seines Glaubens von Gott auferlegt zu seyn scheinen, in denen sich der menschliche Geist von dem Irdischen, das keinen Trost mehr gewährt, wegwendet, und zu dem Ewigen und Unwandelbaren erhebt. Ich sah ihn bey der Nachricht des Hinscheidens mehrerer seiner

image
not
available

göttliche Vorsehung und die Unsterblichkeit aufrichtete. Kaum hatte er die Kunde des Todes erhalten, als er mit den Worten in meine Arme eilte: « Freund, der Geist, welcher Gott, Un-« sterblichkeit, Wahrheit und Tugend denkt, ist « ewig und unvergänglich. Tröste Dich und sey « des Wiedersehens deines Kindes gewiſs. Der « Gedanke an dieses erhielt mich bey dem Verluste « meines Sohnes aufrecht, er wird mich auch auf-« recht erhalten, und mit ihm gehe ich unerschüt-« terlich meinem nicht fernen Tode entgegen. »

Wer kann nach diesen Mittheilungen wagen, an der hohen Religiosität und Frömmigkeit des groſsen Mannes zu zweifeln? Und wer unter uns kann in dem Wahne stehen, frommer zu seyn?

Die zweite Frage, welche sich zur Beantwortung drängt, ist diese: War Voss ein guter Staatsbürger? Heiſst Ihr den einen guten Bürger und Unterthan, welcher unbedingt jede Handlung eines Regenten nur darum für lobenswerth hält, weil sie ein Fürst vollzogen, auch selbst wenn sie Mangel an Weisheit und Einsicht verräth, — so war Voss kein guter Staatsbürger.

Heiſst Ihr aber den einen guten Bürger, welcher das Göttliche in der Regenten-Würde hochverehrt, wo sich ihre Göttlichkeit in der Pflicht-Erfüllung, in der Gerechtigkeit, in der Fürsorge für Geistes- und Herzens-Bildung, und in dem edelen Bestreben für die Wohlfahrt des Volks beurkundet; der seinem weisen Fürsten mit Liebe, Treue und That ergeben ist; jede seiner Tugenden hochpreist, und jedem seiner Befehle strenge Folge leistet, — so war Voss der beste Bürger und Unterthan. Seinem Geiste schwebten stets die groſsen Fürsten aller Zeiten vor, welche sich den Gehorsam, die unerschütterliche Treue und die Verehrung der Völker durch ihre Tugenden, ihre Weisheit und Mäſsigung zu erhalten wuſsten. Lob preisend nannte er die Fürsten, deren Thaten der Humanität und Liberalität die Geschichte aufgezeichnet hat, und welche in der Geistes-Cultur nicht einen schreckenden Popanz erblickten, sondern in der Beförderung der Wissenschaften die sicherste Stütze ihres Thrones, und eine unversiegbare Quelle der Wohlfahrt und des Flors ihrer Völker suchten und fanden.

Dafür, daſs Voss, als ein guter Bürger,

nicht in Worten, sondern im edelen Bildungs-Geschäfte für die Menschheit bis zur Erschöpfung seiner Gesundheit sich bewährt hatte, schaffte ihm der hochherzige Regent von Oldenburg eine für ganz Deutschland nützlich gewordene Lebens-Verlängerung durch die Möglichkeit, im milderen Süden sich den Erholungs-Ort zu wählen. Dafür wurde des nach Jena gewanderten Fremdlings Beirath zum Unterrichts-Wesen von dem weisen Fürsten Weimar's sogleich gewünscht und geehrt. Dafür zog ihn BADEN's edeler Nestor, CARL FRIEDERICH, in unser noch milderes Clima, und bediente sich seines Raths und seiner geistvollen Ansichten. Dafür endlich genofs er unter den nachfolgenden Fürsten BADEN's, CARL und LUDWIG, das fortdauernde Ehren-Gehalt. Und mit welcher Verehrung und Hochachtung hat der edelfühlende Mann so oft dankbar die Huld dieser Fürsten gepriesen!

Kaum ist es nöthig, über Voss, den Gatten und Vater, zu reden; denn wem ist es unbekannt, mit welcher Zärtlichkeit er an seiner edelen Gattin hing, seit ihrer ersten Bekanntschaft vor zwey und fünfzig Jahren, und die er im Feuer seiner

Dichterkraft als L u i s e besang? Unaussprechlich rührend war es, die liebevolle Pflege zu sehen, welche die Gattin dem Erkrankten erwies, und mit welchen Aeufserungen des Dankes er ihre Liebe zu lohnen suchte. Wie sehr die edele Frau den trefflichen Mann verehrte und liebte, das beweist folgende Aeufserung, da ich sie vom entseelten Körper wegführte: « Nun ist mir die Welt öde « und leer; doch danke ich Gott, dafs ich meinen « V o s s überlebte, denn ihm würde mein Ver- « lust noch viel herber gewesen seyn. Ein Trost « bleibt mir, ich bin siebenzig Jahre alt, und « lange werde ich also von ihm nicht getrennt « seyn. «

War V o s s ein Menschenfreund? Das war er wie Wenige. Er unterstützte nicht nur reichlich Kranke und Nothleidende, sondern er verwendete einen Theil seiner Ersparnisse zur Unterstützung wackerer Jünglinge, deren Bescheidenheit und Neigung zu den Wissenschaften ihm die Hoffnung gewährte, dafs sie dereinst tüchtige Männer werden würden. Doch darüber darf ich nicht weiter reden, denn ich sehe den drohenden Finger des liebevollen Greises, der verbietet, Handlungen

aus der Verborgenheit zu ziehen, für die er sich allein durch das Bewufstseyn, gut gehandelt zu haben, belohnt hält.

War Voss ein liebevoller Freund? Das war er, wie Keiner. Welche Theilnahme zeigte er an dem Wohl seiner Freunde! Wie sorgsam und herzlich erkundigte er sich nach ihrem Wohlseyn und nach ihren Bestrebungen! Mit welcher Wärme und Anhänglichkeit sprach er von längst entschlafenen Freunden, einem Hölty, Schiller, Klopstock, Claudius, Gleim, Miller, Hensler, Schulz u. A.! Mit welcher Liebe erinnerte er sich seiner Wohlthäter in Zeiten der Entbehrungen früherer, ungünstiger Lebens-Verhältnisse! Und wie gern theilte er seine vielfachen Erfahrungen während seiner langen und mühevollen Lebensbahn mit! Er trat mit Offenheit jedem wahrheitsliebenden Manne entgegen, und reichte ihm seine biedere Rechte. Fern war er von allem Hochmuth, die Gelehrsamkeit in kleinlichen Menschen so leicht erzeugt.

Und so kann ich mit Wahrheit bezeugen, dafs ich Voss während eines zehnjährigen Umgangs als den rechtschaffensten, edelsten und hoch-

herzigsten Mann habe kennen gelernt, der rastlos und mit dem reinsten Eifer nach Wahrheit forschte, und mit Muth und Kraft, nach seiner besten Ueberzeugung, für Wahrheit kämpfte. Er hat sein Leben stets der Wahrheit, dem Rechte und der Veredelung gewidmet. Sein Glaube war, kein Dichter, kein Gelehrter könne tüchtig seyn, wenn er nicht gut als Mensch ist. Gut seyn und Guten zu gefallen, darnach trachtete er. Einen empfindelnden, frömmelnden und mattherzigen Mysticismus eines erschlaffenden Zeitalters verachtete er mit unwilligem Bedauern.

Ob seine vielfachen Andeutungen über ein in der neuesten Zeit sich äufserndes Bestreben zum Unterdrücken der Aufklärung und der Wissenschaften, und zum Verbreiten der Verfinsterung in Erfüllung gehen werden, das wird die Zeit lehren. Das aber glaube ich mit Gewifsheit sagen zu können, dafs der grofse Geist des unsterblichen Mannes, welcher der Cultur-Geschichte Deutschlands angehört, in allen Edelen der deutschen Nation auch in kommenden Generationen fortleben wird, wann längst unser Körper mit Erde bedeckt ist, und unsere Gebeine in Asche zerfallen sind. Und

nichts wird es fruchten, sich dem mächtigen Geiste der Veredelung entgegen zu stellen.

Nun lafst uns die entseelte Hülle des unsterblichen Mannes, der in die Wohnung der Seligen einging, und zu dem zurückgekehrt ist, der ihn aussendete, in die Gruft senken, und zur Erde werde sie, wie es die göttliche Welt-Ordnung gebietet. Sein Andenken aber bleibe wach unter uns, und dauere ewig!

Empor zu Gott, der nicht für Kummer
Des Menschen Wunderbau beseelt,
Der uns, nach kurzen Müh'n, zum Schlummer
Den kühlen Schoofs der Erde höhlt!
Was weinen wir
Am Grabe hier?
Voran nur ging der traute Freund!
Bald flieht, wie Schaum,
Des Lebens Traum;
Und ewig sind wir dort vereint!

Wohlan denn! mifche Staub zu Staube
Der Schaufeln dumpfer Wechselklang!
Allweiser! Vater! ruft der Glaube:
Dir, Herr des Todes, Preis und Dank!
Wer starb, entkam
Aus Sünd' und Gram,

Aus Thorheit, Trug und eitlem Schein;
Er steht verklärt
Vor Gott, und hört,
Und stimmt ins Hallelujah ein!

Rede

an

dem Grabe

Schregers

gehalten

am 11ten October 1825

von

Friedrich Wilhelm Heinrich Trott,

Dr. Med. leg.

Erlangen,

gedruckt mit Junge'schen Schriften.

Allen

Freunden und Verehrern

des

edlen Entschlafenen

geweihet

Dem

Herrn

Hofrath und Professor

Dr Rau.

Vorwort.

Nicht die eitele Absicht, das kunstlose Werk einiger flüchtigen Stunden der Vergessenheit zu entreißen, veranlasste den Druck dieser Blätter — nein, der herzliche Wunsch des dankbaren Schülers, den zahlreichen Freunden und Verehrern des Hochgefeierten ein kleines Denkmal der Erinnerung zu überliefern. Ich hoffe, daß Diese meinen Schritt nicht misbilligen werden, und gebe die Rede, so wie sie gehalten

wurde, bloß mit einer kurzen Uebersicht der Schriften des Verewigten, und einigen andern Bemerkungen versehen, welche nicht in den Vortrag selbst paßten.

Möge das Ganze mit gütiger Nachsicht und Gewogenheit aufgenommen werden!

Trott.

Andächtige und verehrungswürdige Versammlung!

Trauer und Wehmuth ergreift uns an dieser heiligen Stätte, welche uns mit tiefem Ernste an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnt; an der Stätte, wo so Mancher unter uns mit thränenvollem Auge nach dem Hügel blicket, der die Asche seiner Lieben decket; wo so viele Tausende der müden Wandrer ausruhen vom Tagewerke des Lebens; und wo so manche süße Hoffnung, so mancher schöne Plan zu Grabe gegangen ist.

Tiefere Trauer und Wehmuth ergreift uns an dieser Stätte, wenn wir ihr den Leichnam eines guten, eines geliebten, eines ausgezeichneten Menschen überliefern müssen. Tiefe Trauer und Wehmuth erfüllt auch heute unsere Herzen, da wir Schregers irdische Hülle zu ihrer Ruhestätte geleitet haben. —

Trostlos und zweifelnd würde der Mensch an dem Grabe seiner theuren Dahingeschiedenen stehn, wenn ihn

nicht die beiden großen bedeutungsvollen Worte, Vorsehung und Unsterblichkeit, im Glauben aufrecht erhielten. Und diese beiden großen Worte sollen uns auch trösten und beruhigen bei dem Verluste einer der größten Zierden unserer Hochschule; welcher leider! in dem Zeitraume eines Jahres vier [1]) ihrer Lehrer durch den Tod entrissen wurden.

Auch Schreger hat seine irdische Laufbahn vollendet. Er hatte auf derselben genug des Wissens gesammelt, genug des Guten gestiftet, um reif zu sein für eine höhere Welt. Gott sprach: Bis hieher, und nicht weiter! — Der unsterbliche Geist entschwebte den irdischen Banden, und wohnet jetzt in den Regionen des Lichts und des Friedens.

Wir aber, die wir traurend neben der entseelten Hülle stehen, haben uns versammelt, um Schregers großem Geiste hier öffentlich ein Opfer der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit darzubringen.

Das Andenken an den ausgezeichneten Mann, an seine Kenntnisse, an seine Verdienste und Tugenden, wird zwar in unsern Herzen fortleben; sein Name ist durch seine trefflichen Schriften unsterblich geworden; doch mag eine, wenn auch kurze und kunstlose Schilderung seines Lebens dazu beitragen, sein Andenken in uns zu bewahren und zu befestigen.

---

1) Kanne, Fabri, Meynier und Schreger.

Bernhard Nathanael Gottlob Schreger wurde zu Zeitz am 6ten [2]) Juni 1766 geboren. Sein Vater [3]) war Conrector an dem dortigen Gymnasium, und hatte daher die beste Gelegenheit, seinen drei Söhnen eine vielseitige gelehrte Bildung zu geben. Die beiden jüngern derselben leben noch in ausgezeichneter Wirksamkeit, der eine als akademischer Lehrer [4]), der andere als Seelsorger [5]), und beweinen jetzt in der Ferne den Verlust des geliebten Bruders. —

---

2) Nach C. F. Möller (Verzeichniß der in den beiden Städten Zeitz und Naumburg gebornen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, Zeitz 1805, S. 17.) am 4ten Juni. Doch wurde Schregers Geburtstag immer am 6ten Juni gefeiert, und gerade das letzte Mal durch eine, von seinen Schülern veranstaltete Fackelmusik verherrlicht.

3) Nathanael Glauberecht Schreger, geb. am 25. Juli 1723 zu Ebalsbrunn bei Zwickau, starb am 4. Juni 1805. Seine Ehefrau, Rahel Christiane, eine Schwester des, durch seine Augenkuren berühmten Pfarrers zu Cospoda, Joh. Gabr. Müller, starb im Febr. 1819, über 80 Jahre alt.

4) Christian Heinr. Theod. Schreger, geb. am 22. Jan. 1768, früher praktischer Arzt zu Erlangen, jetzt Professor zu Halle, auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt.

5) Christian Wilh. Gabr. Schreger, geb. am 27. März 1773, ist Pfarrer zu Cospoda bei Neustadt an der Orla.

Unser Verewigte widmete sich auf der Universität zu Leipzig mit Eifer dem Studium der Arzneywissenschaft. Im Jahre 1791 wurde er Magister der Philosophie und Doctor der Medicin. Er blieb dann noch einige Zeit als Privatdocent in Leipzig, bis er im Jahre 1793 als ordentlicher Professor der Arzneygelahrtheit nach Altdorf berufen wurde.

Doch verweilte er nicht lange auf dieser Hochschule, wo er mit vielem Beifalle lehrte und wirkte. Schon im Jahre 1797 folgte er als Professor ordinarius dem ehrenvollen Rufe nach Erlangen; und hier war es, wo er 28 ruhmvolle Jahre verlebte; hier war es, wo er vorzüglich als Gelehrter[6]), als Arzt und als Mensch des Guten und Edlen unendlich viel geleistet hat.

Durch seine lehrreichen Vorträge, durch seine geistvollen, mit vielem Fleiße und Scharfsinne ausgearbeiteten Schriften[7]), über die verschiedensten Theile der Arzneywissenschaft, hat er zahlreiche Schüler gebildet, welche jetzt, in der Nähe und Ferne,

---

6) Er war in vielen Fächern des menschlichen Wissens bewandert. Auch die Dichtkunst war ihm nicht fremd. Sein lateinisches Gedicht zur Jubelfeier der Reformation giebt einen deutlichen Beweis seiner großen Talente, so wie seines Eifers für die Religion. Eine Sammlung seiner Gedichte wird hoffentlich nächstens erscheinen.

7) M. s. den Anhang.

der leidenden Menschheit Hülfe leisten, und welche in dem Verewigten dankbar den großen Meister verehren, welcher ihre aufkeimenden Talente für Wissenschaft und Kunst aufzumuntern und zu begeistern verstand.

Seine Werke über die chirurgischen Operationen und die Verbandlehre werden noch von der späten Nachwelt, für welche sie die Bahn zu stetem, rastlosem Fortschreiten ebneten, mit Achtung genannt werden. Uud noch das letzte Werk, welches er vollendete: „de bursis mucosis subcutaneis,“ zeugt von seinem Eifer für das Studium der Natur. —

Schreger war ein großer Arzt[8]. Sein stetes Streben, in das Wesen der Krankheiten tiefer einzudringen, sein einsichtsvoller und gründlicher Heilplan, seine seltene Geschicklichkeit in chirurgischen Operationen, ließen ihn viele glückliche und große Kuren vollbringen, welche ihm das Zutrauen und die Achtung der ganzen Umgegend erwarben[9]. Es kamen Kranke von nah und fern, um Rath und Hülfe bei ihm zu suchen; und sehr Vielen hat er geholfen. Ich

---

8) In frühern Jahren hatte er sich auch in der Privatpraxis bei innern Krankheiten ausgezeichnet, und als Geburtshelfer viel geleistet.

9) Er war für die ganze Gegend in chirurgischen Fällen gleichsam die höchste Instanz, derem Ausspruche sich Aerzte und Kranke mit Zuversicht fügten.

glaube, daß auch wohl unter uns Mehrere sein werden, welche seinen ärztlichen Bemühungen Leben und Gesundheit verdanken.

Sein schönstes Werk war aber ohnstreitig die vor 10 Jahren unternommene Errichtung eines chirurgisch-clinischen Instituts, wodurch einer früher sehr fühlbaren Lücke im akademischen Unterrichte abgeholfen wurde, und wodurch die ärmere Klasse der Kranken Gelegenheit erhielt, sich auch in äußerlichen Leiden die nöthige Hülfe zu verschaffen; wie dies schon länger in dem, von dem verdienstvollen Präsidenten von Wendt gestifteten medicinischen Clinikum bei innern Kranken der Fall gewesen war.

In jenem chirurgischen Institute [10]) wurde, unter Schregers Leitung, mit einigen Hundert Gulden jährlichen Einkommen, so viel geleistet, daß in acht und einem halben Jahre zwei tausend zwei hundert und sechs und funfzig, größtentheils unbemittelte Kranke, aus der Stadt und der Umgegend, unentgeldlich die nöthige chirurgische Hülfe und Arzneyen erhielten, mehrere auch beköstigt und verpflegt wurden.

Im Mai des vorigen Jahrs wurde diese Anstalt mit der chirurgischen Abtheilung des neuen Kranken-

10) Es wurde, unter Beihülfe des Präsidenten v. Wendt und des thätigen D. Bayer, am 20sten November 1815 eröffnet, und später mit 8 Krankenbetten versehen. Der Fond bestand anfangs aus 200, später aus 500 Gulden jährlich.

hauses, zu deren Director der Verewigte ernannt wurde, verbunden; und seitdem sind in derselben sechshundert und zwanzig Kranke behandelt, von denen siebenzig ins Krankenhaus [11]) selbst aufgenommen waren.

Von allen diesen Kranken sind sehr Viele geheilt, viele Andere wenigstens so gut als möglich erleichtert, und nur Wenige als ganz unheilbar entlassen worden. Es sind nicht mehr als vier und funfzig während der Kur gestorben. — Wenn nicht alle Kranken geheilt werden, so liegt die Schuld nicht an den Aerzten; denn diese sind, wie andere Menschen, durch ihre Natur zu sehr in ihren Einsichten und in ihrem Wirken beschränkt, um mehr als Menschliches leisten zu können [12]). —

So ausgezeichnet Schreger als Gelehrter und Arzt war, eben so ausgezeichnet war er auch als Mensch.

Die erste Ehe, in welcher er lebte [13]), verursachte ihm, durch mancherlei Widerwärtigkeiten, viele

---

11) In der medicinischen Abtheilung des Krankenhauses, unter Direction des Herrn Hofrath D. Henke, wurden seit dem 1sten August v. J. 55 Kranke verpflegt.

12) Auch den Verewigten schützten seine großen Verdienste nicht immer vor dem falschen Urtheile Kurzsichtiger!

13) Mit Wilhelmine Hertel, Buchhändlerstochter aus Leipzig. Er heirathete sie im J. 1795, lebte 9 Jahre lang mit derselben, dann 12 Jahre von ihr getrennt,

Sorgen und Trübsal. Als dieselbe gelöst war, vermählte er sich im hohen Mannesalter mit einer zweiten Gattinn [14]), mit welcher er beinahe acht Jahre lang eine glückliche und zufriedene Ehe führte, welche den Abend seines Lebens erheiterte und verschönerte.

Von seinen Kindern sind drei blühende Töchter dem Vater in jene Welt vorangegangen; und nur ein Sohn [15]) ist übrig geblieben, an welchem der Entschlafene mit väterlicher Sorgfalt und Liebe hing. Auch seinen übrigen Verwandten war er ein treuer Rathgeber, ein uneigennütziger Helfer und Unterstützer; seinen Freunden ein biederer, gefälliger Freund. Er war gegen Jedermann leutselig und gutmüthig; nahm herzlichen Antheil an Andrer Glück und Andrer Leiden; beförderte gern das Gute, und half nach seinen Kräften, wo er Hülfsbedürftige fand.

---

bis vor 9 Jahren diese Ehe förmlich aufgelöst wurde. Doch erhielt jene erste Gattinn ununterbrochen, bis an seinen Tod, jährlich 600 Gulden, den dritten Theil seiner Besoldung.

14) Magdalene Dietsch, Kaufmannstochter aus Erlangen.

15) Gustav Schreger, im J. 1798 geboren, studirt gegenwärtig zu Erlangen die Kameralwissenschaften. Möge derselbe Gönner und Freunde finden, die ihm des Vaters Verlust einigermaßen ersetzen; denn er bedarf Ihrer! Ein schöneres Todtenopfer würde man dem Verewigten wohl nicht bringen können!

Er würde gewiß oft noch mehr gethan haben, wenn er nicht häufig durch körperliche Leiden in seiner Thätigkeit gehemmt worden wäre. Diese Leiden, begründet in einem schlaffen Körperbaue, in einer lange fortgesetzten, mit anstrengenden Geistesarbeiten verbundenen sitzenden Lebensart, verbitterten ihm manche Stunde seines Lebens, verursachten ihm manche schlaflose Nacht, und führten am Ende die Auflösung des ganzen Organismus herbei.

Schon lange [16]) hatte er die Zunahme seiner Beschwerden bemerkt, allein dieselbe weniger geachtet, und vor den Seinigen verheimlicht, um die Besorgniß derselben nicht zu vermehren. Er trug seine Leiden mit der größten Geduld. Noch in den letzten Wochen seines Lebens verrichtete er mehrere bedeutende Operationen; und schon an das Krankenlager

---

16) Oefters hatte er davon gesprochen, wie es mit seinem Leichenbegängnisse gehalten werden sollte. Er verlangte einen einfachen, schwarzen Sarg, ohne alle Zierathen. Dankbare Schüler weiheten aber dem verehrten Lehrer einen schönen Lorbeerkranz, welcher über dem Sarge, von zweien derselben schwebend getragen, einen imposanten Anblick gewährte. — Eben so hatte der Verewigte öfters geäußert, daß nicht die Leichenfrau, sondern der Anatomiediener (!) bei seinem Leichname gebraucht werden sollte. Dies geschah denn auch; und daher ging in dem Leichenzuge der Anatomiediener, mit einem Blumenstrauße in der Hand, dicht hinter dem Sarge einher.

gefesselt, operirte er mit der größten Anstrengung, doch mit dem besten Erfolge, eine Hasenscharte [17].

Die Erscheinungen einer allgemeinen Wassersucht wurden immer drückender; und als verjährte Hämorrhoidalleiden Entzündung im Unterleibe hervorgebracht hatten, waren alle Bemühungen seiner geschickten Aerzte, welche Freundesbande an ihn fesselten, fruchtlos; und der edle Mann entschlief, nach mühsamem Kampfe [18], zu einem bessern Sein, in einem Alter von 59 Jahren, 4 Monaten und 2 Tagen. —

Seine Verdienste folgen ihm in jene Welt nach! Sie sind hienieden von den Gelehrten laut anerkannt. Sein Name wird überall geachtet [19]. Mehrere gelehrte Gesellschaften [20] hatten den Verewigten zu ihrem Mitgliede erwählt. Die Hochschulen zu Tü-

---

17) Die Aeußerung, welche Schreger, nach dieser Operation, in den Lehnstuhl zurücksinkend, gethan haben soll: „Dies war mein letztes Werk auf Erden!" hätte wohl, wie der Verf. nach gehaltener Rede fühlte, mit aufgenommen werden sollen.

18) Am 8ten Oktober, Nachmittags 3½ Uhr.

19) Im Jahre 1804 wurde Schreger Königl. Preuß. Hofrath.

20) Die Kaiserlich Leopoldinische Gesellschaft der Naturforscher, die Königliche Akademie der Wissenschaften zu München, die Gesellschaften für Natur- und Heilkunde zu Bern, Bonn, Heidelberg, Marburg, Halle, Dresden, Erlangen; so wie die ökonomische Gesellschaft zu Leipzig u. a.

bingen, Halle und Heidelberg [21]) versuchten mehrmals, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, zu seinem Besitze zu gelangen; doch Schreger blieb in der Stadt, welche seinem Herzen lieb und theuer geworden war.

Wenn auch von manchen Seiten seine Verdienste nicht gehörig gewürdigt wurden, so sind sie doch von Allen, die den ausgezeichneten Mann näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, in ihrem Werthe anerkannt und geschätzt worden. —

Um seinen Verlust trauert nicht allein seine Familie, die er liebte, und von welcher er geliebt wurde; nicht allein die Hochschule, deren Zierde und Stolz er eine lange Reihe von Jahren hindurch gewesen ist; nicht allein der große Kreis seiner Freunde, Schüler und Verehrer — nein, um ihn trauert auch die Stadt [22]) und die Landschaft, in welcher er als Arzt

21) Außerdem hatte Schreger schon im J. 1803 einen Ruf nach Wittenberg. 1816 wurde ihm von dem Königl. Ministerium die Wahl zwischen Erlangen und der Professur der Chirurgie zu Würzburg freigestellt. Im J. 1818 trug man ihm eine Assessorsstelle in der medicinischen Facultät zu Leipzig an. Nach Halle wurde er dreimal berufen, zuletzt im J. 1816.

22) Dies bewies die allgemeine, herzliche Theilnahme an seinem Krankenlager und bei der Nachricht seines Todes. Noch deutlicher wurde es an dem Begräbnißtage. Tausende von Menschen aus der Stadt und der Umgend strömten herbei, um Theil zu nehmen

und Menschenfreund rastlos wirkte; um ihn trauert das Deutsche Vaterland und die Wissenschaft, welche an ihm ohnstreitig einen der größten Meister in der chirurgischen Heilkunde verloren haben.

Ihm folgen die Segenswünsche aller derer, die ihn kannten, liebten und verehrten! Ihm folgt der heiße Dank aller derer, die Hülfe und Rettung bei ihm fanden!

Und so wollen wir denn, mit betrübten Herzen, die entseelte Hülle der Stätte überliefern, wo sie in

---

an dem großen, seltenen Leichenbegängnisse. Ein Theil der Schuljugend mit ihren Lehrern, die Studirenden, so viele deren während der Ferien zugegen waren, die Geistlichkeit, die königlichen und städtischen Behörden, die Mitglieder der Universität, mehrere Fremde und ein großer Theil der Bürgerschaft bildeten den langen, ernsten Trauerzug. Schon in den Straßen, durch welche derselbe wallte, sah man vielen Augen Thränen entfließen; allgemeine Rührung herrschte auf dem Kirchhofe; und wie viele Thränen der Wehmuth und Dankbarkeit mögen im Stillen geweint worden sein! — Einen schönen Beweis der allgemeinen Theilnahme gab auch die, von einigen jüngern Verehrern des Entschlafenen veranstaltete, und am Abend des Begräbnißtages, auf dem Kirchhofe, beim Fackelscheine, dargebrachte musikalische Nachfeier. Hier herrschte, unter einer zahlreichen Versammlung aus den verschiedensten Ständen, ununterbrochene Stille und Andacht.

Ruhe und Frieden zu Staub zerfallen wird, wie die irdischen Ueberreste der früher Entschlafenen zu Staub zerfallen sind.

Du aber, unsterblicher Geist, der Du uns vorangegangen bist in höhere Gefilde, nimm wohlgefällig die Opfer unserer Herzen auf! Uns tröste bei Deinem Verluste der Gedanke, daß Du dort oben, befreiet von den Fesseln und Leiden der Endlichkeit, im hellen Lichte erkennest, was uns hienieden dunkel ist; uns tröste der Gedanke, daß Du dort, im Bewusstsein Deiner wohl vollbrachten irdischen Laufbahn, die Seligkeiten einer bessern Welt genießest; uns tröste der Gedanke, daß wir Dich wiederfinden, daß wir Alle dereinst Dich wiedersehen, und mit Dir verklärt anbetend niedersinken am Throne der Allmacht und der Gnade! Amen!

Anhang.

Kurze Uebersicht der von D. Bernh. Nath. Gottl. Schreger herausgegebenen Schriften.

Pelvis animantium brutorum cum humana comparatio. Lips. 1787.

Dissertatio de irritabilitate vasorum lymphaticorum. Lips. 1790.

Fragmenta anatomica et physiologica. Lips. 1791.

Diss. inaug. de corticis Fraxini excelsioris natura et viribus medicis. Lips. 1791.

Der in allen Seuchen und Krankheiten des Haus- und Hofviehes unterrichtende und selbst heilende Thierarzt. Zeitz und Naumburg 1793 — 94.

Theoretische und practische Beiträge zur Cultur der Saugaderlehre. Leipzig 1793.

Kritisches Dispensatorium der geheimen, specifischen und universellen Heilmittel. Leipz. 1795.

Handbuch der populären Thierheilkunde für aufgeklärte Oekonomen. Altdorf und Nürnberg 1797.

Programma de fasciis capitis. Erlang. 1798.

Die Werkzeuge der ältern und neuern Entbindungskunst. Erlangen 1799.

De functione placentae uterinae epistola ad Virum illustrem Sam. Thom. Soemmerring. Erlang. 1799.

Tabulae armamentorum ad rem obstetriciam pertinentium. Erlang. 1800.

Auswahl zerstreuter kleiner Schriften medicinisch-chirurgischen Inhalts. Leipzig 1801.

Grundriß der chirurgischen Operationen. Fürth 1806. Dritte Ausgabe Nürnberg 1825.

Uebersicht der geburtshülflichen Werkzeuge und Apparate. Erlangen 1810.

Plan einer chirurgischen Verbandlehre. Erlangen 1810.

Ueber den Verband der Schädelwunden. Erlangen 1810.

Versuch eines Streckapparats zum nächtlichen Gebrauch für Rückgrathgekrümmte. Erlangen 1810.

Chirurgische Versuche, 2 Bände. Nürnberg 1811 und 1818.

Beobachtungen und Bemerkungen über die beweglichen Concremente in den Gelenken und ihre Exstirpation. Erlangen 1816.

Annalen des chirurgischen Clinikums auf der Universität zu Erlangen. Erl. 1817.

Handbuch der chirurgischen Verbandlehre. 3 Theile, Erlangen 1820 — 23.

De bursis mucosis subcutaneis. Erlang. 1825.

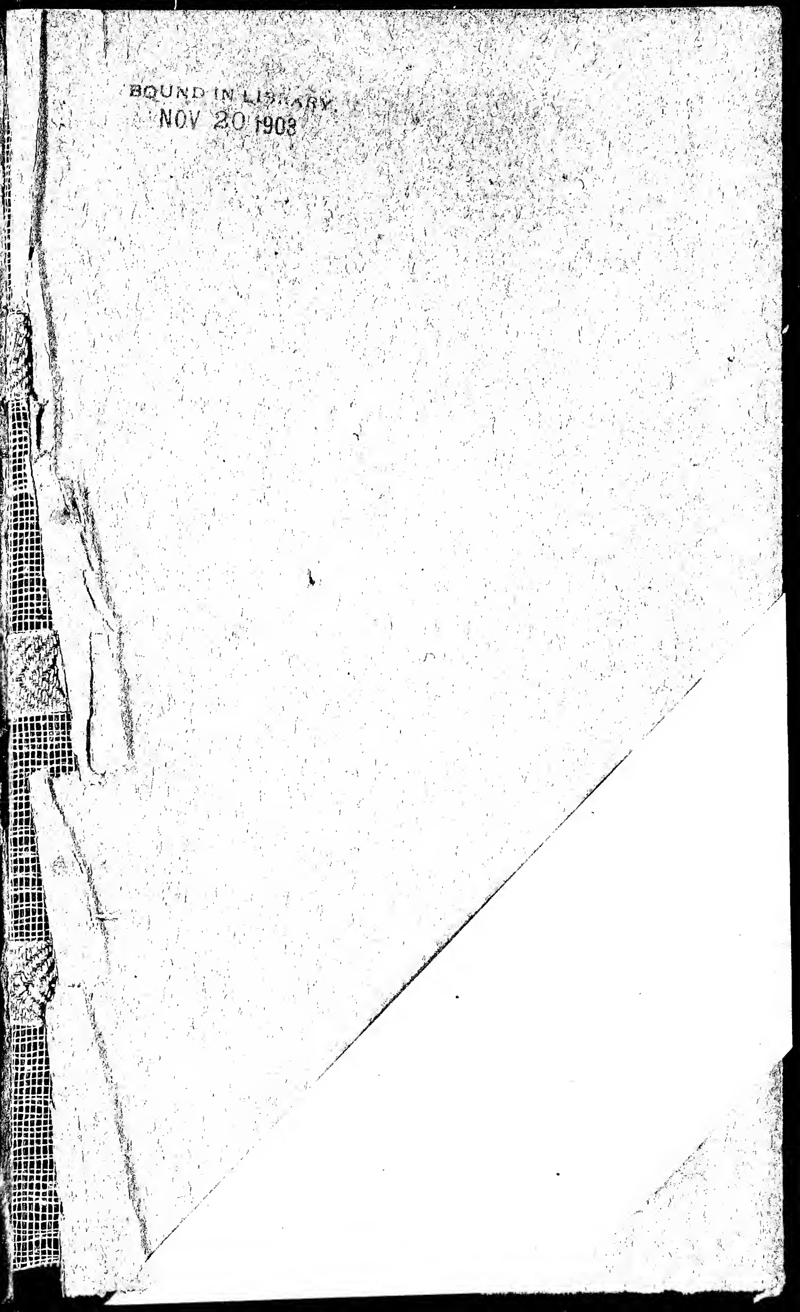
Außerdem übersetzte er mehrere fremde Werke z. B.:

Previnaire Abhandlung über die verschiedenen Arten des Scheintodes. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen. Leipzig 1790.

William Cullen klinische Vorlesungen über die Nervenkrankheiten. Aus dem Englischen. Leipzig 1794.

Auch finden sich viele von ihm verfasste Aufsätze in Journalen und andern Sammlungen zerstreuet; vorzüglich in den Annalen der neuesten englischen und französischen Chirurgie und Geburtshülfe, herausgegeben von Schreger und Harles.

RO BE
HUMA



BOUND IN LIBRARY.
NOV 20 1903